

Iduna

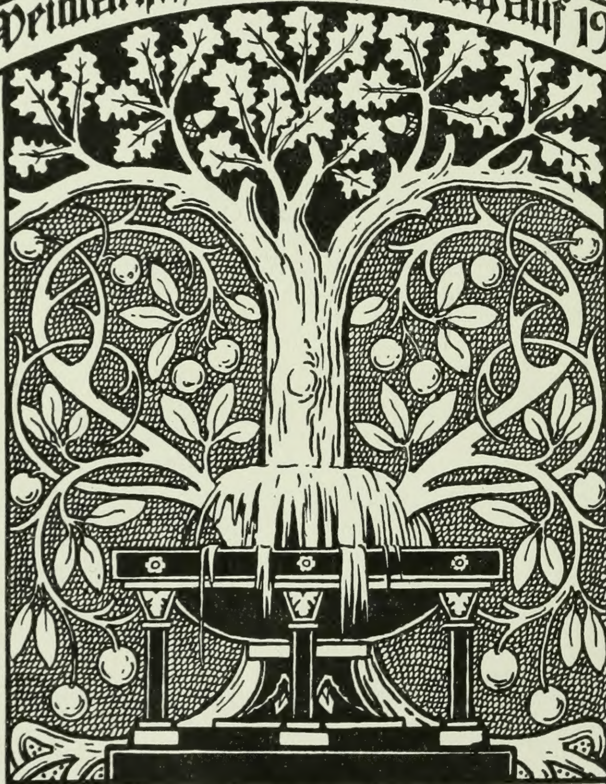
Weimarisches Taschenbuch

auf

1903

Iduna

Weimarisches Taschenbuch auf 1903



herausgegeben von Ernst Wachler

Verlag
Hermann Costenoble
Jena · Berlin

Iduna

Weimarisches Taschenbuch auf 1903.

In Verbindung mit

Adolf Bartels, Gustav Falke, Hermann Friedrichs, Max Geissler, Alois John, Richard von Kralik, Franz Lechleitner, Fritz Lienhard, Börries Freiherrn von Münchhausen, J. H. Löffler, Robert Mielke, Alexander von Peez, Philo vom Walde, Heinrich Sohnrey, Maurice von Stern, O. Schwindrazheim, Christian Wagner, Arthur von Wallpach, Albrecht Wirth, Hans Freiherrn von Wolzogen u. a.

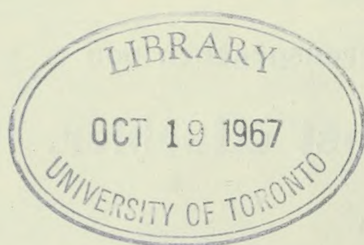
herausgegeben von

Ernst Wachler.



Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble

Berlin 1903


LIBRARY
OCT 19 1967
UNIVERSITY OF TORONTO



Inhalts-Verzeichnis.

Einführung des Herausgebers 5

Albrecht Wirth.

Vorkämpfer deutschen Volkstums 9

Richard von Kralik.

Gedicht 12
Der Tiefstand unserer künstlerischen Kultur 12
Konservativismus 16
Das Geheimnis der Originalität 20
Aus dem Kunstbüchlein 23
Widmung zum Heldengedicht Prinz Eugenius, der edle Ritter 28

Fritz Lienhard.

Gedichte 30
Aus Till Eulenspiegel 42
Aus Gottfried von Straßburg 46
Aus den Schildbürgern 50
Aus Münchhausen 54
Merlin, der Königsbarde 59
Aus König Arthur 64

Heinrich Sohnrey.

Spruch 69
Grüne Ostern und fröhliche Leute (Aus dem hannoverschen Bergland) 69

Arthur von Wallpach.

Gedichte 73

Adolf Bartels.

Gedichte 76
Nationale Kunst 78

Gustav Falke.

Gedicht 81

Johann Heinrich Löffler.

Epische Stücke und Gedichte 82

Max Geißler.

Gedichte 84

Alois John.

Volkstum und Kunst 86

Johann Peter.
Dorftanz im Böhmerwalde 90

Hermann Friedrichs.
Gedichte 94

Maurice von Stern.
Gedichte 103

Philo vom Walde.
Gedichte und epische Stücke 108

Ernst Wachler.
Gedichte 111
Prosa-Stücke 112
Unter den Buchen von Saßnitz 114
Das lustige Schlesien 120
Aus der Schlesischen Brautfahrt 122
Aus den Rhein-Dämmerungen 128
Aus Einsiedlers Thalfahrt 133

Theodor Oek.
Gedanken 139

Alexander von Peez.
Götterdämmerung 143

Christian Wagner.
Gedichte 149

Franz Lechleitner.
Gedichte 153

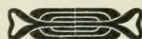
Robert Mielke.
Waldkunst 157

Börries Freiherr von Münchhausen.
Ballade 162

O. Schwindrazheim.
Bauern und Kunst 163

Hans von Wolzogen
Gedicht 166

Ernst Wachler.
Das deutsche Theater der Zukunft 167
Anhang ꝛc. 181





Einführung.

Im Jahr 1797 erschien in Schillers Horen ein denkwürdiger Aufsatz von Herder, betitelt Iduna oder der Apfel der Verjüngung. Er bildete den Anlaß zu einem Meinungsaustausch, infolgedessen Herder die Mitarbeit an den Horen einstellte.

Herder empfahl in diesem Aufsatz, wenige Jahre vor seinem Tode, getreu den Anschauungen seiner Jugend, der deutschen Poesie die Benutzung der Mythologie der Edda als eine Quelle der Verjüngung. Es ist ein Glück für eine Dichtung, in mythologischen Vorstellungen zu erblühen, die aus dem Leben des eigenen Volkes erwachsen sind. Wir könnten wenigstens die des verwandten Volkes erfrischend anwenden.

Diesen Gedanken lehnte Schiller in einem bezeichnenden Briefe ab. Unsere Dichtung kann nicht aus unserem Leben hervorgehen, da in dessen ganzer Gestaltung die Prosa überwiegt und herrscht. Der poetische Genius soll das Gebiet der Wirklichkeit verlassen und auf strengste Separation sein Bestreben richten. Darum ist es für ihn ein Gewinn, daß er seine eigne Welt formiert und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde.

Dieser Gedanke der niederen Sinnenwelt, Kantischer Herkunft, ist ganz christlich-platonisch, während die Ansicht Herders sich mit der echt hellenischen völlig deckt. Es handelt sich, wie schon Otto Ludwig bei der Kritik Schillers hervorhob, um den Gegensatz des weltflüchtig-klassizistischen und elegisch-romantischen Kunstprinzips und des Welt und Wirklichkeit bejahenden volkstümlich-nationalen. Uns erscheint der Schillerische Standpunkt der eines überwundenen Zeitgeschmacks, während dem Herders die Zukunft gehört. Und unbeschadet der unvergleichlichen Künstlerschaft Goethes, wird man sagen müssen, daß Herder Zeit seines Lebens hierin tiefer geblickt hat, als Goethe selbst: ein Umstand, der für die fernere Entwickelung unserer Kunst und Litteratur von allergrößter Bedeutung ist.

Dies ist der Grund, warum wir dem vorliegenden Buch den Titel Iduna geben.

Die Wiedergeburt unseres Volkes und Volkstums, dieser große Gedanke des Herderischen Lebens — wie fern sind wir noch seiner Erfüllung! Auch nur seinem Verständnis! Worin anders will man die Aufgabe künftiger Geschlechter suchen als in dieser, die alle übrigen umschließt?

Die Absicht unseres Buches ist nun, einen ansehnlichen Kreis zeitgenössischer Autoren als Träger des Gedankens nationaler Renaissance zu zeigen.

Es handelt sich um eine Geistesströmung, nicht bloß um die Bestrebungen einer litterarischen Richtung; um Ideale, nicht bloß um Fragen der Technik. Unsere Veröffentlichung beschränkt sich deshalb keineswegs auf die Wiedergabe künstlerischer und ästhetischer Proben, vielmehr steht das religiöse und kulturelle Problem im Vordergrunde.

Der ursprüngliche Plan dieses Buches war, in ihm ein Bild jener Bewegung zu geben, die man auf das Schlagwort der Heimatkunst getauft hat. Allein dem standen beträchtliche Bedenken entgegen. Zunächst gebot der Wunsch nach Verbreitung einen mäßigen Preis und damit einen bescheideneren Umfang, als ihn ein Sammelwerk irgend haben dürfte. Sodann schien ein solches Unterfangen mehr ein Amt des Litterarhistorikers als das unsrige. Die Vollständigkeit, die man von ihm zu fordern berechtigt ist, wie hätten wir sie erreichen können! Schließlich sind wichtige Erscheinungen jener Richtung, so neuerdings Frenssens Jörn Uhl, in aller Händen; und Bruchstücke daraus wären ziemlich überflüssig gewesen.

Die Aufgabe, zu der wir fortschritten, war: auf kleinem Raum die Ideenwelt einer nationalen Renaissance, insonderheit soweit sie künstlerische Gestalt angenommen hat, zu spiegeln. Für diesen Zweck genügte es, ihren engen Zusammenhang mit der ländlichen und landschaftlichen Poesie darzuthun, wie sie sich in Volkserzählern von der Art Roseggers, Hansjakobs, Sohnreys, Bittrichs, Söhles darstellt, und darauf hinzuweisen, daß hier in den epischen, lyrischen und dramatischen Stücken, vom Volkslied und idyllischen Dorfbild an bis zum hohen Kunstversuch, derselbe Geist waltet. Aber selbst von unsern Autoren schien keineswegs alles brauchbar; ältere Stufen der Entwicklung, die der einzelne durchlaufen, blieben außer Betracht.

So ergab sich ein seltsames Buch, in dem sich Alt und Jung, Katholik und Protestant, Gläubiger und Freigeist zum gleichen Ziel verbinden. Möchte es ein Vorzeichen sein für ein schöneres Zeitalter, in welchem eine einheitliche, eigenartige Kultur alle Glieder des deutschen Volkes innig verknüpft!

Der Kenner wird leicht bemerken, wieviel die meisten unsrer Mitarbeiter den Genien unsrer Epoche, Richard Wagner, dem Grafen Gobineau und Friedrich Nietzsche verdanken. Sie sind es in der That, auf die wir uns bei unserem Kampfe gegen Fremdsucht und Ausländerei, bei unserem Gegensatz gegen die Zola, Ibsen und Tolstoi berufen. Aber in Frankreich selbst, mit dessen hauptstädtischen Erzeugnissen man uns überschwemmt, finden wir einen Dichter nach unserm Herzen: Frederi Mistral, den Sänger der Provence, den Urheber der Festspiele zu Orange, den Herman Grimm nicht nur den größten lebenden Poeten seines Vaterlandes, sondern einen dem Corneille und Molière ebenbürtigen Geist nennt. —

Es wären noch kurz die Gesichtspunkte anzugeben, nach denen die folgende Auswahl getroffen ist. Von vornherein wurden Autoren nicht berücksichtigt, deren Ruf und Stellung in der Litteratur der Gegenwart fest bestimmt ist und die außer Zusammenhang mit der Idee des Buches stehen. Ferner solche, deren Form, zum Unterhaltenden neigend, strengere Ansprüche nicht befriedigt; und damit die Masse der mundartlichen und provinziellen Schriftsteller. Ein Handbuch der

Heimat-Dichtung würde freilich einem Timm Kröger, Joh. Kruse, Helene Voigt, Gottfried Döhler, Wilhelm Oehl, Wilhelm Fischer und vielen andern Platz gewähren müssen. Endlich solche, die, wiewohl sie in einigen Zügen mit uns übereinkommen, doch als Gesamterscheinung dem Naturalismus, der internationalen Sitten- und Anklagelitteratur, dem Symbolismus oder der Décadence angehören.

Bei unsern Proben ist der Stoff nicht nach litterarischen Gattungen, sondern nach den Autoren gesondert, damit die künstlerische Persönlichkeit hervortritt. Für eine jede sind möglichst bezeichnende und geschlossene Stücke gewählt worden. Ein großer Teil der Beiträge ist hier zum ersten Mal veröffentlicht. Das Ganze sollte sich in gefälliger Mannigfaltigkeit darstellen und angenehm zu lesen sein: ob dies gelungen ist, mag der wohlwollende Leser entscheiden, der die Mängel dieses Versuchs mit der Schwierigkeit des Unternehmens entschuldigt.

Schließlich wird dies Buch doch nur einen unvollkommenen Begriff von unsern Bestrebungen geben können. Wer sich eingehender mit ihnen zu beschäftigen wünscht, sei auf unser Organ, die „Deutsche Zeitschrift“ verwiesen, in deren Jahrgängen, 1898 bis 1902, die Arbeiten unserer Freunde und Mitarbeiter über die religiösen, die philosophischen und Kulturprobleme, sowie die der Litteratur, der bildenden Kunst und des Theaters vereinigt sind.





Albrecht Wirth.

Geboren 1866 in Frankfurt am Main, lebt in Nürnberg.

Schriften: Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. — Entwickelung Asiens. — Entwickelung Rußlands. — Ostasien in der Weltgeschichte. — Geschichte Formosas. — Geschichte Sibiriens. — Abriß der Geschichte Afrikas. — Das Wachstum der Vereinigten Staaten von Nordamerika und ihre auswärtige Politik.



Vorkämpfer deutschen Volkstums.

Karl der Große sammelte die altdeutschen Heldenlieder. Die Zeit war ihm nicht günstig; sie verschlang sein Werk. Dann kamen die Sänger Waltharis und der Nibelungen und priesen deutsche Treue und Tapferkeit. Es kam Walther von der Vogelweide und rühmte in bewußter Innigkeit das wonnige Vaterland und die Zucht seiner Frauen. Der gewaltigste Dichter der Staufenzeit aber, Wolfram, er neigte sich ausländischen Stoffen zu und er erzählte die Thaten und Reden Parzivals, des fremden kelto-persischen Helden[1]). Hierauf ist deutsches Volkstum flach und dürftig geworden, in engen Kreisen verkümmert, in Sonderinteressen versunken. Drei Jahrhunderte später erhob sich Hutten in seinem Zorn und peitschte mit Flammenversen sein Volk zur That. Luther riß mit gewaltigem Ruck den Norden von Rom, er schuf unserer Sprache Würde und Kraft, er hatte Freude an deutschen Liedern. Ihm halfen Dürer und Holbein und Hans Sachs und Vischer und Stoß. Wieder sank Deutschlands Stern. Durch trüben Nebel leuchteten einzelne Fürsten und Heerführer, blinkten flackrigen Lichtes Simplicius und andere Abenteuerromane, Kriegspredigten und Lanzknechtsgedichte.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erschien Gottsched, der jetzt auf der Bücherbörse neu „gegründet" wird, als Kämpe nationaler Kultur. Ihm folgten auf dem Fuß die Göttinger, Herder und Goethe. Schade, daß Bürger solch' haltloser Charakter war. Seine Balladen waren in volkstümlichem Sinne besser, als die Schillers, der den Gegner so unbarmherzig verdammte. Was ist unserem Volke der „unbewölkte Zeus"? was „blaue Cyanen"? ja, was ist ihm Hekuba? Bewußt und mannhaft rang mit dem Klassizismus Herder. Er sah klärlich und sprach es aufs bestimmteste aus, daß nur in

---

[1]) Ich vermute, daß Parzival (Peredur) = Pehlevan der Sassanidensage = Paladin. Auch der Gral ist iranischer Herkunft.

heimischen Stoffen das Heil, daß jedes Volk seine eigene Stimme habe und nicht nach fremder Stimme geizen solle. Daher auch Klopstocks skandinavische Bardenklänge nicht als deutsche Stimmen anzuerkennen. Und Herder war es gerade, der anscheinend aus der beengenden Einseitigkeit des Nationalismus sich ins Weite flüchtete, nach allen Ländern der Erde schweifte, ihre Poesie, ihre Kunst zu genießen, aber auch gerade er, der sich nicht in Weltweiten verlor, sondern den universelle Erfahrung zum kleinsten Kreis zurückführte. Schade, daß auch Herder nicht durchdringen konnte. Sein war die Erkenntnis, aber nicht die Erfüllung; die Theorie, aber nicht selbsteigener Lieder goldener Mund. Mächtiger quoll die herrliche Flut seinen glücklichen Nachfolgern. Goethe und Schiller wurden die Herren und Meister deutscher Bildung. Allein sie leiteten die Flut zum Teil auf fremde Mühlen. Goethe begann mit Götz, Schiller mit den Räubern und Kabale, und dann? Prometheus, Iphigenie, Tasso, Pandora und der Diwan; Don Karlos, Maria Stuart, Demetrius und hellenistische Balladen. Freilich auch Tell und Wallenstein. Ueberhaupt war der Abfall zur Antike nicht planmäßig. Beweis: der wunderlichst aus Antikstem und Modernstem zusammengebraute Faust.

Andere aber führten Herders Gedanken aus. Es war kein Zufall, daß Jean Paul der eifrigste Freund und treueste Bewunderer Herders war, der ihm auch die Gattin antraute. Setzte doch Jean Paul Herder'sche Theorie in goldene Praxis um. Kein besserer Künder deutscher Volksseele, als der geniale Gestalter voigtländischer Originale, die er mit allen Warzen und weinroten Nasen, mit Zöpfen und Glatzen genau nachbildete, als der rührselige Träumer, der eigensinnige Selbstlober, der verworrene Humorist, der scharfsichtige Philosoph und Prophet. An der komischen Verzopftheit seiner Volksgenossen hatte er herzliches Wohlgefallen, aber mit helltönender Stimme rief er sie in der napoleonischen Not zur Ermannung, zur Freiheit auf. Und hatte er nicht völlig Recht, wenn er äußerte, Deutschland brauche keinen Properz — das ging auf die venezianischen Elegien — sondern einen Tyrtaios? Die Weimarer fanden das „arrogant", wir finden es mutig und recht. So fand es auch schon der Mann, dem der Wunsiedler eine „hohe Nase mit verachtendem Wurf" zuschrieb, gebaut, nicht daß sie sich nach den Menschen, sondern daß die Menschen sich nach ihr richten, nämlich Fichte. Seine Reden an die deutsche Nation berühren sich unmittelbar mit Jean Pauls „Dämmerungen". Noch zu jemand anderem führt uns der Wunsiedler, zu den Gebrüdern Grimm, mit denen ihn grammatische Fehde über den „s Gries und die e Grätze" verband. Auch der Gebrüder Grimm Verdienste um das Deutschtum sind noch lange nicht hinreichend gewürdigt worden. Ihre Märchen sind unsterblich. Ihre sprachlichen Forschungen werden der fernsten Zukunft zur Bewunderung gereichen. Ihr ungebeugter Mannesmut war ein ragendes Mal in öder, dunkler Zeit.

An die Gebrüder Grimm knüpft sich eine zusammenhängende Bewegung, die, überwiegend gelehrter Eigenart, darnach strebt, deutsche Sage, Mundart, Sitte und Tracht ans Licht zu stellen und ihren hohen Wert zu erläutern. Eine deutsche Volkskunde entsteht. Ihre besten Vertreter sind Weinhold und Riehl. Der Mann aus dem Rheingau

hat es, mit dem Weltsinn der Franken begabt, verstanden, gründliche Gelehrsamkeit mit anmutender Form zu paaren. Beweglich, lernbegierig, rege zu beobachten und unermüdlich im Sammeln, ein Mitjubler und Mitklager, sofort mitten im Tanz der Kirchweih, oder bei den ernsten Stimmen des Kirchhofes, ist doch Riehl zugleich ein unerbittlicher Beurteiler und ein scharfer Kritiker, aber stets versöhnlich wirkend durch das sonnige Behagen seiner Menschenliebe. Wenn ihm doch bald Jünger und Nachfolger erwüchsen! Mit Recht achtet Riehl namentlich auch auf den Dialekt. Durch Fritz Reuter und Klaus Groth und Friedrich Stolze, den hochgemuten Frankfurter und den genialen Darmstädter „Datterich", durch den von Goethe schon gelobten Nürnberger Grübel, durch Hebel und Rosegger und „Habts a Schneid" Stielers sind wir längst dazu gekommen, die mundartliche Dichtung als ein wesentliches Element neuzeitlicher Bildung anzuerkennen. Neuerdings ist die Volksbühne dazu gekommen. Aber auch Leute, die zwar hochdeutsch schreiben, aber mit all ihrem Sinnen und Trachten landschaftlich denken und fühlen, wie Jensen, wie Gottfried Keller, wie Adalbert Stifter, wie Fritz Lienhard, auch sie sind Beförderer deutscher Heimatkunst.

Noch ist eines Mannes zu gedenken, der da raget wie ein Gott unter den Männern. Man kann nicht von Vorkämpfern des Deutschtums reden, ohne Bismarck zu nennen. Der eiserne Kanzler hatte für Schrifttum und Wissenschaft nichts übrig, hatte für Kunst kein Herz. Das beweisen ohne Widerrede seine eigenen Gedanken und Erinnerungen. Kein Wort von Bildern und Baukunst, höchstens ein Roman, um eine müßige Stunde auszufüllen. Bismarck steht an Vielseitigkeit unter Friedrich dem Großen und Luther und unendlich unter Goethe. Aber gerade seine spröde Härte befähigte ihn, durch tausend Hemmnisse mit stählerner Spitze durchzudringen und ein dauernd Werk aufzurichten. Es ist zu bedauern, daß sein Mangel an Vielseitigkeit ihn daran verhinderte, alle deutschen Stämme dem Rahmen seines genialen Werkes einzufügen, allein wo war der Mann, der auch nur das geleistet hätte, was er glücklich vollbracht? Und er hat nicht nur die vielzerstreuten deutschen Staaten zu einem eisernen Ringe zusammengeschmiedet, er hat dem Einheitsbilde auch frisches Leben eingehaucht. Von ihm ging Seeluft aus und Waldesrauschen. Das Ausland war ihm verhaßte Fremde, war der Feind, er lebte und webte in deutscher Art. Und auch im Inland war er der Befreier. Wie Goethe Befreier von Philisternetzen. Er verachtete graue Theorie und die Weisheit der Geheimräte, er liebte Gleichnisse und volkstümliche Rede, liebte weidlichen Trunk und tüchtige Kost und lachte vornehmelnder Thoren. Ein deutscher Mann von deutscher Kraft, bald kühn sein Antlitz zur Sonne, bald im Schatten hehrer Eichen.

Volkstum ist nicht alles. Damit sich der Mensch voll auslebe, dazu bedarf er noch vieles andere. Sobald Volkstum, allzu ängstlich und selbstgenügsam, sich gleich der Schnecke in das eigene enge Haus zurückzieht, da verkümmert es. Es bedarf der Anregung von außen. Auch sagt Goethe: Wer nicht ein fremdes Land kennt, der kennt nicht sein eigenes. Aber nirgends ist die Gefahr der Monotonie, die Gefahr verderblicher Inzucht geringer als in unserem Vaterlande, in das

von allen Himmelsgegenden her fremde Rassen und fremde Kulturen einströmen. Weit verhängnisvoller als übertriebene Heimatsliebe ist uns die Jagd nach fremder Bildung. Daher es wohl anzuraten ist, einmal den Vorkämpfern ausschließlichen Deutschtums zu folgen, statt durch die antikisierenden und romantischen Neigungen unserer Klassiker ewig in die Ferne uns reißen zu lassen.



Richard von Kralik.

Geboren 1852 in Leonorenhain, lebt in Wien.

Schriften: Weltweisheit. — Weltgerechtigkeit. — Weltschönheit. — Kulturstudien. — Kunstbüchlein. — Sokrates. — Das deutsche Götter- und Heldenbuch. — Sprüche und Gesänge. — Das Volksschauspiel vom Doktor Faust.



Habt ihr denn ganz vergessen, deutsche Dichter, ahnenreich,
Was eures Amtes ist, daß ihr den langgehegten Deich
Der deutschen Zucht zerwühlen laßt
Von Babels Schlammflut, gierig hergeschwommen?
Schon wankt der stolze Bau, den einst so meisterlich gekrönt
Herr Walther von der Vogelweide. Freunde, schnell versöhnt
Sei jeder Hader, und in Hast
Das Notwerk eiliger Rettung unternommen!
Hinweg mit ausgeklügeltem
Pagodenkram, den Thee-, den Gartenhäuschen,
Geschniegeltem, gebügeltem
Zierbengelquark, den morgen schon zerblasenen Kartenhäuschen!
Die Schaufel und den Meißel in die Faust! Das deutsche Land
Braucht deine Hüterarbeit, Kunst,
Und nicht der Dirnenjäger Modetand.

Der Tiefstand unser künstlerischen Kultur.

Die Aesthetik als allgemeine philosophische Lehre vom Schönen in Welt und Kunst in allen Ehren! — wir verlangen heute von ihr nicht mehr, wie etwa noch vor einem Jahrhundert, daß sie uns ein Rezept über das beste Drama, das beste lyrische oder epische Gedicht gebe; wir, ergriffen von thatsächlicheren Geistesnöten, verlangen vielmehr ungestüm von ihr, daß sie uns ganz bestimmt sage, mit welchen Tönen der Sänger zur Lyra unser gegenwärtiges Kunstchaos beschwörend zum Kosmos ordnen soll, welche Feste die Nation zur dringend nötigen „Katharsis" vom Bühnenkünstler fordern kann, mit welchen Geschichten, mit welchen Göttern und Helden der Rhapsode unserem gefährdeten Geschlecht zu Hilfe eilen soll. Nicht allgemeiner Theorien, sondern praktischer Heilung bedürfen wir. Es ist die höchste Zeit. Denn wenn wir uns auch selbstgefällig schmeicheln wollen, wir hätten es doch in Beziehung auf Massenhaftigkeit, Verbreitung, Leichtigkeit der Produktion, Virtuosität der Technik gar herrlich weit gebracht, so überkommt uns doch manchmal wie ein schwerer Alpdruck der Gedanke, ob wir nicht im guten Glauben von dem richtigen Weg der

Kunst ganz und gar abgeirrt seien, und auf unserer Wanderung nach den Höhen des deutschen Parnasses den Gipfel nicht vor uns, sondern hinter uns hätten. Wenn Künstler und Publikum sich bei dieser dekadenten Bewegung wohl fühlten, so wäre man vielleicht nicht berechtigt, ihr Behagen zu stören. Aber das ist weitaus nicht der Fall. Der Beweis dafür liegt im unruhigen Suchen nach immer neuen, unerhörten Standpunkten. Wir haben in den letzten zwanzig Jahren nach dem stentorstimmigen Urteil der Kritik allzuoft die Heilande der Kunst aus der Wüste herausgerufen und ohne Hoffnung einer Auferstehung wieder begraben, um nicht abgestumpft und vorsichtig kühl zu werden.

Nein, wir haben kein gutes Gewissen bei all unserem Kunsttreiben. Vergebens suchen wir uns an der Größe der Vergangenheit, die uns nicht kritisieren kann, zu rächen durch burschikoses Absprechen, oder noch bequemer durch — Unwissenheit. Wenn aber wirklich eine Erinnerung an größere Zeiten durch unser Gemüt geht, dann erschrecken wir vor dem Abstand des Einst und Jetzt.

Wir sind im Athen des Perikles. Im weiten Kreise, am Abhang der Akropolis, in strahlender Sonne sitzen im Theater, das eigentlich nur der erweiterte Opferplatz und Tempel ist, 30 000 Bürger, die gesamte Volksversammlung, unter dem Vorsitz der Priester und höchsten Beamten, und ihre Seelen weiden sich beim Klange von zwei Flöten und einer Lyra an ihren nationalen Helden, an dem Anblick der Weltordnung, an dem sichtbaren Eingreifen ihrer Götter. Die ganze Welt scheint sich auf der Szene zu konzentrieren, und die Heimat scheint zum Mittelpunkt der Welt zu werden; gehoben, Halbgöttern gleich, Mitwissenden an den Mysterien der Weltregierung, bewußt des eigenen Adels, strömt die Stadt in die Stadt zurück. Es war ein Schauspiel für Götter, und der Himmel hat auch zugeschaut, und zuletzt beim übermütigen Satyrspiel mitgelacht. Es war das Gelächter des Geistes, der sich über allen Wahn erhebt. — Oder wir treten in eine mittelalterliche Stadt ein. Auf dem großen Haupt- und Festplatz, einem Bürgersaal vergleichbar, steht wieder ein ganzes Volk. Es schaut an der Façade des Doms in dreifachem Gerüste wie durch einen Zauber in die unverschleierte dreifache Welt des Himmels, der Erde und der Hölle hinein. Alles nur Geahnte, Geglaubte, Ersehnte oder Gefürchtete wird ergreifende Wahrheit und Thatsächlichkeit. In mehreren Tagewerken rollt das Drama der Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Weltgericht ab, ein Schauspiel für Alt und Jung, für den Einfältigen wie den Weisen, für das Kind wie für den Propheten. — Und nun! In einer größeren oder kleineren Höhle, in die nie Tageslicht und Tagesluft hineindringt, verfinstert bis auf einige düstere Flämmchen, sitzt nicht ein Volk, sondern ein sensationslüsternes Publikum, nicht festlich, sondern kritisch nervös gestimmt. Eine Höllenversammlung könnte nicht trauriger inszeniert sein. Da erdröhnt in dem gesperrten Raume ein Lärm wie von einem wütenden Heer. Es ist die Ouvertüre. Nun thut sich auf einer Seite ein Guckkasten auf und zeigt uns das jämmerliche Philisterelend einer modernen Durchschnittsfamilie mit Geldknappheiten, Erkrankungen und Skandalen in ekelhafter Ausführlichkeit, also ungefähr das, was man

in der Zeitung unter Kleiner Chronik, Personalnachrichten, Aus dem Gerichtssaal, Unglücksfällen, Selbstmorden, jeden Tag mit statistischer Regelmäßigkeit findet. Der dumpfige Raum entleert sich, und man geht fort, niedergeschlagen, verelendet, mit einem Ekel nicht nur an der Kunst, sondern auch an der Welt, an seinen Mitbürgern, an seiner Nation, an sich selber.

Oder gehen wir wieder nach Griechenland zurück. An den Panathenäen, dem höchsten religiösen und staatlichen Fest, tragen wieder vor dem ganzen Volke Rhapsoden nach Solonischem Gesetze und auf Kosten des Staates die Homerischen Epen vor als den Inbegriff der nationalen Heldentradition, als das Band, das alle Generationen der Nation zur Einheit der Kultur zusammenschließt. Und nach den Rhapsoden hören wir Lyriker in Hymnen an die Götter, die Helden, an die Edelmenschen der Gegenwart im künstlerischen Wetteifer mit ihren Gefährten sich ergießen. — Oder hören wir im Hallenhof der mittelalterlichen Herzogsburg den fahrenden Sänger die Lieder von Siegfried, Dietrich, Etzel, Hildebrand, vom Gral und von der Tafelrunde, von Karl dem Großen und Roland singen und sagen, hören wir in der weiten Halle Walther von der Vogelweide seine Lieder und Sprüche von Minne und Mai, von Kaiser und Papst, von Zucht und Rilterehre zur Harfe oder Fiedel intonieren. — Und jetzt! Im Feuilleton des politischen Parteiblättchens druckt die Schriftstellerin ihren neuesten Roman ab, wenn er nicht sogleich den stummen Geschäftsgang der Leihbibliothek geht, und der Redakteur des Familienblattes legt aus der dem Papierkorbe geweihten lyrischen Ueberschwemmung das Korrekteste bei Seite.

Und so ist es auf allen Gebieten. Wir haben im besten Fall eine Kunst für die Zeitung, für das Geschäft, für die Leihbibliothek, für das Konzert, für das Premièrenpublikum, für den Klub, das Kasino, für Kunstausstellungen und Kunsthändler, aber keine Kunst für die Nation, für das Leben, für den Staat, für die Kultur, für die Seele und den Geist.

Es wäre sehr ungerecht, diese pessimistisch scheinenden Anschauungen nicht durch hoffnungsvollere Lichtseiten unserer Kulturarbeit zu ergänzen. Nein, es giebt noch Fäden, die uns mit allem Großen zusammenhalten, wenn auch leider gerade von der deutschen Kulturgeschichte gesagt werden muß, daß sie durch wiederholten Abbruch der Tradition ungemein gelitten hat. Die Italiener z. B. haben wenigstens noch die ununterbrochene Einheit ihrer ganzen Kultur seit Dante, ja seit den Römern. Niemals hat ein Bruch stattgefunden, der große Verluste nach sich gezogen hätte. Aber die deutsche Kultur der Völkerwanderungszeit bis zu Karl dem Großen ist vernichtend aufgegeben worden, und nicht nur vergessen, sondern fast ganz verloren. Und die nicht minder hohe Kultur des 13. Jahrhunderts, alles, was da an Epischem, Lyrischem, Dramatischem, an Musik und bildender Kunst kühn der hellenischen Hochblüte sich vergleichen kann, ist fast ebenso verderblich durch Humanismus und Ausländerei des 16. und 17. Jahrhunderts begraben worden. Nur unzulänglich war die Wiederanknüpfung seit Bodmer und den Schweizern, seit Herder, seit den Romantikern. Man weiß, wie vorsichtig, ja teilweise ablehnend die

ersten Versuche aufgenommen wurden. Aber doch verdanken außer ihrem eigenen Genius Goethe und Schiller gerade dem Wiederanknüpfen an eine nationale Kunst, an Hans Sachs, an das Puppenspiel vom Dr. Faust, an die Ritterromantik die stärksten Siege, und es war schließlich das große nationale Drama der Griechen und das in den Mozartschen Opern vorausgeahnte Gesamtkunstwerk, das besonders Schiller entflammte. Freilich mußte sich der alternde Goethe gestehen, daß es allen edlen Anstrengungen noch nicht gelungen sei, einen nationalen Stil zu finden, oder, wie er sich ausdrückt, ein Repertoir zu schaffen.

Ein solcher Stilbegründer ist nun überraschender Weise in Richard Wagner aufgestiegen; und ich muß wiederholt gestehen, daß nur seine Erscheinung es ist, die mich von jeher abgehalten hat, mit manchen anderen das Ende der Kunst pessimistisch vorauszusetzen und jede Hoffnung auf mehr als ästhetisches Experimentieren unserer Zeit abzusprechen. Seine Kunst allein ist es auch, die die würdige Kulturergänzung zur Erhebung der deutschen Nation seit 1870 bildet. Was man damals erwartet hat, was viele heutzutage in der Moderne erfüllt sehen, das hat meines Erachtens Richard Wagner geleistet. Aber wir stehen heute auch schon wieder der Nibelungentetralogie und dem Parsifal so ferne, daß wir einen Ueberblick haben über das, was wir aus diesen leider ganz und gar ohne Nachfolger gebliebenen Vorbildern lernen können. Es gehört nämlich, wie ich glaube, zum Verhängnisvollsten unserer Entwickelung, daß wir nicht den Kern, sondern nur die Schale dieses Vorbildes erfaßt haben. Jeder Musiker komponiert heute wagnerianisch und läßt sich einen Operntext schreiben, um diese seine Fertigkeit zu zeigen. Dieser Irrweg geht von dem allzu einseitig bei Wagner ausgebildeten Musikalismus aus. Trocken herausgesagt: die Oper ist nicht die nationale Kunstform. Sie widerstrebt der Psychologie des Volkes, und besonders der des deutschen Volkes. Wenn Aristoteles das Drama als Mischung des gesprochenen und gesungenen Wortes definiert, so hat er damit nicht nur die zufällige Kunstform des griechischen Dramas, sondern die auf der Psychologie beruhende Grundform jedes größeren Sprachkunstwerks getroffen. Der Hörer, das hörende Volk verlangt aus den tiefsten Gründen die Abwechslung, die gegenseitige Kontrastwirkung von Sprache und Gesang. Daher ist die wahrhaft nationale Kunstform das Liederspiel, das Volksstück mit Chören, Gesängen und Melodramen, wie es eben ganz genau dem griechischen Ideal entsprechend etwa die Muse Raimunds geschaffen hat, allerdings mit den bescheidensten litterarischen Ansprüchen. Es ist das Verdienst des Litterarhistorikers Goedeke, mit voller Energie darauf hingewiesen zu haben.

Wenn nun aber Wagner auch in der Musik des Guten zu viel gethan zu haben scheint, — sie ist ja gerade seine stärkere Seite — so hat er mit einer seither nicht mehr von ferne erreichten Klarheit auf die Bedeutung des nationalen, des mythischen, des religiösen Stoffes für die Bühne hingewiesen. Niemals seit den Griechen und seit dem hohen Mittelalter hat ein dramatischer Dichter mit solch imponierendem Ernst seine Kunst als ein soziales, ein nationales Amt ausgeübt. Und darin müssen wir ihm nachfolgen. Ich habe schon zu viel und zu

pedantisch von Kunstform, von Psychologie usw. gesprochen. Wozu das Alles! Rede nicht, Künstler, und laß dich nicht bereden! Erfasse nur die Not der Zeit! Sie hungert. Gieb ihr geistiges Brot! Zeig' ihr im Symbol, was sie klären, was sie trösten, was sie erheben kann.

Das Leben verödet. Leite wieder die Jugendbrunnen kindlicher Sage in den ausgemergelten Nutzgarten des modernen Lebens! Die Generation vereinsamt in Selbstsucht und Einbildung. Rufe die Geister der Ahnen, daß sie ihren Enkeln ein mahnendes Vorbild seien! Der Zweifel an allem Geistigen entnervt das verneinende Geschlecht. Oeffne ihnen wieder mit dem Zauberstab der Phantasie jenes Reich der überirdischen Ideen, die wahrer sind, als aller Schein der Wirklichkeit! Wenn sie sich vom Wahne und der Eitelkeit alles Irdischen geekelt abwenden, so rette ihnen einen Felsen, der unter ihren Füßen nicht versinkt! Die Götter und Engel, die sie in der Brust verbergen, locke sie durch die Schläge des Rhythmus heraus, daß sie das vor Augen sehen, was sie selber unbewußt besessen haben! Gieb ihnen ihr Eigentum wieder! Dem Volke seine Ideale, die sich über die eiserne Kasse und das Strafgesetzbuch erheben! Und wenn du recht tief die Notwendigkeit, das zu bieten, fühlst, dann laß dich nicht durch die Sorge, die rechte Form zu finden, ängstigen! So wie die Seele sich ihren Körper mit Sicherheit selber bildet, so wird der richtig erfaßte Zweck dir auch alle Kunstmittel wecken. Das wird dich und dein Kunstwerk bestimmen, es heben oder herabdrücken, ob du nur für Theaterdirektoren, für Kritiker, für Habitués oder — für die Nation wirst dichten wollen, ob es dir um Ruhm, um Geld zu thun war, oder um das Heil des Volkes.

Konservativismus.

Es hat mich immer am meisten gewundert, wie bei dem äußersten Radikalismus des athenischen Volks die Kunst, besonders aber die Poesie, auffallend konservativ blieb. Der Tyrann Pisistratus, der alle politischen Ueberlieferungen über den Haufen warf, hat doch nichts Wichtigeres zu thun gehabt, als die nationale epische Poesie der Jonier für das attische Mutterland zu sammeln und zu retten. Und während der radikalen, demokratischen Republik sind ganze Dichtergenerationen ausschließlich in der Arbeit aufgegangen, diesem radikalen Volk auf der Bühne das feudale König- und Rittertum der längst vergangenen Vorzeit vor Augen zu stellen. Der konservative Geist, der historische Sinn, hatte sich zum Heil des Ganzen in die Poesie geflüchtet und von dort aus seine volks- und staatserhaltenden Kräfte walten lassen. Und in der That verdankt diesem Geiste der attische Staat, trotz aller Schiffbrüche, seine Erhaltung. Diese tiefe, welthistorische Wahrheit kommt in der Anekdote zum Ausdruck, der spartanische Feldherr Lysander habe nur erschüttert durch die Anhörung eines euripideischen Chorliedes von der Zerstörung der unruhigen Stadt abgesehen. Die durch solche konservative Geisteskultur aufgespeicherte Lebenskraft war so mächtig, daß sie imstande war, das griechische Kaisertum in Byzanz um ein volles Jahrtausend länger zu erhalten, als das den hütenden Musen weniger holde weströmische Reich.

Wenn die Geschichte fähig ist, praktische Lehren für Gegenwart und Zukunft zu erteilen, so sollte man am wenigsten hier seine Ohren verschließen. Ich wenigstens gestehe, daß ich fast alles, was mich zum Schaffen anregt, der immerwährenden Betrachtung dieser geschichtlichen Erscheinung verdanke.

Auch wir befinden uns seit drei oder vier Jahrhunderten in einem Zustand politischer Auflösung. Auch wir haben die Entwickelung der Tyrannis, der despotischen Monarchie, jenes häßlichen Zerrbildes und Gegensatzes zum alten, deutschen Volkskönigstum oder zur Advokatur des römischen Kaisers, durchgemacht. Dieser Erscheinung ist notwendig die sich überbietende Demagogie gefolgt. Beide radikale Ausartungen haben wiederholt mit einander abgewechselt, wie Fieberfrost und Fieberglut. Leider aber hat diese fürchterliche Erschöpfung aller Kräfte des Volkes bei uns nicht einmal das Gegengewicht in der Litteratur, in der Poesie gehabt. Dieser Mangel an erhaltendem, geschichtlichem Sinn gehört überhaupt zu den bedauerlichsten Thatsachen der deutschen Kulturgeschichte.

Ich muß diese Beschuldigung auf alle Perioden unserer Geschichte ausdehnen, schon von ihrem ersten Anfang an. War es z. B. notwendig, bei Annahme des Christentums die alte Poesie der heidnischen Zeit so radikal aufzugeben, wie es von den Südgermanen geschehen ist? Gewiß nicht. Die Nordgermanen haben das bewiesen, indem sie ihre Edda weit in die christliche Zeit hinein gerettet haben; ja ihre christlichen Skalden haben ganz organisch die Grundlagen der heidnischen Poesie schöpferisch aus- und umgebildet. Karl der Große, als echter Volkskönig, hat seine Genialität auch darin gezeigt, daß er retten und erhalten wollte, was zu retten war. Aber wiederum hat das Unverständnis der folgenden Generationen seine Absichten vereitelt. Die deutsche Dichtkunst stand bald wieder vor dem Nichts und mußte neuerdings mit den Anfangsgründen beginnen. Und als wir endlich wieder mühsam aus den Trümmern eine nationale Kultur aufgebaut hatten, die auf der Ueberlieferung beruhte und wert war, überliefert zu werden — es war um 1200 — da machte wieder der von Frankreich herübergewehte höfische, unvolkstümliche Geist reinen Tisch und wischte mit seinem wässerigen Schwamm die Nibelungen und alles dergleichen von der Tafel. Mit rührender Unbehilflichkeit, aber zäher Ausdauer begannen nun die Meistersinger der folgenden Jahrhunderte die deutsche Kulturarbeit aufs neue. Die Armen mußten wieder ganz von vorn anfangen, wie ein reifer Mann, der eine neue Sprache lernen soll. Aber siehe da, es gelang ihnen doch wieder, den Stein den Berg hinaufzuwälzen. In Hans Sachs hatte die deutsche Kultur wieder ihren Gipfel erreicht. Was geschah nun anders, als daß das Volk der Pedanten das Werk des Meisters aufs neue in den Froschpfuhl zurückplumpsen ließ. Neues Chaos! Neues Nichts. Alle wiederholte Mühe vergebens! Alles vergessen! Alles verloren!

Mit unsäglicher Mühe, mit vielen Unterbrechungen und Störungen raffte sich der abgequälte Volsgeist zum letzten Mal zu einer entscheidenden Anstrengung empor. In drei gewaltigen Rucken gelang es doch wieder, das so oft vereitelte Werk. Klopstock, die Romantik, Richard Wagner: das sind diese drei Rucke, mit denen sich

der deutsche Geist wieder den Ausblick über das ganze Gebiet seiner Herrschaft errang. Kunst und Wissenschaft setzten sich mit einem bisher beispiellosen Ernst, mit der größten Ausdauer und Gründlichkeit in den Besitz aller so oft verlorenen oder verworfenen nationalen Schätze. Wenn man die Geschichte der Litteratur seit 1750 in dieser Absicht verfolgt, so wird man finden, daß sie eigentlich nur eine Entdeckungsgeschichte des eigenen, nationalen Altertums bildet. In Klopstock erwacht die Poesie der Skalden und des Heliands aufs neue, in Bodmer, Hölty, Gleim die Minnesänger, in Goethe kommt Hans Sachs, das Volkslied, das Volksbuch, das alte Puppenspiel zur Wiedergeburt. Diese Richtung wird mit vollem Bewußtsein von den Romantikern, von Novalis, Tieck, Brentano, Görres, von den Brüdern Grimm zum systematischen Abschluß gebracht, und Richard Wagner vermag es nach all diesen Vorbereitungen, das deutsche Volk im weitesten Sinne, wozu gewissermaßen das ganze christliche Europa gehört, an die ihm gebührende Festtafel zu laden. Wodurch waren alle diese Meister groß, als dadurch, daß sie ebenso, wie die Griechen, die konservative Bedeutung der Poesie erkannt und ergriffen haben? Sie haben uns uns selber zurückgegeben, sie haben uns in unser Erbe wieder eingesetzt, sie haben das deutsche Volk, das sich so oft zur Vergeudung seiner Schätze verleiten ließ, wieder reich gemacht.

Somit wäre also alles in Ordnung? Wir hätten unsere deutsche Kultur? Wir könnten uns ruhig unseres Besitzes erfreuen? Mit nichten! Alles so mühsam neu erworbene ist nicht nur schon im Entstehen vom Pedantismus, dem Aestheticismus, der Ausländerei, der falschen Aufklärung, dem Dilettantismus der Kotzebuben, des jungen undeutschen Deutschland bekämpft und mißverstanden worden, es ist auch gerade jetzt, an der Wende des Jahrhunderts, wieder gänzlich in Frage gestellt, und es droht uns derselbe radikale Kulturbruch, der schon wenigstens viermal die Prachtgärten deutscher Kultur bis an die Wurzel verwüstet hat. Viermal hat sich die Regenerationskraft bewährt; viermal ist aus dem völligen Nichts neues Leben emporgeblüht. Aber ich bezweifle es, daß die noch vorhandene Volkskraft eine fünfte Katastrophe überdauern kann. Denn endlich muß auch die kräftigste Gesundheit den wiederholten Angriffen erliegen. Darum ist den Wächtern des Volkstums umso größere Sorgfalt not.

Zwei Stände klage ich der Schuld an dieser neuen Gefährdung an: die Gelehrten und die Dichter. So viel auch die Nachfolger der Brüder Grimm auf dem von diesen abgesteckten Feld gearbeitet haben, so viel ich selber ihnen zu verdanken gerne gestehe, so muß man doch sagen, daß die Ernte der angewandten Mühe weitaus nicht entspricht. So hart es klingen mag, so kann ich doch das Urteil nicht zurückhalten, daß der gegenwärtige Betrieb der Germanistik eher einen Abfall von den großen Grundsätzen der Brüder Grimm bedeutet, und daß ganze Gelehrtengenerationen die Schätze des Volkstums nur zu dem Zwecke gehoben haben, um sie vor dem Volk zu verschließen und zu verbergen, um sie dem Volk zu verekeln. Man hat alles gethan, um die Hauptstücke des germanischen Erbes, die Göttersage und die Heldensage, zu zerfasern, aufzulösen, zu verflüchtigen, zu vernichten. Die philologische Kritik hat, von falschen und subjektiven Gesichtspunkten ge-

leitet, so radikal und revolutionär gewirtschaftet, daß die heilbringende Kraft der so mühsam wieder aufgedeckten Quellen des Volkstums dadurch geradezu wieder aufgehoben erscheint. Das ethische Bewußtsein, von dem die Romantiker und mit ihnen die Brüder Grimm getragen wurden, das Bewußtsein, daß jede Bethätigung, auch die wissenschaftliche, dem Volk nützen, es bereichern muß, ist ganz geschwunden und eher in das Gegenteil verkehrt. Man betreibt das Mittelhochdeutsch etwa wie einen Indianerdialekt, man betreibt die wichtigste Angelegenheit des Volkstums wie das ausschließende Privilegium einer geheimen Kaste, die ihr eigenes Rotwälsch hat, das die Außenstehenden ja nicht verstehen dürfen. Höchstens werden noch einige Liebhaber von Kuriositäten berücksichtigt. Welche Ueberwindung gehört z. B. dazu, den alten Hans Sachs in den an sich gewiß sehr verdienstvollen Neudrucken des litterarischen Vereins wiederzuerkennen! Wie schade, daß so schöne Mittel nicht der Nation, sondern der Kuriositätenkammer zugute kommen. Eine gewiß notwendige Neuausgabe des Hans Sachs hätte als Nationaldenkmal aufgefaßt werden müssen. Daran ist nun nicht mehr zu denken. Die Nation wird nun höchstens von Dilettanten zusammengestümperte Bruchstücke vorgesetzt erhalten usw. Das ist nur ein Beispiel für eine Regel, von der es leider fast keine Ausnahmen giebt.

Meine zweite Anklage ist gegen die Dichter gerichtet. Sie werden vom selben subjektiven Radikalismus beherrscht, wie die wissenschaftliche Kritik. So wie jeder Gelehrte sich sein eigenes Nibelungenlied macht, so beginnt jeder Dichter von neuem, ohne Rücksicht auf die großen Zusammenhänge in denen er steht, ohne Rücksicht auf seine ethische Verpflichtung, die ihm vorschreibt, der Hüter und Bewahrer der nationalen Schätze zu sein und seine eigensinnigen Launen dem Dienst des Ganzen unterzuordnen. Gerade jetzt ist, wie gesagt, die revolutionäre Anarchie aufs Höchste gestiegen. Die antikonservativen Elemente stellen wieder, wie so oft in der Geschichte unseres Volkes, den ganzen Zusammenhang der Kultur in Frage, und sie werden bei diesem Zerstörungswerk noch von der verblendeten Wissenschaft unterstützt.

Die klare Erkenntnis dieses bedenklichen Zustandes ist es, was von jeher meine Stellung bestimmt hat. Und ich will, so lange noch Atem in mir ist, als getreuer Eckart meine Stimme immer wieder erheben, wenn auch alles Warnen aussichtslos und deshalb lächerlich erscheinen sollte. Aber ein kategorischer Imperativ schreibt jedem vor, seine Pflicht und Schuldigkeit zu thun, selbst in dem Augenblick, wo er von den Trümmern einer zusammenstürzenden Welt begraben wird. Zu einer Zeit, wo der Radikalismus zu ausschließlich betont wird, ist es die Pflicht dessen, der die Sachlage zu erkennen glaubt, sich mit aller Kraft auf den konservativen Standpunkt zu werfen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Ich bin mir einer furchtbaren Einseitigkeit bewußt, aber eben diese Einseitigkeit ist notwendig im Zusammenhange des Ganzen. Wenn ich die Ueberzeugung haben müßte, daß unsere Kultur im übertriebenen Konservativismus zu verzopfen und zu verholzen drohe, so würde ich ebenso einseitig die rote Fackel

des Radikalismus schwingen, um das zum Tode Reife verbrennen zu helfen.

Was ich anstrebe, geschieht nicht ganz hoffnungslos. Es ist, glaube ich, niemals zu spät, vernünftig zu werden und zur Besinnung zu kommen. Noch leben wir. Nur aus dem Grab ist keine Hoffnung.

Das Geheimnis der Originalität.

Das Domkapitel zu Sevilla stellte bei Erbauung der berühmten Kathedrale dem Architekten folgendes Programm: Bau uns solch einen Tempel, daß die künftigen Generationen sagen müssen, das Kapitel war närrisch, so etwas außerordentliches zu unternehmen. Franz Liszt führt dieses Beispiel in einem Brief an Richard Wagner an, um ihn zur Beendigung seines Nibelungenwerkes zu ermutigen (Briefwechsel I, S. 154).

Dies Programm gilt für alles Große, Neue und Echte. Es tritt immer mit dem Schein der Verrücktheit auf. Das ist das erste Stadium seiner Wirkung. Im zweiten Stadium erscheint es als etwas Verbrecherisches, im dritten als etwas längst Dagewesenes und Nachgemachtes, und im vierten Stadium, das sich vielleicht nach Jahrzehnten, vielleicht auch erst nach Jahrhunderten einstellt, wird es in das Inventar der unvergänglichen Kulturschätze eingereiht.

Leider scheint es, als ob die trüben und beschämenden Erfahrungen, die der Genius und die Kritik gegenseitig im Laufe der Kulturgeschichte immer wieder gemacht haben, trotz aller historischen Erkenntnis nicht imstande sind, die Gegenwart zu belehren und die notwendige Leidenszeit des Genius unter der Herrschaft der Kritik abzukürzen und zu mildern. Im Gegenteil, es scheint in der Natur der Sache zu liegen, daß das Neue, Echte und Klassische notwendig und immer von der Mode verkannt werden muß. Das liegt ja schon im Begriff und im Wesen dieses Verhältnisses. Das Geniale wäre gar nicht genial, wenn es sogleich begriffen werden könnte, wenn es auch so einfach und einleuchtend ist und sein muß, wie das Ei des Columbus.

Ich kenne einen bestgesinnten Freund, der mit einer Schar Gleichgesinnter, geleitet vom Mitleid mit dem ewigen Schicksal des Genius, sich vorgenommen hat, darin Wandel zu schaffen. Er ist überzeugt, daß der neue Klassiker und Heiland der Kultur irgendwo in einer Dachkammer dem Verhungern und Erfrieren nahe ist oder vielleicht auch nur geistig Gefahr läuft zu verschmachten, zu vereisen, zu verzweifeln oder zu versimpeln. Er sucht ihn und will ihm helfen, aber ich bin überzeugt, daß er diesen Genius der Zukunft, den er vielleicht schon kennt, doch nicht als solchen erkennen würde. Er wird vielmehr durch falsche historische Analogien getäuscht, einen neuen Richard Wagner, einen neuen Goethe oder was weiß ich, sich vorstellen und dabei höchstens auf einen abgeschmackten Nachahmer geraten. Der Witz der Kulturgeschichte besteht aber eben darin, daß sie ganz gewiß keinen „zweiten" fordert, sondern gerade nur jenen Originalgenius, den sich alle Weisheit der Gelehrten am allerwenigsten erwartet. Dazu soll er ja gerade kommen, um diesen geistigen Mangel der Kultur zu ersetzen, um dort zu sehen, wo alle anderen blind oder geblendet sind.

In der That sehen wir, wie Publikum und Kritik regelmäßig in denselben Fehler verfallen, das neue Genie im Uebertrumpfen des alten oder zuletzt erschienenen zu erwarten und zu sehen. Auf diese Weise kommen Talente zweiten Ranges zu unverdienter Ehre, und es wird gerade das Gegenteil von Originalität gezüchtet. Sobald einmal die träge Welt die Größe eines Genius spät erkannt hat, glaubt sie irrtümlich, der weitere Fortschritt müsse in der Ueberbietung des Gefundenen liegen. Damit werden aber im günstigsten Falle nur streberische Nachahmer auf falsche Wege gelockt; im ungünstigsten Falle, der gewöhnlich eintritt, wird die von dem letzten Genius halbwegs erreichte Stufe wieder zerstört.

Wir haben das im 19. Jahrhundert an den sich atemlos jagenden philosophischen Systemen erlebt. Alle von Kant und Fichte bis Nietzsche herab stehen im engsten Verhältnis der Nachahmung und Ueberbietung. Fast immer wurde aus dem begeisterten Schüler und Anhänger der fieberhaft Hinausstrebende und endlich der giftigste Verächter und Bekämpfer der Mutterlehre. Es ist begreiflich, daß der Ueberbieter der Einseitigkeiten sich höher vorkommen muß und auf sein Vorbild verächtlich zurücksieht. Aber diese, besonders für Philosophen bedenkliche Selbsttäuschung hat dazu geführt, fast die ganze philosophische Arbeit des letzten Jahrhunderts durch sich selber zu zersetzen, zu vernichten und für den dauernden Kulturfortschritt vergeblich und nutzlos zu machen.

Auf dem Gebiete der Kunst sehen wir dieselbe Erscheinung, besonders neuerlich, wo thörichte Nachäffer Richard Wagners und deren gut meinende Anhänger auf grund einer ähnlichen Selbsttäuschung alles bereits glücklich Angebahnte völlig fruchtlos machen.

Durch solche Betrachtungen kommen wir doch dem Geheimnis der wahren Originalität und Genialität etwas näher. Das Paradoxe, das Unerwartete, das immer damit verbunden ist, kommt durch eine göttliche Ironie stets gerade von der entgegengesetzten Seite, als von der, wohin alle offenen Augen und Mäuler gerichtet sind. Das Originelle ist seinem Begriffe nach das Gegenteil des „Gesuchten", das Gegenteil des „Gemachten"; es muß vielmehr das Immerdaseiende, das ewig Seiende, das verblüffend Einfache, das Selbstverständliche, das Notwendige sein.

Es gab nichts Einfacheres, als die Entdeckung Amerikas; man brauchte nur nicht umzukehren aus Furcht vor fabelhaften Vorstellungen. Es giebt nichts Einfacheres, als die kopernikanische Weltanschauung; man brauchte nur den Planeten nicht abenteuerliche Evolutionen zuzumuten.

So giebt es denn auch nichts Einfacheres, als die Begründung einer echten, einer gedeihlichen, einer nationalen Kultur. Man hat sie, wenn man sie nur nicht sucht und nicht macht. Sie ist nichts, als die Offenbarung des Wesens, der Natur der Sache.

Und so ist denn auch das Genie nichts anderes, als der Verkünder des Selbstverständlichen, der Redaktor des Vorliegenden. Dessen Tat ist nichts anderes, als die eleganteste, d. h. geradeste, leichteste und einleuchtendste Lösung der Probleme der Zeit.

Das Paradoxe der Genialität liegt eben darin, daß es scheinbar das Simpelste, das wenigst Geistreiche, das mit dem geringsten Aufwand erzielte ist, ungefähr so, wie im Volksmärchen dem scheinbaren Dümmling alles gelingt, was die gescheiter sich Dünkenden verfehlen. Ja, das Paradoxe der Originalität liegt darin, daß es scheinbar am wenigsten originell ist.

Bevor wir daraus unsere Lehren für die Kultur der Zukunft ziehen, sehen wir uns noch nach einigen Beispielen der Kulturgeschichte um.

Moses hatte für alle Zeiten den wahren Gottesbegriff von dem Augenblick erhalten, als ihm die Erleuchtung ward, daß Gott nicht ein Element oder ein Himmelskörper oder ein Tier, sondern einfach der sei, der da ist, das wirkliche Sein.

Homer und seine Genossen haben den Grund zur hellenischen Kultur nicht durch Erfindungen gelegt, sondern durch eine so selbstverleugnende Redaktion des Geschehenden, daß vor ihrer Sachlichkeit ihre Persönlichkeit fast verflüchtigt scheint. Daß man die Existenz eines Homer bezweifeln kann, ist geradezu der höchste Triumph seiner Genialität.

Das gleiche Paradoxon der Genialität zeigt sich bei Sokrates, dem Vater der Philosophie, dem Begründer aller Wissenschaft, dem Entdecker des Begriffs. Diese That tritt als ein anscheinendes Nichtwissen auf. Er rühmt sich, durch das Nichtwissen wissend zu sein.

Die Stiftung des Christentums, die gründlichste Erneuerung der Welt, tritt so sehr nur als die Summe, als die Erfüllung des Vorhandenen auf, daß auch kein Jota vom Alten gestrichen werden sollte.

Was sind die großen Erfolge, die Marksteine der Kulturgeschichte anderes, als die wiederholte Orientierung der in die Irre Strebenden an den immer nahen Fixsternen der Menschlichkeit? So kommt sie in immer wiederholten R e n a i s s a n c e n zum einfach Wahren zurück.

Das Problem unserer Kulturbestrebungen besteht also nicht darin, einen neuen Stil, eine neue Religion, eine neue Utopie auszuklügeln, mit einer Umwertung aller Werte der Gegenwart Sand in die Augen zu streuen und vorübergehendes Aufsehen zu erregen; es gilt im Gegenteil, das Daseiende richtig zu erkennen, auszusprechen und zu proklamieren.

Die kindische Art, nach Originalität zu haschen, indem man alles wieder von neuem beginnt, was längst begonnen wurde, kann nur zu ewigen Kindereien führen, zu ewigen Anfängen, zu ewigem Dilettieren. Das Ueberbieten und Steigern wird doch nur Nachahmer erzeugen. Die Unfruchtbarkeit der sozialen Bestrebungen erklärt sich, nebenbei bemerkt, aus diesem Vorgehen. Mit einem Wort, wenn die Kultur der nächsten Zukunft wirklich original werden soll, wenn sie nicht einer kindischen Greisenhaftigkeit verfallen will, so muß sie einfach das Notwendigste erfassen.

Nach allem Vorausgegangenen scheint mir aber die höchst aktuelle Forderung unserer gegenwärtigen Kulturbestrebungen eine entschiedene Vereinfachung der Probleme zu fordern. Das ist auch der berechtigte Kern in der Reaktion Nietzsche's gegen Wagner. Der

Genius des neuen Jahrhunderts wird uns nach aller Polyphonie des Lebens eine neue Homophonie zu bieten haben. Kein schulhaftes Weltsystem, sondern eine einfache Formel. Keine komplizierte Staats- und Staatenmaschinerie, sondern die Organisation des Lebens. Keine übertriebene Gothik und Barocke, sondern die reinen Linien des Schönen. Nach Shakespeare ein Aischylos. Nach Hamerling ein Homer. Nach Richard Wagner ein Gluck. Nach Hugo Wolf das Volkslied. Nach Kontrapunkt und Fuge die Melodie der Lerche. Nach dem zehntausendmal Ueberflüssigen das Eine, das not thut und wohlthut. Nach babylonischer Sprachenverwirrung der eine Ton des Herzens.

Also wacker voran, ihr Bahnbrecher des Neuen, mag auch eure Originalität weniger originell erscheinen, als die Pose der Nachtreter, mag euer Können als Nichtkönnen, eure Musik als unmusikalisch, eure Poesie als unpoetisch, euer Wissen als Unwissen, eure Kraft als Schwäche verschrieen werden. Seid getrost und unverzagt! So war es immer, und so muß es immer sein.

Aus dem „Kunstbüchlein“.

Welche lyrischen Arten heute fehlen.

Aber wo sind die höheren Weisen des Gesangs? Wo ist der Festhymnus, der Gott und Menschen verherrlicht und sie zur Feier vereinigt? Wo ist das ernste Spruchgedicht, das die Ereignisse der Zeitgeschichte der schwankenden Gegenwart auszulegen hat? Wo ist das wirklich individuelle, das zugleich musische Liebeslied? Wo ist das Tanzlied, „dem der Tanzenden Schritt lauscht, wenn es den lieblichen Reigen anführt?“ Wo ist das kräftige Streitlied, in welchem, wenn nicht Haupt und Hals, Haut und Haar, so doch eine ganze Ueberzeugung eingesetzt wird? Sie sind alle weggeworfen worden, wie ein Kind ein goldnes Kleinod wegwirft und nach Glasperlen greift.

Von wo eine Reform unsrer Bühne auszugehen habe.

Wenn unsere Kultur auf der einheitlichen epischen Grundlage beruhen wird, die wir uns ausgemalt haben, dann wird man auch versuchen können, alle Teile der Kunst zu jenem hohen Kultusakt des Dramas zusammenzufassen. Dazu müßten freilich unsere Theater nicht profane Vergnügungsorte, sondern Tempel werden, wie sie es im Altertum und im Mittelalter waren. Das Drama ist immer genau das, was der Ort seiner Darstellung verlangt. Es war bei den Alten Gottesdienst, weil es im Hause des Gottes spielte. Das Theater der Renaissance ist dagegen aus dem offenen Haus- oder Schloßhof entstanden, in welchem wandernde Schauspieler als Nachfolger der alten epischen Spielleute jene Epen und Mären, die einst erzählend vorgetragen wurden, ohne großen szenischen Aufwand agierten. Daher das starke epische Element im Theater des Hans Sachs und Shakespeare; daher der volkstümliche Ton, während das antike Theater, als aus dem Götterhymnus entstanden, lyrischer und gehobener ist. Die französische Bühne ist der geschlossene Salon, die italienische das

Kasino. Wir haben jetzt das abstrakte Theater an sich, rein als ästhetische Versuchsstation. Dadurch ist viel von der Ursprünglichkeit, der Unmittelbarkeit der Gattung verloren gegangen. Die Wurzeln, mit denen die Kunst im Leben des Volkes festgeklammert war, sind dabei zum großen Teil abgesägt worden. Es ist natürlich nicht möglich, Totes wieder ins Leben zurückzurufen; aber so lange nicht neue Keime treiben, ist es vorteilhaft, wenigstens die Erinnerung an große Ursprünge wach zu erhalten und in diesem Bewußtsein zu arbeiten. Es würde aber gewiß sowohl zur Hebung der Kunst wie zur Erneuerung religiösen und sozialen Lebens beitragen, wenn es möglich wäre, dem Drama einerseits die heiligen, andrerseits die volkstümlichen Grundlagen wieder zu verschaffen.

Wie man an die alten Mysterien anknüpfen könne.

Als das Passionsspiel von Oberammergau in weiteren Kreisen bekannt wurde, brach sich auch die Ueberzeugung Bahn, daß von hier aus eine Erneuerung unserer Bühne ausgehen müsse. Auch Richard Wagner hat von dort her seine Anregung erhalten. Hier bietet sich in der That ein reiches, fruchtbares Feld. Die Mysterienlitteratur des Mittelalters und der Renaissance ist so reich und so herrlich, daß sie wohl die Anregung zu einer ganzen Reihe von erneuernden Bearbeitungen bieten kann[1]). Und eine andere Aufgabe, als neue Bearbeitung von alten Sachen braucht sich die Kunst nicht zu stellen. Wenn nur die alten Sachen in organischem Zusammenhang mit der Gegenwart stehen. Jede Anpassung eines Werks an die Bedürfnisse der Gegenwart, jede Wiedergabe aus dem Geist eines neuen Dichters, ist Produktion. Anders haben die Griechen, die singenden sowohl als die bildenden Künstler nicht gearbeitet; etwas anderes hat auch Shakespeare nicht gewollt und gethan. Und geringere Geister als er werden noch besser daran thun, sich nicht in die Gefahr zu begeben, statt guter alter Bahnen neue Irrwege zu wandeln.

Welche Stoffe für die Tragödie zu behandeln sind.

Dieselbe Bedeutung, welche bei den Griechen der Thebische oder Trojanische Sagenkreis für die Bühne hatte, kommt bei uns den Heldensagen von Etzel, Dietrich und Siegfried, von Artus und von Karl dem Großen zu. Nicht leicht ist etwas einleuchtender, als daß wir vorerst diese Stoffe in derselben Weise wie die Griechen die ihrigen, behandeln müssen, wenn wir überhaupt eine nationale oder sagen wir lieber nur eine organisch erwachsene Bühne haben wollen. Man wende nicht ein, daß bei uns die Sage nicht jenen Platz einnimmt wie bei den Griechen. Das ist eben nur unsere Thorheit und unser Schaden. Die Einsetzung der einheimischen Sage auf den ihr gebührenden Ehrenplatz ist ein kategorisches Soll für die Kunst, für die Kultur, für den Staat. Man glaube auch nicht, daß die Anzahl der Stoffe zu gering, ihr Charakter zu gleichmäßig sei. Hier nur ein Verzeichnis der naheliegendsten, welche alle Probleme, alle Tonarten,

[1]) Vgl. des Verfassers „Weihnachtsspiel“ und „Osterfestspiel“.

Liebliches und Wildestes umfassen: Ortnid; Hugdietrich; Wolfdietrich; Amelung; Oserich und Oda; Etzel und Helke; Wieland; Siegmund und Sinfessel; die beiden Helge; Sinfessels Ende; Siegmunds Fall; der hörnen Siegfried; Siegfrieds Tod; der Nibelungen Not; Schwanhild; Aslaug; Dietrich und Virginal; Ecke und Fasold; Herbort und Hilde; Sibichs Verrat; die Rabenschlacht; Hildebrands Heimkehr; Laurin; Dietrichs Ende. Auch der Hamlet gehört hierher.

Die Sagen vom Gral und von der Tafelrunde sind von nicht geringerem Reichtum; dazu gehören: Merlin, Uterpandragon und Arnive; Klingsor; Frimutel; Anfortas; Gamuret; Riwalin, der Vater Tristans; Tristan in mehr als einer Situation; Schionatulander und Sigune; Lanzelot und Ginower; Meliakanz, Erek, Jwein, Parzifal und Gawan, diese beiden in mehreren und sehr verschieden zu behandelnden Fabeln; Lohengrins Tod und noch viele andere.

Zur Frankensage gehören die Fabeln von der guten Frau, von Kaiser Octavianus, von Genofeva, von Werin von Lothringen, von Flor und Blankflor, von Bertha, von Karls des Großen Jugend, von Garin von Montglane, von Odger von Dänemark, von Roland und Oliwer, von den Haimonskindern, von Ferragus, von Wittekind, von Hugo und Oberon, vom heiligen Wilhelm und von Rennewart, von Vivian, von Loher und Maller und unzähligen andern.

Der Sagenkreis der Kreuzzüge und die späteren Kaisersagen vermehren diesen Schatz ins Unendliche.

Man lasse sich auch nicht dadurch abschrecken, daß die epischen Bearbeitungen dieser Sagen, die uns erhalten sind, nicht immer unserem Geschmack entsprechen, durch Breite, Einschiebungen, Ausweitungen oft ermüden, oft durch Dürftigkeit im Erzählen des Wesentlichen unbefriedigt lassen. Das Gold liegt nicht immer zutage und nicht immer glänzt es uns so schön entgegen wie neues Messing.

Es genügt auch nicht etwa, daß jeder dieser Stoffe einmal bearbeitet sei und dann für immer bei Seite liege; nein, jeder dramatische Dichter soll den gesamten Sagenstoff auf eigene Faust von neuem durcharbeiten. Erst dann, wenn ein Stoff immer wieder von neuen Gesichtspunkten aus behandelt wird, wird er zu unserm bleibenden Eigentum, erst dann kann sich daraus ein Kunststil entwickeln und eine organische Kultur. Es ist auch nicht notwendig, daß lauter Repertoirestücke geschaffen werden. In Zeiten wahrer künstlerischer Fruchtbarkeit braucht ein Stück, wie bei den Griechen, prinzipiell nur einmal aufgeführt zu werden. Und in der That ist nur die erste Aufführung eines Stückes von lebendiger Bedeutung; Wiederholungen sind getrocknete Blumen. Es soll aber jeder Lenz seine frischen Blüten haben. So haben es die Griechen gehalten. Wir können übrigens auch ihre Sagen uns insoweit aneignen, als verbindende Fäden sie mit unsrer Sagenwelt verknüpfen. Selbst die attischen Tragiker haben es kaum gewagt, trojanische, peloponnesische oder thebische Stoffe für ihre Bühne zu bearbeiten, ohne irgend eine Anknüpfung an Athenisches zu haben.

Welche Form für die Tragödie zu wählen sei.

Wir haben mehrere der eben aufgeführten Sagen von Hans Sachs und Jacob Ayrer dramatisiert, in jener tüchtigen einfachen

Weise, die sich streng an die epische Erzählung anschmiegt. Diese epische Behandung hat dann Shakespeare zu einer außerordentlichen Entwickelung gebracht. Andererseits aber haben wir das Vorbild der griechischen Tragödie. Ihr versucht die französische Bühne zu folgen, während die spanische eine gewisse Mittelstraße einhält. Welchem Stil sollen wir nun folgen? Welchen Vers sollen wir wählen? Sollen wir den Chor, sollen wir die Musik, die lyrischen Teile aufnehmen? Sollen wir die Handlung in Akte, in Trilogien zerlegen?

Für die Tragödie höchsten Stils kann ich mir doch keine andere Form denken als die altgriechische; um so mehr, wenn wir unsere den hellenischen entsprechenden Sagenstoffe behandeln. Die Beschränkung auf die Katastrophe, die Abhandlung in einem Bild, der lyrische Chor entspricht am vollsten den höchsten Zwecken dieser Kunstgattung. Gerade so, wie man im Gemälde eine Geschichte nur in einer, der Hauptsituation darstellen kann, so sollte man auf der Bühne, die viel Verwandtes mit dem Gemälde hat, eine Fabel auch nur durch die entscheidende Katastrophe darstellen. Nur den jambischen Trimeter, wie überhaupt die antike Metrik, brauchen wir nicht. Für das Deutsche möchte ich als dramatischen Grundvers die nicht gereimte viermal gehobene Langzeile der altgermanischen Dichtung vorschlagen. Der Stabreim brauchte nicht als notwendiger Begleiter, sondern nur als schmückende Zierde aufgenommen zu werden. Nur für leichtere Stoffe wären die kurzen Reimpaare des Hans Sachs beizubehalten. Im Uebrigen ist das Drama der richtige Platz, um eine reiche Fülle verschiedener Versarten miteinander spielen zu lassen. Es soll nur ein Grundrhythmus den Ton angeben.

Das Zurückgehen auf griechischen Stil ist nicht ein Wiederaufnehmen einer alten Mode, sondern das Wiedererkennen des schon einmal endgültig gefundenen Wahren. Wir brauchen dabei nicht in die Pedanterie der französischen Bühne zu verfallen, welche übrigens gerade das Beste, den lyrischen Chor, ausgelassen hat. Diesem Mangel hat auch Goethe teilweise in der Iphigenie, Schiller in der Braut von Messina abzuhelfen gesucht. Der Chor im Drama ist nicht etwa blos als griechische Manier anzusehn. Er ist so recht die Poesie der Poesie.

Welche Stoffe sich für die Komödie eignen.

Der Komödie stehen zwei Reihen von Stoffen zu Gebote. Erstens, die Märchen als Parodien der Götter- und Heldensagen. Fast alle sind dazu geeignet, dramatisiert zu werden. Scharfe Ausprägung des parodistischen Elements, kontrastierende Entgegensetzung des Erhabenen und Lächerlichen, des Diesseitigen und Jenseitigen, einerseits durch ausgiebige Geistermaschinerie, andererseits durch naturalistische Kleinmalerei wird stets das Hauptmittel komischer Wirkung sein. Die zweite Stoffreihe wird durch selbständige Parodien sagenhafter erhabener Stoffe gebildet. Die überromantischen werden sich dazu am besten eignen.

Welche Form der Komödie eigne.

Die Form der Komödie ist die Formlosigkeit. Sie kann aller Vernunft und allem Stile spotten. Es gilt, unwahrscheinlich zu sein. Welch zahmes Maultier aber reiten unsere Lustspieldichter anstatt des wunderbaren Greifen, der den Aristophanes in das Reich des heiligen Unsinns trug. Wo erschallt wieder solch göttliches Gelächter, wie im Theater des weintrunkenen Gottes?

Eine schöne Erneuerung guter alter Kunst wäre es, wenn man die stehenden Hanswürste unserer Urgroßväter wieder auf die Bühne zurückführen könnte. In der Komödie sind solche excentrische Charakterrollen ganz am Platz; dadurch daß man sie aus ihr vertrieben hat, hat man den Hanswurst in die Tragödie hineingejagt, allwo er sich nun gerührt stellen muß. Es wären auch ähnliche Charakterfiguren vorhanden, die unserer Zeit vielleicht noch gemäßer sind, und die man nur aus den lustigen Regionen der Presse auf die Bühne zu führen brauchte. Ich meine jene stehenden komischen Figuren, die in unseren politischen Witzblättern ihre Rolle trefflich spielen. Sie gehören zu den lebensvollsten und entwicklungsfähigsten Schöpfungen unserer Zeit, mag auch der Bildungsphilister manchmal darüber die Nase rümpfen.

Wie die Historie zu bearbeiten sei.

Es ist schon ausgeführt worden, daß die Kunst ein historisches Drama nur insoweit kennt, als die Historie sich mit der Sage verbindet. Es sollten nur solche historische Stoffe gewählt werden, die durch die Sage geadelt sind. Das eigentlich Historische soll dann nur als Kontrast neben der Sage stehen. Durch die Vermengung von Realem und Sagenhaftem, also von Niedrigem und Erhabenem wird die Historie eine Mischgattung. Sie ist die eigentliche Tragikomödie. Sie soll eben durch den Gegensatz des Erhabenen, Mythischen zum Gemeinen, zur Wirklichkeit die ihr eigene Wirkung ausüben. Darin liegt ihr Reiz und ihre Berechtigung. Daß nur ein herrschender König der Held der Historie sein kann, ist auch schon auseinandergesetzt worden.

Shakespeares Werke sind alle in der technischen Form von Historien in unserem Sinne geschrieben, selbst die, welche keine Historienstoffe behandeln. Sie sind die rechten Muster dieser schwankenden Gattung.

Welche Stoffe der Historie eignen.

Der Stoff der Historie kann für uns nur die Geschichte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation sein nach der großartigen Auffassung, welche das Mittelalter davon hatte. Die Geschichte der früheren Weltreiche wird insofern nicht auszuschließen sein, als man in ihnen die Vorstufen des letzten Reiches zu sehen hat. Nur dadurch wird jene Einheit erreicht, welche uns diese Stoffe nahebringt und nicht als Museumsmerkwürdigkeiten anstaunen läßt. Durch diesen Kunstgriff können wir uns in allen Zeiten festsetzen, weil wir überall unsere eigenste Geschichte sehen werden. Die Anleitung dazu geben uns auf

unfehlbare Weise die alten Chroniken und Kaiserbücher. Nach dieser Anschauung wird es gleichgültig, ob wir die Geschichte des Julius Cäsar oder irgend eines seiner Nachfolger oder Vorgänger dramatisieren. Es müssen auch nicht immer Hohenstaufen sein. Wenn wir aber einen Cyklus gewinnen wollten, welcher dem des Shakespeare von dem Kampf der roten und weißen Rose am nächsten kommen sollte, so gäbe es keinen passenderen Stoff als die Kämpfe des deutschen Reiches gegen die französische Revolution und Napoleon. Diese Zeit hat für uns dasselbe Interesse und steht uns auch ungefähr gleich nahe und entfernt wie die Zeiten der englisch-französischen Kriege dem Zeitalter des Shakespeare standen. Aber allerdings geht uns dabei Eines ab. Wir haben keine Chronik jener Zeit, aus welcher der Poet so bequem seine Sachen schöpfen könnte, wie Shakespeare sie aus dem Holinshed schöpfte.

Welche Arten des Dramas keine Pflege verdienen.

So soll denn zum Schlusse nochmals gegen das bürgerliche Drama, die Charakter-Komödie, überhaupt gegen jede erfundene Handlung protestiert werden. Das sind Unarten der Kunst. Es ist allerdings dafür gesorgt, daß die Poeten nichts neues erfinden. Die möglichen Typen der Handlung sind von der Sage so scharf aufgestellt und so gründlich erschöpft, daß es nicht möglich wäre, darüber hinauszugehen. Jeder, der da frei zu erfinden glaubt, folgt nur mehr oder minder unbewußt einer ledernen Schablone, die einst von einem Mythos abgenommen wurde. Freilich ist immer mit dem Mythos auch der individuelle Reiz, die lebendige Kraft fortgepflogen.

Widmung zum Heldengedicht: Prinz Eugenius, der edle Ritter.

Euch, ihr Haine und Wälder des Vaterlandes, Fluren, Thäler und Höhen, die ihr meine Mutterstadt umgebt, Gefilde und Auen meiner Heimat, nach denen ich mich gesehnt habe aus sonnigem Süden und schönheitprangendem Osten, aus klugem Norden und heiterem Westen, euch widme ich den Blütenkranz dieser Lieder, die euch selber eher bewußt waren als mir, deren Keime ihr gehegt und entfaltet habt, bis ihr sie mir zu pflücken erlaubtet.

Ich kenn' euch alle, ihr Geister des Landes, und ihr kennt mich. Einsam und raschen Fußes eure Gaue durchstreifend, hab' ich euch oft gesehn im Moose liegen, auf Blumenwiesen gaukeln, im Walde schlafen, in den Wolken wallen, im Winde spielen; und manchen glänzenden Blick hab' ich von euch erhascht, ob ihr nun in hochaufgerichteter Gestalt, in keuschen, weiß wallenden Gewanden, das Angesicht gen Himmel aufgerichtet, mit weichen, schneeigen Zehen den Tau des Grases streiftet, oder als neckische Wichte im dunkeln Fell, lüstern äugelnd die Panspfeifen des Weihers bliest und harmlos rauschenden Schreckspuk triebt.

Ihr seid mir alle verwandt und gemäß, Kinder desselben Himmels und derselben Erde, erquickt und belebt vom selben Himmelsregen, getränkt von denselben Wasseradern, begeistert vom gleichen

Wein, den ihr hier reifen macht. Ein und derselbe Lebenssaft wallt in meinen Adern und euren. Der Geruch der Erde, den ihr ausströmt, wenn der herbstliche Nebel zwischen euren gold- und scharlachstrotzenden Waldriesen hindurchwallt, und euer Wein im Fasse stürmend saust, oder wenn die purpurnen Windröschen aus dem schwarzen Boden durch den schmelzenden Schnee sprießen und die Frühlingssonne darein lächelt, er hat diese Lieder eingegeben, durchhaucht, und mög' auch wieder ihnen enthauchen.

Ihr habt mich in eure Pflicht genommen, mir Befehl und Auftrag gegeben. Ich habe nichts gethan als euch gehorcht. Ihr habt mich deshalb als Lebensgenien hierhergeführt an diese ausgesuchten Stätten, damit ich in treuem Dienst als euer Werkzeug sie mit dem phantastischen Schmuck der Poesie erfülle, der euch lieber ist als Marmor, Gold und Edelgestein.

Nicht mich will ich singen, sondern euch. Nur meinen Mund will ich euch leihen. Denn ihr braucht des mitfühlenden Menschen, euch von eurer heiligen Stummheit zu erlösen. Ihr seid meine Musen. Wie diese dem unwissenden böotischen Hirten auf den Almen des Helikon, wie sie dem blinden Rhapsoden am schäumenden Meeresgestade von Chios, dem paradiesischen Perserjüngling auf der Rosenflur von Schiras, dem landfahrenden Sänger der Nibelungen an den Wirbeln der Donau erschienen sind, und ohne ihr Verdienst ihnen holde Lieder, uralte, geheime Sagen, herzbezwingende Töne eingaben, so habt ihr auch mir Spätgebornem in musenloser Zeit doch noch einige flüchtige Reime zugeflüstert, Brosamen vom Tische jener Göttersänger, mühelos und unverdient, wohl nur zum Lohn, weil ich euch nicht so ganz widerstand, wie mancher andere. Hier sei denn mein Parnaß, hier mein Helikon, hier mein Olymp, hier mein Schiras, hier meine Walhall, hier sind Götter, hier ist der Ort des Gesanges; denn ihr seid hier und habt euch geoffenbart.

Ihr werdet nicht böse sein, wenn ich vor Freude ein wenig unbescheiden, so laut ich kann, nun meine Stimme erhebe. Ihr werdet mich nicht schelten, daß ich euch zu sehr gelobt und geliebt, denn ihr wollt es und habt nie zu viel des Lobes, nie zu viel des Herzenslohnes für treue Liebe. Unbeneidet mögen andere bleiben, die ihr Amt, ihre Aufgabe euch zum Dienst gleich treu ausführen. Unbenachteilt bleibe die ganze Welt, die uns als Weltbürger beansprucht. Aber nur wer die eigene Heimat liebt, wird auch dem Nachbar und dem All gerecht werden. Wer nicht bei sich zu Hause ist, ist fremd in aller Welt.

Aber ihr seid auch nicht engherzig und kleinlich! Andere, die ihr nicht sucht, und die euch nicht finden, mögen sich mit ihren eigenen Schmerzen und kleinen Aergern abgeben. Ihr aber liebt es, den Menschen aus sich herauszureißen, daß er, seines Glücks und Wohls, seines Nutzens und des Menschenlobes vergessend, wie von heiligem Wahnsinn ergriffen die erhabenen Schauer des Geschicks begeistert besingt, an ehernem Waffengerassel, schmerzvollem Todesstöhnen, blutigem Kriegsmord sich freut, daß er seine Wonne in selbstvergessenem, berauschendem Miterleben des Unerhörten zu finden glaubt, nicht achtend des warmen Ofens, der Schlafmütze, der Geldlade, der dumpfigen Kneipe und aller Weltklugheit.

Die weißbärtigen Greise, die an den Linnen eurer weissagenden Quellen sitzen, murmeln eine andere Weisheit, eine todesmutige aber weltfreudige, eine schmerztrotzende aber thatlustige. Wie hab' ich diese Weisheit mit manchem frischen Quelltrunk in mich geschlürft, verdurstend und verschmachtend von der Trockenheit dessen, was sich Leben nennt, aber nicht ist.

Ich dank' es euch, daß ihr mir noch vergönnt habt, wobei so mancher edlere Geist verzweifelnd gescheitert ist: die Heroen des Vaterlandes zu singen.

So sing' ich denn auch vor allem euch diese Lieder, so wie ihr sie vorsagtet und mitsangt, wenn ich dichtend durch eure Marken schritt und von euren heiligen Höhen in dämmernder Ferne die Engel des Vaterlandes um die blitzenden Kuppeln und Türme der Stadt im goldnen Mittagsonnenstrahl wallen, weben und schweben sah, und wenn sich aus den Thälern das kecke Lied des Soldaten, die leutseligen Leierkastentöne des Bänkelsängers, das Geläute der Kirchenglocken mit dem bilderreichen Worte des Rhapsoden, der Laute des schwärmenden Jünglings, mit den ernsten Gedanken des Weltweisen zu einer tönereichen, allumfassenden Symphonie des ganzen Volkes mit mannigfach verschlungenen Fugen und Kontrapunkten, aber harmonisch abschließend zusammenfügte, wie ja auch das Weben eurer Wälder, das Konzert eurer Singvögel, so tausendstimmig es sei, doch keine mißtönenden Dissonanzen hat.

Und wer diese Symphonie hören will, der komme zu euch hinaus mit Weib und Kind, mit Laute und Pfeife und Waldhorn, mit wehenden Tüchern und grünen Eichlaubkränzen, und höre, auf den Halbschatten der Waldwiese gelagert, euch diese Lieder wiederhallen, euch selber zum Ruhme und ihnen, wie ihren Ahnen, ihren Denkmälern. Und dann mögen sie nicht nur unsere Worte und Töne hören, sondern auch ihr Auge möge sich öffnen, daß sie die alten Zeiten schauen und die gravitätischen Perückenhäupter, die bunten Türkenscharen, die kämpfenden Frankenheere, und darüber den offenen Himmel; zwischen Himmel und Erde aber das edle Wappentier des Reiches, den Adler des Göttervaters, wie er sich mit rauschenden Flügelschlägen aufschwingt über die Wälder zu den Sternen!



Fritz Lienhard.

Geboren 1865 in Rothbach im Elsass, lebt in Halensee.

Schriften: Gedichte. — Wasgaufahrten. — Till Eulenspiegel. — Gottfried von Straßburg. — Odilia. — Die Schildbürger. — Münchhausen. — König Arthur. — Die Vorherrschaft Berlins. — Neue Ideale. — Helden.



Sehnsucht.

Waldhornschall
Hör' ich dahinten im Wasgenwalde! . . .
O sieh, der Fingerhut
Leuchtet von sonniger Halde!

Eidechsen huschen über'n Stein,
Ueppig duftet der Thymian-Rain,
Hummeln hangen am heißen Klee — —
O Wald, mein Wald!
Nach deinen Wonnen ist mir weh! . . .

Die Waldfrau.

Wenn des Vollmonds blasse Pracht
Lautlos auf der Lichtung schwebt,
Wenn der Hauch der Mitternacht
Um das Haar der Birke webt,
Wenn die Nebel weiß und wallend
Schleichen durch der Gründe Grau —
Hüte dich, hüte dich,
Jüngling, vor der Weißen Frau!

Blutlos ist ihr Angesicht,
Ihre Hand ist Eis und Schnee,
Wenn sie geht, so raschelt nicht
Welkes Blatt noch grüner Klee,
Doch im Dunkeln glühn und funkeln
Ihre Augen katzengrau —
Hüte dich, hüte dich,
Jüngling, vor der Weißen Frau!

Sonntagmorgen auf Odilienberg.

Was für ein Lachen und Leuchten heut in Wald und schimmernder Aue?
O d i l i a wandelt über den Berg und segnet die sonnigen Gaue!

Frühglocken wecken fern und nah aus Wochentag und Sorgen —
Es liegt ein wundersamer Glanz auf diesem Sonntagmorgen!

Von Ottrott und von Heiligenstein, von Klingenthal und weiter:
Aus Glockentönen wächst empor eine heilige Himmelsleiter!

Und alle die Edlen, die je gelebt im Lande der Alisassen,
Sie sammeln sich in der „Heidenstadt", in unsichtbaren Gassen!

Und all das Kelten- und Kriegervolk, das längst dem Herrn bekehrte,
Es drängt sich wie ein Blütenwald um die Eine, die Hochverehrte.

O Geistermeer, o Tönemeer, du Leuchten in Wald und Aue!
O d i l i a wandelt über den Berg und segnet die sonnigen Gaue!

Herbst auf Odilienberg.

I.

A u f s t i e g.

Durch gold'nen Wald und Glockensang,
Durch eines Herbsttags sprüh'nden Tau
Sucht meine Seele selig bang
Die Wartburg einer heil'gen Frau,

Sucht Höhenkraft und ew'gen Sonnenschein!
O Nebelgang und schroffer Hang,
Ich will ein einsam Leben lang
Pilger sein!

II.

Die blaue Blume.

Der Erdball leuchtet als ein Gottesland
Dem Pilger, der die blaue Blume fand.

Wächst eine Lilie aus des Hochwalds Blau:
Das lichte Kloster einer heil'gen Frau.

Und ob ich suche immer-, immerzu —
Die blaue Blume, hehrer Berg, bist du!

III.

Herbstgang.

Ja, du bist schön! Ein Goldnetz spinnt dich ein,
Ich geh' verklärt durch einen Märchenhain.
All meine Seele quillt zu Gott empor,
Ein Rauch, der sich im Höhenblau verlor.

Bin ich es, der im Laubfall träumend geht,
Da voller Farben diese Erde steht,
Da aus der Eiche, die von Golde blinkt,
Ein lichter Kranz auf den Beglückten sinkt?

Odilienberg ist wie der Himmel schön!
In lauter Licht zerfließen Thal und Höh'n,
Und Wonne ward mir, was so leidvoll war —
Hab' Dank für alles, du gesegnet Jahr!

IV.

Im ew'gen Lichtreich...

Am Hochfeld starb das letzte Abendrot.
Mein Tag war eng und heiß, mein Tag ist tot.

Auf nun, ihr Geister, die ihr mich umhaucht,
Die ihr in Frieden meine Seele taucht,

Die ihr auf Lichtgewölk und Strahlen thront,
Die ihr zu Haus seid, wo kein Wandel wohnt:

Webt eine Brücke mir zum Vollmondlicht,
Das groß und ruh'voll aus dem Schwarzwald bricht!

Laßt auf dem Lichtpfad Sphärenmelodie'n
Als Himmelsgäste in das Herz mir zieh'n!

Denn ach, mein Tag war unaussprechlich klein —
Im ew'gen **Lichtreich** will ich Bürger sein!

Sommerwald.

(Callander.)

Wie sanft der Wind in heißer Tanne weht!
Es ruft vorüber wie von fernem Kinde,
Das in der tiefen Waldung suchend steht;

Doch summen nur im leisen Sommerwinde
Die Mücken hin . . . und ihr Gesang verweht . . .
Lieber Wald, o lieber Wald! . . .

Von sieben Zwergen, von Sneewittchen träumt
Der Wand'rer, der im bunten Sonnenflimmer
An seiner Tanne viele Stunden säumt:
Ein Hans im Glück, der alles Goldes Glimmer
In einen Quell warf, der im Thale schäumt . . .
Lieber Wald, o lieber Wald!

Rotkäppchen wandert zierlich durch das Grün.
Am Arm der Kleinen wippt des Körbchens Schwere;
In Blumen greift sie, die am Pfade blüh'n;
Um jede Dolde, jede fremde Aehre
Muß staunend sie und plaudernd sich bemüh'n . . .
Lieber Wald . . . o lieber Wald! . . .

Burns' Geburtshaus.

(Alloway.)

Ist dies das Haus, das Strohdach dies,
Und dies das grüne Paradies,
Darin er ging, darin er sang,
Darin er Mägdlein weich umschlang?
O Robert Burns!
Der Hänfling, der im Grase läuft,
Der Wind, der Weißdorndüfte träuft,
Und jenes Meeres fremd Geroll —
Das ganze Land ist liederroll!

Goldregen breitet volle Pracht,
Marienblümchen sprießt und lacht
Zu Tausenden aus schöner Au,
Die Lerche trinkt wie einst den Tau —
O Robert Burns!
Im Rotdorn ruft der Fink so laut,
Der Hügel steht in Ginsterkraut,
Und irgendwo am Haidehang
Singt eine deinen süßen Sang!

Ich gehe still, ich geh' verträumt.
Wie hold den Bach die Wiese säumt!
Hier lag Jung-Nelly einst am Hag —
Wie war so heiß der Erntetag!
O Robert Burns!
Und weißt du, wie Jung-Mary sich
Zu dir ins hohe Kornfeld schlich?
Und weißt du, was Jung-Robert schwur
Am Weidenstrauch auf dieser Flur?

Und auf der Brücke über'n Doon,
Und wo die Kirchhofstoten ruh'n,
Und wo der Weg zur Schenke geht,

Und wo am Pflug der Bauer steht —
O Robert Burns,
Sie sprechen alle nur von dir!
Ich aber geh' als Fremdling hier,
Vom Elsaß komm' ich an den Ayr —
O zieh' du lächelnd nebenher!

Gieb du die Hand dem fremden Mann!
Und ob ich garnichts sagen kann
In deinem Schottisch, Trauter du —
Wir sprechen immer-, immerzu!
O Robert Burns!
Ich hab' dich lieb! Ich bin ja auch
Wie du zu Haus in Flur und Strauch!
Ich will in Not und Sonnenschein
Wie du ein Kind und Bauer sein!

Bruchstücke.

Die Welt ist voll Musik allüberall,
Du hörst sie nicht!
Es singen Geister über Berg und Thal,
Du hörst sie nicht!
Es quillt aus Windgeräusch und Wasserfall
Die Sehnsucht überall, allüberall —
Du hörst sie nicht, du hörst sie nicht!
Und wenn der Regen singend geht,
Und wenn in Weiß der Kirschbaum steht,
Und wenn der Tau vom Blatte fällt,
Und wenn vom Himmel in die Welt
In Purpur tropft das Abendlicht —
Es ist Musik, du hörst sie nicht!
Und wenn der Weltgeschichte Macht,
Und wenn der Sterne Sonnen-Pracht
In stolzer Nacht vorüberzieht —
Es ist ein allgewaltig Lied.
Und wem ein Leid die Brust zerstückt,
Und wenn ein Freuen dich beglückt,
Und was am regen Tag geschieht
Und was geschieht im Traumgesicht —
Es ist Musik — du hörst sie nicht!
Du hörst sie nicht, du hörst sie nicht!

— — — — — — — — — — — — — —

Lieblich umzäunt mich vor der lauten Welt
Der Blütenlichtung Farbe, Duft und Ton.
Beseelte Halme schlagen hier die Dolden
Im Windhauch aneinander: und Musik
Entströmt der Lichtung wie ein Elfensingen,
Wie Blumenplaudern, nur des Dichters Ohr
In ihrer Harfenmelodie vernehmbar.
Der Kelche Tüpfchen glänzen aus dem Grün,

Vergißmeinnicht, feuchtgold'ner Hahnenfuß,
Und Wiesenkönigin und wilde Rose,
Hochhergebogen aus den Hecken grüßend —
All ihre Düfte rauchen mit den Tönen
Als Dankgebet hinauf zum schmalen Himmel,
Der als ein runder Glanz, blau wie ein Auge,
Aus Birkenweißgrün auf den Waldgrund schaut.

Reitermarsch.

Hei, das frische Pferdetrappeln auf der Eb'ne von Transvaal!
Wenn die Funken mit uns reiten auf der Eb'ne von Transvaal!
Reiches Land, es blitzen offen Diamanten überall!
Wind weht aus den Silberpappeln,
Von der Farm ein Peitschenknall!
Ist ein frisches Pferdetrappeln,
Ist ein hunderthufig Zappeln,
Wenn wir miteinander reiten auf der Eb'ne von Transvaal!

Wenn wir miteinander reiten, kommt der Buschmann vor den Kraal,
Uns're Rinderheerden heben ihre Hörner noch einmal.
Vor der Reiterwolke fliegen Geier und Gedanken her,
Voller rauschen alle Pappeln,
Und es dampft das Blumenmeer — —
Ist ein frisches Pferdetrappeln,
Ist ein hunderthufig Zappeln,
Wenn wir miteinander reiten auf der Eb'ne von Transvaal!

Die Werbung.

Nun spring' an die Mähne, nun schwing' dich, mein Held!
Der Wind ist mein Roß und der Himmel mein Feld!
Die Lüfte zerreißen, ich balle die Hand,
Da schlingt sich der Nebel zum Reitergewand!
Hussa — hojoh!
Der Wind ist mein Roß und der Himmel mein Feld!

Da draußen am Kap und noch weiter hinaus
Da baut ich aus Goldschaum ein zierliches Haus!
Da trillert manch Kehlchen, da schürzen sich
Dirnchen genug — und alle für dich!
Hussa — hojoh!
Da draußen am Kap und noch weiter hinaus!

Komm doch, o komm doch, o spürest du nicht
Feengeschmeichel ums holde Gesicht?
Es girrt in den Wölkchen, es raunt im Strom!
Dein Land ist Musik und dein Himmel ein Dom!
Komm doch, komm, komm,
Es girrt in den Wölkchen, es raunt im Strom! . . .

Ich habe dich, Tommy! Ich halte dich, Mann!
Zähne zusammen: Dein Ritt bricht an!
In Goldschaum und Englein und Zuckerbrot!

Ich aber, der Reiter, ich heiße der Tod!
Hussa — hojoh!
Ich aber, Tommy, ich bin der Tod!

Odysseus.

Feierlich von Griechenlands Gestaden
Darf ich dich, den hohen Toten, laden?
Dich, du Heldenschatten, bann' ich her!
Zwiesprach will ich mit dir halten,
Und der Jungmann mit dem Alten
Soll auf deutschem Mondnachtsmeer
Ehrend, aber mannhaft schalten! . . .

Ich grüße dich, Grieche Odysseus,
Meerüberleuchtende Säule von Licht!
Wiking den Wiking,
Seemann den irrenden Seemann,
Schicksalbesiegend wie du,
Heimatgestählt, Grieche, wie du —
Ich grüße dich!
Dir sagen will ich auf rauhem Nordmeer:
Gebiete den spukenden Schatten,
Gebiete gespenstigen Griechen,
Daß sie weichen von Deutschland!

Herrlich war dein Volk, Held Odysseus!
Ich sah, wie gewaltig schattend
Achilleus über das Blachfeld von Troja
Den Speer warf, der flog und traf
Und schallend, zitternd im Schild saß!
Ich sah, wie dampfend stoben die Rosse
Ueber den spritzenden Sand von Olympia,
Wenn eure Lenker, vom Schwunge gebeugt,
Quellenden Auges die Zügel entfaltend,
Peitschend und raffend standen und knirschten,
Wie Phaëton fliegend im sprühenden Wagen,
Bejauchzt, umjubelt vom Volke von Hellas!
Ich weiß, wie Phidias, der Mann,
Den Marmorblock tiefdenkend umschritt,
Den Stoff, aus dem der Geist stieg:
Der segnende, grollende, haupthaarumwallte,
Von Griechen geschaffene, Griechen durchleuchtende
Zeus, der uralte, heilige Vater!

Ich weiß auch, wie euer Atem wich
In bebenden Leibes bebenden Herzgrund,
Wenn euer Volk saß vor den Festtagsgestalten
Des ehernen Aischylos, des Attikers Sophokles.
Stolz waren eure segnenden Sänger,
Wie Wolken wandelten ihre Helden,
Ihre Worte kamen wie weither,
Wie aus Hallen der Unendlichkeit . . .

Schatten des Odysseus,
Dein Land ist tot!
In ödem Geklipp, verbrannt und kahl,
Siehe dein Ithaka, siehe Athen!
Tot Kolonos, wo Antigone
Thaten der Liebe fand,
Tot der Areopag, der dem Mörder Orest
Eig'ne Kraft entsühnend lieh,
Das Sparta der Männer tot —
Säfteverlassen, morsch und dürr
Zackt sich dein Land dort,
Das deines Volkes köstlicher Grund war!

Und nun laß vom Nordlandsfahrer dir ein stolz Bekenntnis sagen:
Jene Kraft, die euch entwichen, ward in Adern des Planeten
Wie ein unterirdisch Feuer nordwärts und zu uns getragen!
Und sie wirkt und braust und bricht nun aus der Seele des Poeten,
Der auf Berg und Wassern sinnend,
Seine lichten Träume spinnend,
Dich zu solcher Mannes-Zwiesprach, Schattengrieche, hergebeten!

Heldengeist, laß deine Schatten weichen
Zu den seligen, den Weltallsreichen!
Sieh, wir anderen, wir Enkel, nicht zu viel die Toten missend,
Nicht zu viel vom schönen Hellas und der harten Roma wissend, —
Werden dann erst, als die Freien, deinen freien Griechen gleichen!

Siegfrieds Einfahrt in die Drachenhöhle.

Auf dem Nachen schwimmt er langsam.
Schwarze Wände, Grabesanhauch!
Droben nur, wie eine Taube,
Wie gefangen, wie mit Aufschrei
Angstvoll flatternd nach dem Himmel —
Droben nur ein Fleckchen Licht.

Auf dem Nachen schwimmt, in Fellen,
Stange stemmend, schwertumgürtet,
Schwimmt in Fafners Drachenhöhle
Vorgebeugt der Sonnenheld!

Rings im Rieselfalle singen
Tausend fürchterliche Töne:
Unsichtbare Wasserbäche,
Unsichtbare Tropfen springen
Fremden Klangs von Fels zu Fels.

Jetzt — und in die tausend Laute,
Wie der Atem einer Hölle,
Weither röchelnd, wachsend, heulend,
Hochauf an die Wände schlagend,
Ganz erwürgend Ton und Töne —
Grollt und rollt und braust der Abgrund:
Fafner wehklagt durch die Nacht!

Ueber'm starken Leibe zitternd,
Ueberschauert von der Stimme,
Blitzend mit den Sonnenaugen,
Keuchend aus geblähten Nüstern —
Schwimmt der Held der Tiefe zu.

Nur ihn finden, hei, ihn finden!
Diese Einfahrt in die Höhle,
So umheult und so umraschelt
Von den unsichtbaren Feinden,
Fürchterlich ist diese Fahrt!

Nur ihn finden, hei, ihn finden!
Und die hochgestauten Aengste,
Die gestrafften Heldensinne
Lösen in des Ansprungs Brüllen!
Ja, mit Brüllen auf den Unhold,
Den gefundenen sich stürzen,
Seh'n die Stimme dieser Hölle
Und mit Siegeswut zerhauen —
Oder selber von den Tatzen
Wilden Kampfes untergeh'n! . . .

Dies nur denkt, nur dies der Waldsohn.
Auf dem Nachen, schwertumgürtet,
Stange stemmend, wilden Auges —
Dies nur denkt der Sonnenheld!

Faust.

Eingeschlossen sitz' ich in den Mauern,
Alt geworden über Buch und Pflicht.
Eingeschlossen sitz' ich in den Mauern,
Und mir fällt des Haars, des immer grauern,
Thränenweide über's Angesicht.
Doch kein Wind weht — und sie flüstert nicht.

Als ich Kind war, ging ich auf den Höhen,
Und die Wände fesselten mich nicht.
Als ich Kind war, ging ich auf den Höhen:
Meine Locken griff die Kraft der Böen,
Schüttelte und wusch mein Angesicht —
Sturmnacht liebt' ich ohne Pfad und Licht!

Ich ersticke zwischen dumpfen Mauern,
Nackend beugend unter's Lampenlicht!
Ich ersticke zwischen dumpfen Mauern!
Meine Sinne lechzen nur und lauern,
Ob der Weltgeist endlich, endlich spricht — —
Aber Geist und Geister kommen nicht.

Der Kampf um das Licht.

An verrufener Stätte.

Ueber den Sumpfbach beugt sich die Brücke
Quer durch verwachsenen Ulmenhain.

Aus der umränderten Wolkenlücke
Lauert der Halbmond herab und herein.
Quarren die Frösche so laut im Morast,
Mir zu verdecken ein Rauschen im Rohr?
Springt nicht der Marder vom schnellenden Ast,
Schrie nicht ein Huhn in Binsen und Moor?

Ungern so veruf'ner Stätte
Mitternächtig nah' ich mich.
Immer ist mir: aus der Glätte
Grauer Wasser ringelt sich
In das Blaßlicht falber Nacht
Eine Hexe, wild-begehrlich,
Und in Lüfte todgefährlich
Rafft sie mich mit Zaubermacht.

Wie, oder springt dort aufs Brückengeländer,
Der hier ertränkt ward, gespenstisch ein Mann?
Mittelalterlich-fremde Gewänder
Hat der unselige Schatten an.
Tatzt mich mit gröhlendem, gräulichem Schrei'n,
Bückt sich als Katze und sitzt mir im Nacken —
Otter prallt ins Gewässer hinein,
Feldmaus will nicht Zeuge sein,
Wie mich zwei Arme würgen und packen!

Oder schwebt's nicht, lang und bläßlich,
Schwebt's dort nicht mit toten Augen?
Leid im Antlitz, unermeßlich,
Schwebt heran, sich einzusaugen
In mein blutvoll Herz und Leben —
Blasse Maid, was soll dein Schweben?
Langsam zieht sie weiße Ringe
Wie ein Rauch und ohne Laut —
Ob ich dich zum Sprechen bringe,
Unglücksel'ge Geisterbraut? . . .

Ja denn, Gebannte, euch will ich erküren,
Alle, die da gefangen sind!
Sänger euch sein und als König euch führen,
Schwarmhaft wie Fäden im Spätsommerwind!
Hinter mir her, wie Gullivers Flotte,
Schlepp' ich dich, sumpfverlorene Rotte,
Singe dabei und verwandle zu Kraft
Dumpfe, nächtliche Leidenschaft!

Ja denn, so komme, du Bündel Verdammter,
Greifend umspann ich, so viel ich vermag:
Stehend auf Hügeln, ein Sonnenumflammter,
Halt' ich euch hin in den leuchtenden Tag!
Kommt denn, da mich die Menschen nicht hören,
Euch will ich, Geister der Sümpfe, stören,
Singend und kündend, geisterhaft,
Herrlichen Lichtes Erlöserkraft!

Hexentanz.

Die Kräutlein vielfarbiger Auen
Sind alle verschüttet und tot:
Die Nacht mit Nebelgrauen
Kam über's Abendrot.
Nun streichen die Eulen, das giebt keinen Laut,
Thauthräne hängt sich an's Mondscheinkraut,
Und zwischen Uhu und Funkeltau —
Horch da! —
Wispern die Hexen der Au!

„Wir schleppen schlampige Leiber,
Wir schlürften in Dorf und Tag:
Wir waren wüste Weiber
Und schafften Zank und Plag.
Nun liegt verscharrt in Gras und Gruft
Der Leib, bis ihn der Richttag ruft,
Wir aber flattern um Stall und Haus
Bei Uhu und bei Fledermaus.

Hab' Acht vor uns'ren Besen,
Wir fegen Ungemach!
Wir können Wünsche lesen
Und reiten und lauern um's Dach.
Träumlein steigen wie schwelender Rauch
Und tanzen — hui, und da tanzen wir auch
Und scheuchen wie Irrwisch sie hin und her —
Du liegst da unten, du röchelst schwer.

Was dich erschlafften Narren
Heimsucht in Begierden der Nacht —
Wir haben's durch Dach und Sparren
In deinen Traum gebracht.
Und gehst du morgen durch Tag und Amt,
So ist deine Seele zur Sünde verdammt,
Und du wirst thun, was wir bei Nacht
Hohnlachend in dich hinabgedacht.

Greif' uns! Wir haben kein Leben,
Wir sind wie Hauch am Glas!
Wir rühren in luftigem Schweben
Nicht Grund noch Zittergras.
Und stolpert der Wächter mit Polterschuh'
Und tappert mit bebendem Spieße zu —
Hahi! so wickeln wir im Nu
Den Nachtmann wie in Spinnweb ein
Und werfen und wirren und wirbeln den Reih'n —
Greif' uns! —
Schon rennt er und brüllt —
Und wir tanzen allein!"

So geht ein Wispern und Weben
Wie Nebel um Dorf und Dach,

Im Duft aus Wiesen und Reben
Droht dir ein Ungemach.
Aber mit funkelnder Lilie steht,
Wie Nachtgebet,
Wie aus dem weißen Mond verweht,
Dein Lichtgeist über Schlaf und Nacht
Und wacht.

Elfentanz.

Raschelgewänder und seidene Schuh',
Krone, Korallen und Bänder dazu —
Rundaradei!
Rauschen und schleifen wir, singen dabei,
Rauschen und singen wir,
Raschelrock schwingen wir
Rund um den Eichenbaum, rund in den Mai,
Heidiri-heidiri-heidiridei!

Willst du uns greifen?
Mußt du mit schleifen!
Hast du auch Füßchen, so seiden wie wir?
Bist du so biegsam,
Bist du so schmiegsam,
Bist so geschwind und so schwingend wie wir?

Die Blättlein am Strauche
Die drehen im Hauche
Die grasgrünen Röcklein und flimmern dabei!
Und kam aus dem Blauen
Der Nächte ein Thauen,
So tanzt und so funkelt am Morgen der Mai!
Trinke das Licht und tanze dich munter!
Trinke das Licht und dann hügelhinan!
Spritzt dir ein Perlchen vom Frühgras herunter,
Denk' dir, ein Elfelein spränge dich an!
Finken, o sieh doch, wie fliegende Lichter,
Wölkchen, o sieh doch, wie fliegender Schwan,
Ueberall, überall Lachegesichter,
Du nur darin als verdrossener Mann!

Willst du uns greifen?
Mußt du mit schleifen!
Hast du auch Füßchen, so seiden wie wir?
Bist du so biegsam,
Bist du so schmiegsam,
Bist so geschwind und so schwingend wie wir?

Poltert der und holpert der,
Mit dem Holzschuh stolpert der —
Zottelbär!
Flink, umschwirrt ihn!
Flirrt, verwirrt ihn!

Sausewind, Kosewind, Neckewind: drein!
Zaus' ihn fein,
Zupf' ihn fein,
Zaus' und zupf' und zerrupf' ihn fein!
Hei, und so fliegen wir luftig und frei!
Drunten du fange nun, fange mich, fange doch,
Zause die Schleppe mir, küß' mir die Wange doch,
Fange mich — fange doch — fange — —
Vorbei!

Aus der Trilogie: Till Eulenspiegel.

Zimmer des Notars Sebastian Eulenspiegel.

Büchergestelle mit dicken Bänden. In der Mitte des Hintergrundes das hohe Pult des Notars, davor ein drehbarer Sitz; der darauf Sitzende kehrt der Thür rechts den Rücken zu. Auf der anderen Seite des Pultes der tiefere Tisch Tills, so daß der an diesem Tisch Sitzende von oben herab bewacht werden kann. Ueberall Papier und Bücher.

Notar

(in großer blauer Brille, sitzt schreibend an seinem erhöhten Platze).

Till

(an seinem Platze. Er hat ein Buch vor sich, stützt den Kopf und liest. Manchmal gähnt er, sitzt aber sonst recht gedrückt und artig. Endlich fängt er an, Fliegen zu fangen; und schließlich liegt er dieser Beschäftigung mit solchem Eifer ob, daß er darüber ein Buch mit Geräusch zu Boden wirft).

Notar

(guckt ihm bereits eine Weile von oben herab zu).

Till, mi fili, es scheint Dein Spezialstudium zu sein, Fliegen zu fangen.

Till

(stützt den Kopf in beide Hände und studiert sittsam weiter).

Notar

(legt die Gänsefeder hin).

Till!

Till

(steht auf).

Hier, lieber Oheim.

Notar.

Frequentissime tibi dixi, ein Dutzend Male hab' ich Dir auf die Nase gebunden: gewöhne Dich daran, mich in diesem Zimmer nicht „lieber Oheim" zu titulieren, sondern —?

Till.

„Herr Notar". Verzeih.

Notar.

's gut! Erhebe Dich nunmehr, begieb Dich statim atque celerrime zu jenem Büchergestell und verabreiche mir folgenden codex: Querelae denegatae sive detractae iustitiae terrarum Brunsvigensium.

Till

(geht hin und steht ratlos, den Finger im Munde. Endlich dreht er sich herum).

Das mit dem verjuckten Schweinsleder, nicht wahr?

Notar

(mit behaglicher Ironie).

Querelae denegatae sive detractae iustitae terrarum Brunsvigensium.

Till
(kommt mit mehreren Bänden unter dem Arm angewandelt).

Hier, Herr Notar.

Notar (gelassen).

's gut, optime! Schlag' mir auf, Till, mi fili: Folium primum, titulum septimum, querelam vigesimam, paginam 37 B, Anmerkung 2.

Till
(steht ratlos).

Folio — wie viel?

Notar
(wieder schreibend).

Folio primum — (Till nimmt einen Band) titulum septimum (Till zählt an den Fingern) querelam vigesimam, paginam 37 B, Anmerkung 2.

Till (sucht).

(Pause.)

Notar
(immer schreibend).

Mut! Das ist nur Uebergang, sagte der Fuchs, da zog man ihm das Fell über die Ohren. Hähä!

Till
(kurzweg aufschlagend, keck).

Hier!

Notar.

Lege, mi fili! Lies mir Deine Entdeckungen herunter! (Schreibt.)

Till
(aufs Geratewohl).

Folio primum, titulum siebimum, paginam 387, A, B, C, Anmerkung 3. Carolus Theodorius Wolfius contra —

Notar
(der nicht hingehört hat).

s' gut, optime! Nunmehr trag' alles wieder an seinen Platz! Es war nur ein kleines Exerzitium, hähä! (Lacht ihm ins Gesicht.)

Till
(trägt die Bände wieder hin, streckt im Hintragen die Zunge heraus. Dann setzt er sich wieder hin, den Kopf gestützt trübsinnig wie zuvor).

Notar
(mit Behagen).

Till, mi fili! Wir zwei vertragen uns prächtig miteinander, was? Till, es gereicht mir zum Troste, Dir sine complimentis sagen zu können: Contentissimus sum tecum ac mecum! Ja wohl, mi puer, es ist ein eklatanter Beweis meines pädagogischen Talentes, daß es mir gelungen ist, Dich Galgenschwengel bereits acht Tage hier festzuhalten — ohne daß eine Seele weiß, wo Du steckst! Hähä! (Steht auf.) Das Volk von Braunschweig sagt, ich sei ein Original — item, so sind hier zwei Originale beisammen! Hähä, was? (Schreitet behaglich durchs Zimmer). Ich stehe glänzend vor aller Welt da! Was Schuster und Schneider, homines rudes, Strohköpfe, nicht zustande brachten: ego, der Mann der Jurisprudenz, hab's im Handumdrehen bewältigt.

Till (seufzt.)

Notar

(indem er einen Zettel aus der Tasche nimmt).

Indessen, Till, mi puer, sunt res, quae mihi non placent, ich finde da Sachen, die mich bedenklich anmuten. Zum Exempel — hoc pergamentum iocosum, das ich gestern auf Deinem Platze fand, ein carmen quasi lyricum, ein Dithyrambus. Item, lies mir in persona diesen allerliebsten Dithyrambum herunter! — Flink!

Till

(verlegen).

Verzeih, Onk — Herr Notar —

Notar.

Ich will dieses carmen aus des Poeten Munde hören! stante pede! (Setzt sich behaglich auf Tills Platz.) Nun? Wird's bald?!

Till

(liest zögernd).

„Ich lief in meinem großen Weh
Gern fort zu meinem Schatze —
Jedoch der — Drache optime —
Weicht nicht von seinem Platze“ —

Notar.

„Drache optime“ — Ein höchst schmeichelhaftes epitheton ornans! — Perge!

Till.

„Derselbe alte optime,
Der — Drache, den ich meine,
Thut meinen Ohren täglich weh
Mit schändlichem Lateine“ —

Notar.

's horribel!

Till

(nach und nach grimmiger).

„Schlag' doch das Donnerwetter drein
In die gelehrten Tröpfe!
Ich weiß zwei blaue Aeugelein,
Ich weiß zwei blonde Zöpfe!“

Notar

(auf den Tisch schlagend).

Quid hoc sibi vult?! Was sagt man zu diesem Pamphlet, Lausbub?!

(Kleine Pause.)

Die Magd streckt den Kopf herein.

Magd (zu Till).

Till, ist der Alte da?

Notar

(auffahrend und den Kopf über das Pult streckend).

Jawohl, der „Alte“ ist da! Aber der „Alte“ heißt nicht der „Alte“, sondern der „Alte“ heißt „Herr Notar“! Verstanden?!

Magd (unwirsch).

Na ja, es ist so ein Kerl draußen.

Notar.

Soll hereinkommen, der Kerl! (Setzt sich wieder.)

Magd
(nach draußen).

Herein da! Und nehmt Euren Hut ab! (Ab.)

Ein Bäuerlein tritt ein.

Bauer
(schüchtern, den Hut in der Hand drehend).

Ich weiß nicht, bin ich hier recht?

Notar
(halblaut zu Till).

Sprich mit dem subjecto!

Till
(zum Bauern).

Jawohl, Ew. Wohledlen, Ihr seid —

Notar
(halblaut, belehrend).

Halt! So lange man nicht weiß, wie's mit den finanziellen Qualitäten eines Klienten bestellt ist, hat man Vorsicht zu beobachten. Ergo ist dies Subjekt nicht per Wohledlen zu titulieren!

Till.

Gut! (Laut.) Jawohl, guter Mann, Ihr seid —

Notar (halblaut).

Halt! Fragliches Subjekt ist weder als gut, noch als böse zu traktieren! Das hängt alles von seinen finanziellen Qualitäten ab.

Till.

Wie soll ich denn alsdann mit ihm reden?"

Notar
(mit entsprechender Gebärde).

Olympisch! Und wenn er kein Geld hat — saugrob!

Till
(bemüht sich).

Was will man hier?

Notar (beifällig).

's gut! optime!

Bauer.

Ach, Herr Advokatus, ist das der Platz, wo das Recht gemacht wird?

Notar (halblaut).

Jetzt lateinisch, damit der Kerl Respekt bekommt!

Till
(während der Notar anfeuernde Bewegungen macht).

Querelae vertraktä, titulum quintum, folio quiquesimo, quid hoc sibi vult, o Catilina —

Notar.

Halt! 's gut!

Bauer.

Herr Advokatus, wollt Ihr mir's nicht ins Deutsche übersetzen?

Till (streng).

Glaubt Ihr, man gäbe sich hier mit Eurem vulgären Deutsch ab?

Notar

(sehr zufrieden, klatscht leise Beifall).

's himmlisch, optime!

Till.

Bringt Eure Sache vor!

Bauer.

Ach, Herr Notarius, ich hab' da ein Gütchen, zwei Aecker und eine Kuh, eine rechtschaffene Kuh, da braucht Ihr nur die Lisbeth zu fragen — obzwar nämlich — jetzt zeigen sie mir so einen Zettel und — Herr Notarius, steht denn das im Gesetzbuch, daß man einen rechtschaffenen Mann mitsamt seiner Frau und zwei braven Mädchen hinausjagen darf in Wind und Wetter? Sie wollen mir nämlich mein Gut wegnehmen.

Notar (laut.)

Habt Ihr Geld?

Bauer

(den Kopf reckend).

Ja — ja — (reicht in die Tasche und holt sein Taschentuch heraus.) Da hat mir meine Frau hineingebunden, was wir noch im Hause hatten.

Notar.

Das kommt Euch zu stehen, falls Ihr prozessiert, auf — sagen wir mal: zehn Gulden!

Bauer

(tief erschrocken).

Zehn Gu— Ihr Herren, ich hab' ja nur einen Gulden und sieben Kreuzer. Die Lisbeth meinte, das langt.

Notar

(halblaut zu Till).

Jetzt grob! (Steht auf.) Bauer, wenn Ihr kein Geld habt, alsdann so ist dort ein ganz bequemes Loch in der Wand!

Bauer.

Lieber, was soll ich denn aber hernach anfangen?

Notar.

Rebelliert, wie sie im Schwäbischen rebellieren — was?! Prozessieren wollt Ihr, kein Geld habt Ihr? Aus der Thüre trabt Ihr! Punktum! Apage!

Bauer.

Ich bitt' um Entschuldigung! (Geht unter Bücklingen traurig davon).

Aus Gottfried von Straßburg.

Garten eines Landhauses bei Oberehnheim.

Abendrot.

Herrad von Landsberg, Aebtissin von Odilienberg, eine milde, vornehme Greisin; Gottfried (nach der Manessischen Handschrift: bartloser junger Mann)

Dietrich, Gottfrieds Pflegevater, ein etwas vergrämter älterer Herr, kommen von rechts.

Herrad
(in den Anblick der glühenden Berge versunken).

Wie schön der Berg! Grüß' Gott, du Herz des Wasgaus,
Grüß' Gott dich, strahlender Odilienberg! . . .
Gottfried, ich geh' wie träumend durch die Pracht,
Und manchen weiß ich, der Dich drum beneidet.
Dein Haus umdrängen tausend weiße Lilien,
Schutzheil'ge, Engel, hold gebannte Geister,
Du selbst als Schmetterling darin, und dort
Zu Häupten Dir die Bergstadt Sankt Odilias.
Sag' mir, mein Freund: Du hast die weite Welt
Nun keck durchstreift, vom Elsaß bis Bologna
Und von Bologna bis Paris: erfaßte
Nie Dich die Sehnsucht, edle Rast zu halten
In solcher glanzumglühten Höhenstadt?

Gottfried
(in seinem Benehmen meist heiter, liebenswürdig).

Wie, Frau Aebtissin, meint Ihr das?

Herrad.

Es ist
Kein Schriftgebot, doch hab' ich's oft erkannt
Als ein Gesetz allmenschlicher Natur,
Von selbst erwachsend. Sieh, viel Geistes-Edle,
Wenn sie die Erdenwüste weit durchwandert:
Die Flügel breitend, flogen sie am Abend
Dem Lichte nach, auf solche Purpurberge.
Auch dieses Antlitz, Freund — die hohe Stirne —
Dies leise Lächeln — deutet mir geheime
Verachtung dieser Welt und ihres Scheines.

Gottfried.

Ihr sprecht vom Kloster, Frau Aebtissin?

Dietrich
(abwehrend).

Nicht!
Nicht tiefer in sein Träumen, edle Frau:
Jagt ihn hinaus, in Nüchternheit und Werktag!
Der säumt mir Tag um Tag, indes die and'ren
Sich frisch in Amt und Ehren tummeln! der
Schwärmt abseits, haust in Dorn und Distelbusch,
Streift mit dem borstigen Johannes taglang
Der Spur des Bären nach, liest wälsche Bücher —

Gottfried
(faßt ihn lächelnd am Arm).

Halt ein! (Zu Herrad.) Sagt doch dem gern ergrimmten Manne,
Sagt meinem vielgeliebten Pflegevater,
Daß dies nicht gar zu große Sünde sei.

Herrad
(freundlich zurechtweisend).

Nun, Liebling? dieses stete Rosendasein,
Nennst Du das etwa Tugend?

Gottfried.

Rosendasein?
Ein Dornendasein ist mir dieser Garten!
Ich glühe ja nach Thaten, edle Frau! . . .
Seht, alles Edelsinns bedarf ich ja,
Nicht vor der Zeit, in würdeloser Schelmheit
Kraft zu vernarren, die mein Blut durchbraust!
Doch sagt mir: was in ihrer Welt beginn' ich?
Nennt mir ein Amt, für das mich Gott, der Herr,
Recht sichtbarlich beanlagt, nennt mir eins?!
Soll ich als Ratsherr, in Barett und Krause,
Im Lehnstuhl schnaufend arme Sünder richten?
Soll mit dem Bischof über Steuern brüten?
Soll gar Magister sein und klares Schriftwort,
Dem Herzen leicht verständlich, durch Verschnörkeln
Dem staunenden Skolarenvolk verwirren?
Nein! meinen Hochwald seh' ich fragend an,
Der unbefang'ne Einfalt mir ins Herz gab,
Und immer wieder rauscht er mir ein Nein! . . .
Eins weiß ich nur, das mich mit Macht entlockt
Der Heimat segensvollem Wurzelgrund: —
Der Hohenstaufen Welteroberung!
Wär' ich ein Fürst, ich stünd' auf Wälschlands Feldern
Mit Schwert und Schild in Barbarossas Heer,
Ins Ungemess'ne trüg' ich Deutschlands Macht!
Doch — dieser Winkel hier am Wald gebar mich.
Ich muß mir wohl ein ander Weltreich suchen,
Das ich erob're ohne Schwert und Schild!

Herrad
(betrachtet sinnend den Berg).

Ein ander Weltreich . . . Träumend schwebt mein Herz
Auf Abendflügeln nach Odilias Höhen,
Darum wie Heil'genschein das Spätrot glüht.
Des Segens denk' ich, der durch manch Jahrhundert
Von jener lichten Königsburg geflossen;
Ich denke Columbans, der Theuderich
Und allem Volk der Merowingerzeit
Die Fackel Gottes in die Hallen trug —
Sind das nicht Reiche, der Erob'rung wert?

Gottfried (lächelnd).

Versteht mich wohl: zum Bußepred'gen trank' ich
Allzuviel Sonnenschein und Rebenduft
Und Rosenlicht in meine heit're Seele.
Sonst — ja, Frau Herrad! Heut noch schlüg' ich ein
Und würde Bruder diesen Höhenhelden,
Denn ihrer ist ein Weltreich, gleich den Staufen!
Und doch — auch von der Erde bin ich nicht,

Kein Freund des Kampfes um des Kampfes willen;
Ja, selbst die Jagd auf Bär und Dachs im Urwald
Erfreut mich nicht, ich hab' die Tiere lieb —
Und — soll ich's offen sagen, Vater? (Lächelnd.) Hans
Erjagt die Beute, ich indessen liege
In einer Höhle, die ich mir entdeckt.
Dort les' ich Sänger der Provence und träume,
Und lausche durch die große Waldesstille,
Wie fern ein Specht klopft, wie die Mücklein harfen,
Wie leis der Mittagswind den Hahnenfuß,
Die Glockenblumen meiner Lichtung küßt,
Indes ein unsichtbares Klausnerglöckchen,
Als käm' ein Bienchen durch den Wald gesungen,
Durch Halme säuselt, wunderlich zu hören . . .
So lieg' ich tief im Wasgenwald und träume,
Kein Heiliger, doch auch kein Mann der That.
Und geh'n wir abends dann nach Haus — wie jetzt —
Dann singen aus dem zarten Himmelsrot
Die Schwestern auf Odilienberg die Mette;
Die Burgen schweigen, nur die kleinen Grillen
Im Wiesengrund sind munter; manchmal fällt
Vom Blatt ein Käfer wie ein Tropfen Tau,
Das Gras ist feucht, die Nebel sammeln sich
Als ein gewaltig Heervolk in der Eb'ne
Und zieh'n heran, den Wasgenwald zu stürmen,
Indes der Vollmond, ruhvoll wie ein Kaiser,
Sein Heer beschauend, aus dem Schwarzwald tritt —
(Sinkt auf ein Knie.)
Oh, was sich da in meinem Herzen drängt,
Das, edle Frau, in Lied und Reim zu bannen:
Das laßt Beruf mir sein, das meine Pflicht!
Sagt diesem Manne, den ich herzlich liebe,
Nicht drängen soll er mich, nicht schelten soll er —
Ein Jahr nur laßt mir Zeit — (springt auf) und schaffen will ich
Ein Lied, so glockenklar, so hochlandsrein —
So lang der Wasgau rauscht, klang nie ein Lied
So wundersüß von des Gebirges Hängen,
So lang der Stamm der Alemannen kraftvoll
In dieser reichen Eb'ne sinnt und schafft,
Nie klang ein Lied wie Frühlingswildbachgrüßen
So jauchzend in des Thales Winterherzen
Und brachte nie so gold'nen Sonnenschein! . . .
(Beruhigt sich. Wieder einfach, freundlich.)
Jetzt wißt Ihr meiner Seele letzten Wunsch.
Fragt mich nun nicht mehr.

Dietrich (zu Herrad).

Nun? Ich stehe ratlos.
Als Bettler will er, fahrend mit der Harfe,
Almosen heischend auf den Burgen singen?!
Mein Pflegesohn?! Wie nennt Ihr das, Frau Mutter?

Herrad (mild).

Freund, wir sind alt. Hier drängt sich Maienlust
Jauchzend an Gottes Licht. Sei mild, Freund Dietrich.
(Zu Gottfried.)
Du willst den Werktag Dir und uns in ew'gen
Sonntag verwandeln? — Schön ist dieses „Amt".
Doch mit der Harfe nur willst Du hinausziehn'n
Zu solcher Welterob'rung? — Hüte Dich!
Ei hüte Dich vor dieser Fahrt-Genossin!
Ich will nicht mahnen, es ist hier umsonst.
Doch eine Weissagung muß ich Dir sagen:
Fahr' aus mit Deiner lichtgewand'gen Göttin,
Fahr' aus ins nüchterne Gedröhn der Stadt,
Wirf ihnen hin Dein ganzes Sonnenherz:
Dennoch — dies leise Lächeln ist mir Bürge —
Nur zögernd gehst Du, suchend durch die Welt,
Bald kein Erob'rer mehr, nur noch ein Fremdling,
Jetzt stürmisch liebend, jetzt zurückgestoßen,
Und endlich tief erkennend: „Viel zu klein
Ist diese Erde für mein heißes Herz!"
Weißt Du, wo Du dann enden wirst? Als Spätrot,
Auf einer Abendhöhe einsam sammelnd
Des müden Herzens viel zerstreute Glut,
Unendlichkeit zu Häupten, Dir zu Füßen
Die Welt der Nebel. — Fahre wohl, mein Liebling.
(Küßt seine Stirn. — Ab mit Dietrich.)

Aus der Frühlingsdichtung: Die Schildbürger.

„Elfenhuschen und Abendstern!
Tau fängt an, die Au zu feuchten,
Halm fängt an und Moor zu leuchten,
Blumen senden fromm und gern
Ihre Seele zu dem Reigen,
Der im Gärtchen her und hin
Rund umwebt die Königin,
Rund umwebt die schönste Frau — —
Nacht und Elfen, fein behutsam!
Fein behutsam
Ueberwandelt Schildas Au!" . . .
Nachtelfen zupfen zart am Gras der Nacht
Und läuten Glöckchen, niedlich anzuhören.
Sie haschen sich auf Löwenzahn und Kresse,
Auf Ehrenpreis, Vergißmeinnicht und Ampfer —
Von Blüt' zu Blüte, wie am Tag die Bienen.
Der Mond ist nicht zu seh'n, er geht am Walde:
Doch leuchtet über'm Dach sein Luftbezirk,
Und scharf und blinkend steh'n darin die Sterne.

Hilda sitzt bei der Elfenkönigin,
Die sich als Magd in armes Gärtchen fand,
Am Boden kauert Hilda, knieumschränkt,

Und staunt mit weitem Mund die Elfin an,
Die auf der Holzbank unter'm Busche sitzt.
Süß träuft ein Dämmerschein auf die Gestalt,
Die nebelhaft umwebt der dichte Strauch.
Die Königin ist reich an fremden Mären:
Sie spricht so herzig, sagt so zaubersüß
Vom Wunderwald und unbekannten Auen,
Daß wie dem Tau die Blumenseele Hildas
Sind offen steht und Märchenfülle trinkt.
Auch Klaus, der Hirte, saß, doch etwas ferner,
Am Bohnenbeet, stracks auf dem Gartenkies,
Ein drollig Klümpchen, fast ein Zwerg vom Walde,
Das Kinn am Knie — und lauschte jener Stimme,
Die traumhaft gut aus Haselschatten kam,
Als wär' der Busch entzaubert, ja als wäre
Ein Elfenstimmchen selbst der grüne Busch . . .

. . . „Denn jedes Kräutchen auf wilder Heide,
In Wiese und Wald und im traulichen Moos —
Hat jedes sein Seelchen in Lust und in Leide
Und ist lebendig und sehnt sich los
Und sehnt sich hinaus in das fliegende Licht —
Und sitzt doch gefangen in Blumen —
und löst sich nicht!

Da komm' ich, da flieg' ich, da ruf' ich laut her und hin:
„Hallo-Hallei!
Heraus! Der Tag ist vorbei!"
Ich bin des Blumen- und Mondreichs Königin!
Ich hab' eine Hand, die rühren und lösen kann!
Schon fängt ein Hauchen, fängt schon ein Beben an —
Vollmond muß sein und die Nebel geh'n! —
Ihr könnt den Rauch an den Blümchen seh'n!
Löst sich, hebt sich,
Reckt und färbt und belebt sich,
Lächelt und schimmert und fließt auf den Auen hin —
All-Alle umhauchen die gute,
die milde, die lösende Königin!

Nun weben wir, nun geben wir
Dem Städtlein tausend Träume!
Die Farbenröcklein heben wir
Und tanzen durch blühende Räume.
Da sprießen die Saaten, da rauscht das Korn,
Gutheiltrank spendet der gütige Born,
Und Früchte sehnen aus Blütenruh'
Der Reife sich und dem Herbste zu.
Wo unser Fuß tritt, bleibt ein Tau —
Und morgens über der Perlen-Au
Rauchen die Letzten vorbei und dahin,
Suchen mit Sorgen den Rain entlang,
Sind vor dem Feuer der Sonne bang,

Schlüpfen mit ängstlichem Blumensinn
Jedes ins Kelchlein, jedes ins Haus — —
Tag ist da! Und die gute,
die milde, die lösende Nacht ist aus! . . .
„Ihr aber, süße Freunde, wenn ihr einst
Den Leib in Bretter legt, und wenn der Gärtner
Des Totengartens euch in Erde bettet
Und Rosmarin und Eibe drüber pflanzt:
Ihr seid nicht tot, ihr wachst und blühet ewig
In Blumen oder wilden Vögelein,
In Elfenschwärmen oder Koboldgeistern,
Und treibt euch durch die Luft, so lang's euch freut —
Ja, oder fliegt hinaus zu stolzen Sternen —
Ja, oder drängt euch wieder unter Menschen —
Und freut euch ewig, wie die Welt so schön
Und wie so gut sei, der die Erde lenkt:
Der Seelchen ew'ger Gott, tief dort im Licht!" . . .
Stumm war die Nacht; stumm saß das Hirtenpaar.

Zwischenlieder
gesungen den Leutlein von Schilda.

Der Windmüller.

Hebt nun der Wind, der Wind, der Wind
Dein Bänderhäubchen, Nachbarkind,
So hebt er auch im gleichen Hauch
Windmühle, Wald und Haselstrauch.
Ei, und das plustert,
Ei, und das flustert,
Blättert die Lichter am Boden entlang!
Ei, und das Laub flieht,
Ei, und der Staub zieht
Wie eine Fahne an Windmüllers Hang!
Dann legt sich wieder leicht und lind
Dein Haar und Häubchen, Nachbarkind.
Es ging vorbei der lose Hauch,
Es hängt das Rad, es schläft der Strauch.
Du stehst und zürnst und schaust dich um —
Ich bin schon fort, ich bin schon stumm.

Drescherlied.
(Zu singen von Mann, Frau und Bube.)

Eins-zwei-drei, eins-zwei-drei,
Ei, wie ist's schön im Mai!
Aber zur Winterzeit,
Wenn's um die Scheune schneit,
Eins-zwei-drei, eins-zwei-drei,
Fliegt unser Korn umher,
Als ob es golden wär',
Fliegt wie ein Immenheer!

Und in der Scheune, hei,
Ist dann der Mai!

Zwei-eins-drei, zwei-eins-drei,
Ei, wie ist's schön im Mai!
Aber zur Winterzeit,
Wenn's um die Stube schneit,
Zwei-eins-drei, zwei-eins-drei,
Brennen wir Klotz und Span,
Heb' ich zu spinnen an:
Flachsgold wird eingethan!
Und in der Stube, hei,
Ist dann der Mai!

Drei-eins-zwei, drei-eins-zwei,
Ei, wie ist's schön im Mai!
Aber zur Winternacht,
Wenn's in den Oefen kracht,
Drei-eins-zwei, drei-eins-zwei,
Hol' ich aus heißem Rohr
Gleich ein Stück Gold hervor,
Das unser Baum verlor!
Und hinterm Ofen, hei,
Ist dann der Mai!

Der Totengärtner.

Komm, lieber Tod, brich bald mich ab,
Wie man ein Baumreis brechen thut!
Pflanz' mich in ein bereites Grab,
Das thut mir altem Männlein gut.
Dann sproßt da oben Gras und Strauch,
Ein neuer Totengärtner gräbt,
Geht alles nach vergnügtem Brauch,
Ob einer stirbt, ob einer lebt.
Und sitz' ich dann im Ausgeding
Und feire in der stillen Gruft,
So hör' ich fein, wie mit Gesing
Die Nachtigall dem Weibchen ruft.
Die kam zu mir, wenn abendlich
Der Turmwart Schildas Glocke zieht —
Die Glocke, Nachtigall und ich
Wir sangen dann ein Abendlied.

Es geht, wenn ich mich recht versteh',
Noch manch ein Freuen durch die Welt,
Ob Blüte oder Winterschnee
Vom alten guten Himmel fällt.
Ich horchte stets mit Staunen zu,
Die Erde freut mich ungemein —
Und bin ich in der ew'gen Ruh',
Will ich erst recht in Freuden sein!

Aus dem Lustspiel: Münchhausen.

Gartenplatz.

Wildnis: Bäume, Blumen, Büsche. Rechts hinten Ecke und Eingang eines Gartenhauses, links hinten Ecke des Schlosses mit zwei übereinanderliegenden Fenstern, an deren unterem der morsche Fensterladen schief in der Angel hängt. Nach rechts und links hinten Wege. Sommerabend.

(Münchhausens Freunde rufen: „Hoch!", Feldmann stößt ins Horn.)

Münchhausen

(rüstiger, alter Herr, Husarenstiefel, Jagdjoppe, Fez, kommt und hat eine lange Angelstange in der Hand, an der statt des Fisches ein toter Kanarienvogel hängt.)

Münchhausen.

Salem aleikum allerseits! Ich danke Ihnen, meine Herren! — Hören Sie auf, lieber Feldmann, hören Sie auf! — Meine Freunde, was sagen Sie zu dieser Angel? Und was sagen Sie zu diesem seltsamen Fang? — Meine Herren, Gottes Schöpfung ist über alle Begriffe wunderbar!

Feldmann

(lacht).

Haha, Ihre Fische, lieber Baron, sind in der That ein naturwissenschaftliches Unikum!

Dornbusch.

Sie waren wohl bereits auf der Jagd und bringen uns hier das Ergebnis?

Münchhausen

(die Angel hinstellend).

Jedenfalls: Wär' ich ein Dichter und wär's mir der Mühe wert, ich schriebe grundsätzlich nur Lob- und Danklieder! Alle anderen Gattungen der Poesie halt' ich für unreif und sündhaft.

Dornbusch.

Na, lieber Baron, Ihre Stärke wäre doch wohl mehr das Epos!

Feldmann.

Oder sagen wir einmal die Tierfabel!

Münchhausen

(von Jean auf das von Worka aufgetragene Essen aufmerksam gemacht).

Gut, mein Sohn; essen wir, meine lustigen Freunde! — Jean, der Laden hängt! Sag's Rolf! (Jean verbeugt sich. Sie setzen sich.) Haben Sie übrigens schon Frau Ingrid Guten Abend gesagt?

Feldmann.

Jawohl, wobei malerische Wunder passierten. — Warum pufffst Du denn, Dornbusch?

Münchhausen.

Eine liebe Erscheinung, nicht wahr. Sie ist erst so kurze Zeit in meinem Dienst, aber ich gestehe gern: diese Frau verklärt bereits mein ganzes Heim mit ihrer milden, vornehmen Ruhe. Ja, ja, der Norden! Kurz, es wohnt da oben ein kerniger Volk als dahinten in der Türkei. Obwohl, was die Türkei anbelangt — gestatten Sie übrigens, daß ich meinen Fez aufbehalte? (Sie essen.)

Feldmann.

Immerzu! Also, die Türkei — hm — Sie wollen uns doch wohl nicht davon überzeugen, daß die türkischen Fische Federn tragen?

Münchhausen.

Sie werden mich doch nicht solcher — gelinde gesagt — geistlosen und unglaubwürdigen Aufschneidereien für fähig halten? Sollte ein Mann von klaren Jägeraugen — die Jagd, richtig, die hab' ich auf morgen verschoben! — also sollte mir entgehen, daß jenes anmutige Tierchen ein toter Kanarienvogel ist?

Dornbusch.

Schön, und darob preisen Sie Gottes Schöpfung?

Münchhausen.

Dornbusch, mein alter Freund, Er hat ein gewisses Kavalleristen-Temperament. Auch weiß Er einen Bock waidgerecht abzuknallen. Gut! Sind zwei edle Tugenden. Waidmannsheil, ihr Herren! (Stoßen an.) Aber Er hat zu wenig Phantasie! Das ist ein Gebrechen, das Sie übrigens mit der ganzen zivilisierten Menschheit teilen. — Hänschen, sei Du mein Mundschenk! (Hans schenkt ein.) Sagt 'mal, warum streicht hier hinter mir ein Pußta-Regenpfeifer umher (Worka meinend, die mit Jean aufträgt) statt unseres nordischen Königsaars Frau Ingrid? (Jean macht mit Achselzucken eine Bemerkung.) Gut, gut. Kann nicht. Hm. Sie scheint etwas scheu. Ich bin gern von edlen und anmutigen Frauen bedient. — Ihre Gärten, mein lieber Dornbusch, lassen Sie nach dem Lineal stutzen, Sie Mann mit dem köstlichen Namen! Das ist gottlos, hören Sie wohl? Und ich denunziere Sie hiermit dieser Gesellschaft als notorischen Atheisten!

Dornbusch.

Oho! Ich ein Atheist, ein Ungläubiger — na ja, aber wieso denn?

Münchhausen.

Weil Sie die Schöpfung mit Scheere und Lineal verbessern, Sie Freigeist! Und weil Sie damit auch den Schöpfer dieses Kunstwerks, den lieben Gott verlästern und verleugnen! Wachsen die Veilchen und Anemonen draußen im Hag nach dem Lineal? Zwischen der Freigeisterei der Pariser und der Gartenkunst zu Versailles bemerke ich Zusammenhänge.

Dornbusch.

Aber man muß doch mit der Zeit gehen!

Münchhausen.

Zeit, Zeit — Sind Sie etwa Mitglied einer Hammelherde? Hab' ich nicht an diesem Tische freie, deutsche Edelmänner sitzen?! — Zeit . . . Ich bin Freiherr auch über Zeit und Raum. Sehen Sie, an der Angel dort hab' ich vielleicht eine halbe Stunde gesessen — wie lange war ich weg, Jean?

Jean.

Zwei Stunden.

Münchhausen.

Oder zwei Stunden, gleichviel. Daran hatte sich zufällig dieses Tierchen verfangen. Und da hab' ich in dieser menschlich kurzen Spanne Zeit Jahre durchlebt, Jahre, sag ich Ihnen! Ja, ich kann wohl sagen, ich hab' mich an manche köstliche Weltreise dabei erinnert und habe deren Ergänzungen einfach — hm — hinzuerlebt. Ja, ja,

die Menschheit! Sehen Sie, meine Freunde, dieser Vogel flog einst gelb und schön mit seinen Federflossen durch die Luft. Gut! Und dieses nämliche talentvolle Geschöpfchen kann im klarsten Wasser nicht einmal Atem holen — ja — genau wie dem Menschen das Atmen im Aether des Weltraums rundum versagt ist, und sei es der findigste Pariser Zopfdreher. Ja. Und nun, meine Herren, stellen Sie sich vor: Wenn nun ein Bewohner der unsichtbaren Länder der Ewigkeit, die zu schauen unsere Pupille nicht geschaffen ward, in unsere Lufthülle zu uns Menschenfischen herabfiele: der unglückselige Selige müßte elend ersticken wie dieser Kanarienvogel im Schloßteich! — Ist das nicht herrlich?

Feldmann.

Na, danke! Herrlich?!

Münchhausen.

Ich meine, der Gedanke! Ich meine, ist das nicht die Erklärung für das Schicksal der Genien und Idealisten?

Dornbusch.

Zur Gesundheit, Feldmann! Er philosophiert wieder! (Die Zweie stoßen lachend an.)

Münchhausen.

Hm. Ja, ja, das ist nichts für Sie. — Hm. — Na, da will ich anders anrücken. — Also: Ich hab einmal dahinten in der Türkei —

Feldmann.

Achtung!

Dornbusch
(sich räuspernd).

Die Türkei!

Münchhausen
(der sich nie aus dem Text bringen läßt).

Essen Sie in Gemütsruhe Ihren Capaun, mein lieber Dornbusch! Und Sie, Feldmann, lernen Sie von einem alten und erprobten Weltfahrer, Sie haben ja nie über Ihr Jagdrevier hinausgerochen! — Ich sage, ich hab' einmal dahinten in der Türkei ein ungewöhnliches Meteor gesehen. Langsam und leuchtend, wie eine Apfelblüte, fiel das vom Baum des Weltalls. Gut! Nun besaß ich damals, wie Ihnen bekannt sein dürfte, einen ausgezeichneten littauischen Hengst —

Dornbusch.

Den geflickten!

Feldmann.

Den Sie einmal samt Reiter an Ihrem eigenen Zopf aus dem Sumpfe zogen!

Münchhausen.

Denselben. Es war ein Pferd, gut seine vierzig Pariser Fuß lang, mit dem ich immer in gerader Linie übers Land schoß, über Gräben, Büsche, Bäume, Pappeln —

Feldmann.

Häuser —

Münchhausen.

Kirchtürme —

Dornbusch.

Berge!

Münchhausen.

Ganz richtig. Das Tierchen setzte über die untere Donau wie über eine Dachrinne und über ein Minaret wie über einen Bleisoldaten. Ich mußte mich mit einer sinnreichen Mechanik auf seinem Rücken festbinden, sonst wär' ich bei dem starken Luftzug weggeblasen worden wie eine Distelflocke. Mit diesem Littauer pirscht' ich mich an die besagte Erscheinung heran, erreichte das Meteor und — werden Sie mir's glauben, meine Herren? Die rosarote Erscheinung war ein himmlisches Weib!

Feldmann.

Aufgepaßt, Hans! Dornbusch, 'was für Dich!

Münchhausen.

Wie die Dame aussah, wünschen Sie zu wissen? Ja — wie soll ich Ihnen sagen — hm — ja, unsere Frau Ingrid hat etwas von ihrer Art, edel, erhaben — kurz, Feldmann, blinzeln Sie Dornbusch nicht so sinnig an! — In der Türkei des Jenseits giebt es Wesen, Farben, Töne, Länder —

Dornbusch.

Und littauische Hengste —

Münchhausen.

— daß man nur mit Mitleid auf euer Liliput hier zu Lande hinabschaut!

Feldmann.

Und warum setzten Sie die Dame nicht in eine Equipage und brachten sie als Schloßherrin nach Deutschland?

Münchhausen.

Ich war damals allerdings ein schwärmerischer Bursch — nicht unempfindlich für weibliche Anmuth, immer auf der Suche nach einer überirdischen Fee, immer anspruchsvoll, nie findend — Hier aber hatte ich in der That gefunden, streckte also flugs meine Arme aus — aber item, ich verbrannte mir dabei die Finger. Die himmlische Erscheinung, so wie ich Dummkopf sie in plumpen Händen zu halten wähnte — zerplatzte!

Feldmann.

Zerplatzte?! Hahaha! Potz Jammer! Ein zerplatztes Ideal!

Münchhausen.

Ja, wie das oft vorkommt. — Ich werde vom Sattel geschleudert —

Dornbusch.

Sie waren ja festgebunden!

Münchhausen.

— werde vom Sattel geschleudert, derart, daß mein um die Leibesmitte bekanntlich empfindlicher Gaul mitten durchreißt! Die vordere Hälfte sprengt bis Bagdad und Kalkutta in Hindostan, die hintere Partie brennt nach Kleinasien durch. Und wie ich um mich schaue, dampfen da nur noch etliche glühende Meteorstücke: es waren die sterblichen Reste jenes unsterblichen Schmetterlings!

Feldmann.

Ein kräftiger Schmetterling! Virat, Dornbusch! (Stoßen an.)

Münchhausen.

Hat er eine Ahnung, Feldmann, was für Schmetterlinge und Nachtfalter dahinten in der Türkei gedeihen? Ich bezweifle, ob Ihnen von Wildstand, Insektenwelt und Pflanzenwuchs östlicher Länder eine korrekte Anschauung inne wohnt. Auf jener Jagd nach meinen zwei durchgegangenen Pferdehälften fand ich eine Riesenblume — (da sie sich räuspern) Ihre Skepsis, meine Herren, ist in diesem Hause machtlos! — ich will Ihnen den botanischen Namen sagen, es ist die Rafflesia Arnoldi, hat einen Durchmesser von 6 Fuß, einen Umfang von 30 Fuß, wiegt 40 Pfund und birgt in ihrem Innern, wenn Tau gefallen ist, 20 Maß guten, frischen, ostindischen Taues. In diesem Taukelch nahm ich ein erquickendes Bad. Es war das etwas unbequem, weil ich von einer Kokospalme herab im Badekostüm in die Blume springen mußte. Aber ich dachte durch diese ebenso anmutige wie geschützte Badewanne vor hindostanischen Flußkrokodilen sicher zu sein. Inzwischen war mir ein originelleres Los beschieden. Wie ich nämlich nach Herzenslust plätschere und um Staubfäden und Pistille herumschwimme wie um die weißen Säulen eines venetianischen Palastes, biegt sich von oben ein Rüssel herein und —

Feldmann.

Ein Elefant, was?

Münchhausen.

Und die Riesenbiene von Java und Sumatra packt mich, befördert mich in ihre Honigtaschen und trägt mich in meiner mangelhaften Bekleidung trotz nachdrücklichen Protestes in die Honigwaben von Java und Sumatra!

Feldmann.

Haha, als ein Stück süßen Honigs? Unbegreiflicher Irrtum!

Dornbusch.

Als Wachs, Feldmann, als ein Stück Wachs!

Münchhausen.

Sie haben's Beide nicht getroffen. Die Tiere wünschten von mir Hilfe gegen einige honiglüsterne Bären, was mir bei meiner Waidmanns-Erfahrung nicht schwer fiel. Da man mich aber als Gefangenen behandelte und in Honigzellen einsperrte, so nahm ich eines Tages, als die klugen Tiere auf Neuseeland eine Volksversammlung besuchten, meinen Vorteil wahr, fraß mich durch meine Gefängniswand hindurch und ruderte auf einem Blatt der Victoria regia übers indische Meer zurück. In Kleinasien fand ich meinen Hengst wieder —

Dornbusch.

Welchen Hengst? Nummer I oder Nummer II?

Münchhausen.

Nachdem mir die vordere Hälfte bereits zu Kalkutta von einem Fakir übergeben worden war. Und da ich von meinem Freund, dem Zauberer und Grafen Cagliostro, einige Kunststücke gelernt hatte —

Dornbusch.

Wie, Sie kennen Cagliostro, den berühmten Geisterseher?

Münchhausen.

Ich bin doch wohl nicht als Schleiereule oder mit einer Augenbinde durch die Türkei gewandert? — so leimte ich meinen littauischen Hengst mit Kraft und Geschick wieder zusammen, worauf wir wohlgemut und unversehrt ins russische Feldlager zurückkehrten.

Merlin, der Königsbarde.

Voll anmutiger Gräser und Blumen stand die sommerwarme Waldlichtung; und der in den anmutigen Gräsern und Blumen lag, war Merlin, der schottische Barde des Britenkönigs Arthur. Der Länge nach auf dem Rücken lag er zwischen spielenden Faltern und Sonnenlichtern. Das Gras überragte sein wetterbraun Gesicht; wie ein behaglicher Zaun schieden ihn die Halme von der Welt ab. Einige stolzere Rispen neigten sich in schlankem Bogen über die anderen und lächelten wohlwollend auf ihn herab. Kam dann der Sommerwind, so ging ein Nicken und Neigen durch die Versammlung. Die Rispen und Dolden grüßten sich, Herren und Damen gaben sich die Hände, schüttelten sich vor Lachen, erzählten sich mit Eifer über Falter, Bienen und Käfer seltsame Neuigkeiten, schlugen mit drolliger Verwunderung die Hände zusammen und gaben sich einer so niedlichen, kindlichen Freude hin, daß Merlin vor Vergnügen über die schlanke Gesellschaft mit dem Arm ausholte und einen ganzen Wisch von Stengeln küßte. Laut lachte er dann hinaus, wenn sie sich langsam und wie verdutzt wieder aufrichteten und die verwirrten Haare und Kleider zurechtstrichen. Aber das Echo, das sein Lachen im wildöden Hochwald wachrief, erschreckte den Barden. Er fuhr auf, er ließ den verfinsterten Blick über den Wiesengrund schweifen, er sank erst nach einem langen Rundblick beruhigt zu seinen Gesellen zurück.

Nach und nach entschlief der Mittagswind. Tief still lag der Sommertag über dem träumenden Erdbeergrund. Am sonnig dürren Hang zirpte eine Grille, Meisen stritten sich in einer Fichte, ein Fink schlug in einem lichtdurchfluteten Buchbaum, und aus den Wipfeln flötete Mückensummen wie ferne, leise Musik. Manchmal machte der matte Lufthauch eine Anstrengung, hob sich empor und schleppte schläfrig eine Thymian-Duftwelle herüber. Aber er kam nur bis in den nahen Schlehdorn; dort schlief er wieder ein. Eine Hummel schwirrte in geradem Fluge vorüber und verlor sich in der Ferne; Bienen unterhielten den ganzen Tag im Heidekraut und am Thymianrain ein einschläferndes Geläut. Und Merlin lag inmitten der Sommertöne, in seliger Verzauberung, ein glückliches Kind geworden wie in den Frühlingstagen seines Daseins.

Jetzt unterbrach ein Ereignis das große Träumen. Da war ein tollkühnes Herrgottskäferchen. Mit kecker Selbstverständlichkeit kletterte das Tierchen an der höchsten Rispe empor und sah sich dann und wann um. Aber niemand kletterte ihm nach.

Merlin war aufmerksam geworden; Merlin hielt sich die Hüften, um nicht von vornherein herauslachen zu müssen über den grünen Höhenwanderer; er strotzte von boshafter Erwartungsfreude. Und jetzt — jetzt — wieder kam einmal ein Sommerwind daher, die Halme beugten sich tief bei seinem Vorüberziehen, und — der höhensüchtige

Käfer lag auf Merlins Mund. Hohohoho! Der Hofnarr des Königs Arthur brüllte vor Lachen und pustete dabei den verunglückten Himmelskletterer in weitem Bogen in die blaue Luft. „Ha, Knirps du! Armseligster aller unreifen Wichte du! Was Merlin nicht gelungen, soll dir kurzsichtigem, anmaßendem, unnützen Zwerggeschöpfchen glücken?! Und wenn dir's gelänge, dann würde ich selbst Dich herunterholen, ich selbst! Womit hast Du mehr Glück verdient als ich?! — wer war pflichttreu wie ich? wer betete nächtelang um seines Volkes Heil? wem ward so niederträchtig mit Undank gelohnt wie mir?! — Schufte, Streberseelen, Verräter, Tröpfe, Dummköpfe! Dummköpfe, die aber immer Recht haben, Recht, Recht, die einen Berg von Blödsinn und Gründen über dich schütten, daß du erstickst, erstickst! — Ha! Hoiho! Ha! Hoihohoh!"

Der Sänger war aufgesprungen, er wußte nicht mehr, was er that. Sein Anfall übermannte ihn wieder. Er nahm sein Schwert: und wie ein norwegischer Berserker, hier hin, da hin, überall hin, hieb er um sich, schimpfend, tollste Schlachtrufe hinausbrüllend, die Luft bearbeitend wie ein Kämpfer das feindliche Heer. Sein Hund unter der nahen Buche sprang auf; sein zahmer Rabe, der auf einem Aste sein Gefieder putzte, machte Anstalt, seinem Herrn wider den unsichtbaren Feind zu Hilfe zu fliegen. Aber schon war der Anfall vorüber. Keuchend ließ sich Merlin auf den Boden fallen, und mit den Händen die pochenden Schläfen fassend, starrte er ins zerstampfte Gras.

* * *

Das war Merlin, einst Lieblingsbarde des Britenkönigs Arthur. Alle Jugendgenossen hatten ihn geliebt am fröhlichen Hofe des britannischen Königs; und die Frauen — wie viele Augen schmachteten den lockigen Braunkopf an! Ha, das war ein anderes Lager, in den Gewändern einer berauschten Edeldame zu liegen, als hier im öden Waldgras! Kein Gelage war, das nicht durch Merlins Frohsinn heller leuchtete; wo der Sänger auftrat, sproßte Freude aus allen Herzen und Lachen aus allen Lippen, und wenn er die Harfe schlug, so schwieg die Natur vor Entzücken über ihren Liebling.

Aber das war nur die hellere Hälfte seines Daseins. Am Morgen nach solchen Nächten trat ein Anderer bleichen Gesichtes aus dem Metdunst der Königshalle. Draußen rauchten die schottischen Thäler, und die Heide stand in Funken. Und durch das Funkenmeer schritt der blasse Sänger, schweigend und finster in aller Lichtpracht. Den Kopf hatte er gesenkt, das Auge nach innen gerichtet. Die Zeit, die schwere, dumpfe Zeit, in der er lebte, die fürchterliche Zeit!

Ueberhart fiel ihm das aufs Gewissen. Es war um die Mitte des fünften Jahrhunderts; Sommer für Sommer schwammen, auf kleinen hautumnähten Kähnen aus Weidengeflecht, die Raubscharen der Sachsen von Jütland herüber. Die Götter begünstigten sie. Jeder Potwal, der sich in das Nordmeer verirrte, oder der gefürchtete Schwertfisch konnten ganze Reihen dieser schwächlichen Fahrzeuge vernichten, eine Sturzwelle konnte die tollkühnen Eroberer zu Hunderten ertränken. Aber immer wieder tauchten ihre langen Linien am Hori-

zont auf, schon aus der Ferne von britannischen Strandwächtern mit Schrecken bemerkt. Und wo sie landeten, wuchs Tod oder Knechtschaft. Freilich war Arthurs Reich bisher verschont geblieben; aber zweimal schon hatte der formfeine Keltenkönig Gesandtschaften der kraftprahlenden Germanen mit Geschenken abfertigen müssen. Und jeder nächste Sommer konnte die Wikingerflut zu völliger Ueberschwemmung des Arthurlandes aus dem Nordmeer werfen.

In solcher Sterbezeit lebte Merlin. In solcher Sterbezeit sollte ein S ä n g e r wirken! Es ging über die Kraft. Ja, hätte man dem Kampf mit Freuden entgegengesehen — oh, seine Harfe hätte mit Wucht rauhmännliche Kriegsgesänge begleitet! Aber sein Volk war in langem Frieden schlaff geworden. Sonst wohl fuhr der Kriegsruf wie ein Märzsturm durch die Nächte des Nordens, die Helden griffen mit Lachen zu ihren blanken bereiten Waffen, und an einem einzigen Tage brauste ein Meer um die Königsburg von den Mannen und ihren Häuptlingen und Lairds. Eine Festfeier war ihnen sonst der Krieg. Heute war das dahin. Verdrossen überlegten die Höflinge, wie man die lästigen Angelsachsen abseits halte. Die Staatsmänner standen im Rate obenan, die Krieger vergeudeten bei Met und Spiel und Weibern ihr Mark. Und der milde König — der milde König war ein Greis.

Das sah der Sänger, der tiefer schaute als alle Klüglinge des Tages, und sein Herz zitterte vor Wut und Wehe, seine Finger zuckten vor wildem Drang, mit Knütteln in solche Gesellschaft zu fahren. Aber — wo er auftrat: „ei sieh, Merlin, der Sänger! Gruß dir, launiger Gesell!“ Ein Fluch ging von ihm aus. Leichtsinn sproßte auf in allen Herzen statt heiterer Gesundheit; und in allen Ernst zauberte er wider Willen ein ruchlos Lachen. Zu herben Dingen war ja kein Sänger geboren! Und faßte er mit zornigem Griff die Harfe und rief in die Königshalle wie Wogenrollen Zornlieder auf die Schwäche seines Volkes, so b e l o b t e man seine schönen Worte, und der kunstsinnige König ließ seinem Liebling den Goldbecher mit Goldwein füllen. Da übermannte stärkster Grimm des Sänger Seele. Er schändete seine Kunst durch spitze Pfeile wider schlecht beratende Höflinge; er pries die feindlichen Angeln und Sachsen; mehr Volkskraft ehre die Sachsen, fürwahr, als die schlaffen Britannier, deren Küsten mit Recht überflutet würden, deren Land mit Recht den Sachsen gebühre, denn nur der Starke habe ein Recht zu herrschen! „Ein Volk aber, so schlaff wie das britannische — unter die Sense mit ihm! überreif zur Mahd ist so sonnendürres Gras!“ . . . Halloh, der Aufruhr im Königssaal! Tagelang summte der aufgestörte Bienenkorb von nichts anderem, als von Merlins Verräterlied, das er im Burgsaal vor des Königs Ohren gesungen. Und nach einer Woche klugen und genauen Verhandelns trat ein Herold aus der Burg und rief es dem Volk der Briten: „Des Landes verbannt ist des Königs Leibsänger, Hochverräter Merlin!“

Die Harfe auf dem Rücken, das Schwert an der Seite, den Goldhelm, ein Königsgeschenk, auf den Braunlocken, durch eine Spießgasse von Hohnreden oder schweigenden Verachtungsblicken, schritt der Staatsmann, der einst Dichter war, aus Arthurs Burg. Es ging ein

Wispern an den Fenstern der Frauengemächer, schöne Augen weinten sich heiß um ihn; der König selbst stand so düster, als ginge seinem Reiche Jugend und Sonne unter. Der finstere Sänger aber schritt ins Abendrot, ohne sich umzusehen, ohne Thränen oder Seufzer. Wohl war er der verwöhnte Liebling einer stolzen Burg, aber nicht das machte ihm den Abschied schwer. Mondhell stand die nahe Vernichtung des Volkes, das ihn nun vertrieb, vor seinem starren Auge; für sein kleines Weh fand er keine Thränen mehr. Wie viele Pflanzen verkümmern im Schatten! Wohlan, Merlin, auch du verkümmerst nun im Walde von Kelidon.

* * *

Die Halme nickten, die Blumen flüsterten, ein Rauschen erwachte in den Hecken, der Wald von Kelidon war in Unruhe. Was war das? Merlin lag noch immer auf seiner Lichtung, die Harfe im Arm, deren träumende Akkorde ihn zuletzt in Schlaf gesungen. Jetzt schlug er langsam, groß, verwundert die Augen auf. Noch blaute da oben in Sommerklarheit der Nachmittagshimmel. Aber auf allen Bäumen, um ihn und über ihm, vom höchsten Wipfel bis tief herab auf die breiten Buchenäste, sah er Geisterchen, Unruhe in den Gesichtern, mit den Gebärden lebhafter Angst die Zweige rüttelnd, bemüht, den schlafenden Freund zu wecken. In den Hecken hinter ihm rauschte jählings das dürre Gras; ein Ginsterbusch wurde wütend geschüttelt und verstummte wieder; und die ganze Versammlung der Halme und Grasstengel um ihn her war wie eine Meerflut im Sturm. Verflogen war die Sommermusik der Wipfelkäfer, ein Ostwind hatte vom kaledonischen Walde Besitz genommen; und nur ein schwerer Traum, der seinen Mittagsschlummer gequält, klang dem Halbwachen nach, vermischt mit fernen Nachklängen schwermütiger Harfen-Akkorde, unter deren Klageton er entschlummert war.

Merlin richtete sich auf. Es mußte etwas geschehen sein in weiter Ferne. Was will die Natur von mir? Sein mächtiger Wolfshund, der schlummernd unter der Buche gelegen, trottete schweifwedelnd schwerfällig heran; sein Rabe ließ sich von einem unruhigen Aste neben ihn ins Gras nieder. Merlin, noch wirr von seinem Traume, der ihn wieder an den Königshof geführt hatte, starrte mit der müden Verwunderung des Erwachenden um sich, sah seine Tiere, seinen Helm, sein Schwert, seinen Bogen, betastete sein wildes Tierfell und sein unwirsch langes Bart- und Kopfhaar und wußte sich nur mit Mühe in der Wirklichkeit zurecht zu finden.

Da — was trug da der Ostwind? Hallo, das war ein Hornruf! Das war — das war der Ruf des britannischen Kriegshorns! Merlin schnellte empor. Und da wieder, aus weiter, weiter Ferne, wie wimmernd, wie wehklagend zitterte das in den Wald herüber! Lebhafter schüttelten alle Geister, wild auf seufzten Hecken und Sträucher, der Halmwuchs riß sich fast vom Boden los. Der Verbannte saß auf den Knieen, die eine Hand ins Gras gestützt, die andere an das vorgebeugte Ohr haltend, zitternd vor innerem Aufruhr, den ihm dieser ferne Klageruf entfacht hatte. Und jetzt — zum dritten Mal! Kein

Zweifel mehr! Auf, Merlin! Der Waldmensch sprang empor, laut mit sich selber redend, den Helm über die Haarflut stülpend, das Schwert gürtend — jetzt die Harfe auf den Rücken — Bogen und Köcher vom Ast — und, vom Hund umbellt und vom Raben umflattert, brach der Sohn des Waldes mit tierähnlicher Wildheit ins Dickicht, dem Rufe nach, gen Osten . . .

* *
*

Ja! Merlins geübtes Ohr hatte recht gehört. Am Rande des Waldes von Kelidon wurde eine große Schlacht geschlagen: die letzte Schlacht mit den Angelsachsen. Und rühmen muß man die Kelten: als Helden gingen sie unter. Immer wieder, mit sturmhaftem Kriegsgesang, brachen die schlanken Britannier in die Eberschilde und Eberhelme der festen Sachsen. Zu Fuß, zu Roß und auf leichten Streitwagen stäubten ihre Reihen an, voran ihre Häuptlinge, und allen Häuptlingen voran der weißbärtige König und sein Gefolge. Der Ostwind schnob ihnen entgegen, ihre Haare flatterten zurück, eine Tonfülle von Waffenlärm, Kriegsliedern und Hornstößen raffte der Wind zusammen und wehte diese große Musik, so lange nicht vernommen in Britannien, herrlich hin über den Wald von Kelidon. Aber ihr gälisch-feuriger Anprall fand Felsen, daran er wie Luft und Wasser zerstob. Schritt für Schritt mit ihrem scharfen Halbschwerte, dem Sahs, sich Platz schaffend, wie bei einer ernsten Mahd, drangen die Jütländer in das unruhige Britanniergewimmel. Schon waren beide Flügel der Vernichtung nahe, und an einem Hügel nur, von drei Seiten von dem blonden Erobervolke wie von einer Brandung umtost, staute sich das Vordringen der Sachsen. Dort stand König Arthur und sein Gefolge; zertrümmerte Streitwagen, Rosse und Menschen türmten sich dort zur Schanze. Und die dort oben standen, ja immer wieder mit wildem Feuer hinunterbrachen in die Uebermacht der Sachsen, bluteten aus tausend Wunden. Kaum mehr konnte der König, über und über rot von Blut, die Streitart heben: die Schande war nahe, daß ein großer Fürst in Feindeshand fiel, das Reich war verloren, das Ende Britanniens war da — ha, Merlin, Merlin, wo bist du? Merlin, mein Liebling, wie hast du wahr geweissagt! Und halb dem Wahnsinn nahe vor Verzweiflung, setzte der wunde Mann das Hifthorn an, und dreimal gellte der Verzweiflungsschrei eines sterbenden Königs in den Wald des Verbannten. Seinen Lieblingsbarden rief König Arthur.

Denn nicht vergessen am Königshofe war Merlin. Seit sein Körper fort war, hatte sein Geist um so mächtiger geschürt und gewirkt. Ihm allein gebührte das Verdienst, daß sich das britannische Kriegsfeuer zu dieser mannhaften Schlacht entfachte. Man raunte sich zu, daß seine Stimme weissagend durch den Wald von Kelidon gehe. Landleute vernahmen mit scheuer Ehrfurcht des Waldmenschen Gesang und Harfenspiel; und sein Hornstoß, wie ein feuriger, zorniger Kampfruf anspringend, war im ganzen Hochwald bekannt. „Merlins Ruf" nannte man ihn. Die Sage umwob den Verbannten, die Seele des Volkes wußte sich besser von ihm verstanden als von allen Höflingen, der entlassene Barde wurde der Schutzgeist Britanniens.

Und jetzt, im Augenblick der höchsten Not — ein Jubelschrei brauste durch die letzten Britannier! Ganz nahe schmetterte Merlins geisterhafter Hornstoß! Und aus den Büschen brach ein Waldungetüm, in der Rechten das Schwert, mit flatterndem Haar und Bart, ihm voran ein bellender Riesenhund, über ihm ein Rabe — Merlin! Merlin! Wie ein Sturmwind fuhr es in die letzten Haufen, wie Gewitterwolken wälzten sie sich dem Waldmenschen nach in die überraschten Jütländer, Blitze werfend nach allen Seiten, eine Gasse hauend in die Massen der Sachsen. Bis der König fiel. Da machte Merlin Halt an seinem todwunden Herrn und schützte mit gewaltigen Streichen den sterbenden Leib. Und als die Sachsen staunend vor dem haarverwachsenen Ungetüm wichen, als von allen Seiten ihre Stierhörner zum Sammeln riefen: packte der Sänger seinen Herrn auf den Rücken und erreichte unaufgehalten vom bewundernden Feind den Wald.

Die schwere Nacht sank; der Mond beschien ein Leichenfeld. In der Tiefe des Waldes aber keuchte der tiefwunde Merlin unter der Last des sterbenden Königs. Seiner Hütte strebte er zu, Balsam und Verband dort zu finden für den leblosen Herrn. Aber als er ankam, als er den König auf sein Lagerfell gebettet, war es zu Ende. Ein langer Blick, ein müder Händedruck, — und als Leiche lag König Arthur vor seinem Sänger. Da dachte der Verbannte nicht mehr seiner eigenen Wunden; die Ellenbogen auf die Knie gestützt und das Kinn in den Händen, saß er vor seinem toten König und weinte laut.

Draußen säuselte der Nachtwind den furchtbaren Tag zur Ruhe, und auf der Lichtung, auf der heute Merlin geträumt, stand in Thränen der milde Mondschein. Noch war das Gras zerstampft, die Halme, mit denen der Einsame geplaudert, waren starr vor Entsetzen und rührten sich kaum. Aber als der totwunde, blutüberflossene Waldsohn gen Morgen aus der Hütte trat, kannte der Hochwald den wankenden Freund nicht mehr, noch er seinen geliebten Wald. Mühsam holte er seinen nahen Vorrat an Reisigbündeln und schichtete sie hoch um die Holzhütte. Dann setzte er den mächtigen Scheiterhaufen rundum in Brand, kroch durch den letzten schmalen Eingang ins Innere und legte sich tiefaufseufzend neben den toten Herrn.

* * *

Als die Sonne den östlichen Wald überfärbte und die Vögel zum Frühgesang rief, als die Heide in Funken stand und in den Waldblättern der Morgenwind seine Musik begann, stieg eine Rauchsäule hoch und stolz über den Wald von Kelidon. Es war das Totenfeuer des britannischen Königs und seines Barden. Und es war das Siegeszeichen seiner Erben, der Angelsachsen.

Aus dem Trauerspiel: König Arthur.

Karidol. Gärten der Königin.

Ein großes Zelt, das nur Hinterwand und Decke hat von rechts und links durch zwei Säulen gestützt, von beiden Seiten von herbstlichen Büschen und Bäumen umrahmt. Der Hintergrund, zu dem quer über die Bühne Stufen führen, ist eine erhöhte Fläche. Darauf befindet

sich aus Fellen und Decken in der Mitte das Ruhelager der Königin, darum her kleinere Sitze für die Damen. Mitten auf der Zeltwand, sehr groß, ist ein schwarzes Kreuz über den viel kleineren goldenen Drachen gestickt.

Auf dem Lager liegt Ginevra, zwanglos auf den Arm gestützt, Decken und Teppiche betrachtend, die ihr ein links am Kopfende knieender syrischer Händler vorlegt. Vor ihr sitzt, auf der Treppe, rege mitbesichtigend, Lona. Lässig daneben ein Page. Dahinter Hofdamen, darunter Geraints Gemahlin Enid. Hinter der Königin steht, auf sein Schwert gelehnt, Mordred. Links römische Gäste, die Stufen herab, bis nach vorn: zu oberst der Römer Mävius und einige andere. An einem mit Früchten usw. bedeckten Tisch liegt, nach römischer Sitte, nur noch Pansa. Davor, um einen kleineren Tisch gedrängt, um Himmelskugel, Meßwerkzeuge u. dgl. der Sterndeuter Dacius und allerlei jüngere Hofleute. Rechts gegenüber sitzen, hinter ihren Harfen, einige Barden, darunter der alte Ossian, mit langem, weißen Haar und Bart. Dahinter steht, mit gekreuzten Armen, der Druide Moran. Ganz vorn rechts, verbissen zuschauend, Geraint und ein anderer Ritter der Tafelrunde.

Bei Aufgehen des Vorhangs letzte Harfenklänge.

Mävius

(der eine Pergamentrolle in der Hand trägt, rhetorisch und dozierend).

Seltsam, Barden, ist euer Gesang! Wir freilich sind hierfür zu nüchtern, wir Bürger Roms. Nüchtern, aber — klar! Wir sind nicht Barbaren genug, regellose Stürme einer schottischen Heide oder einer maßlosen Seele als Kunst zu empfinden. Aber dies sei Euch kein Grund, uns mit eurem Unwillen zu beehren, edle Barden, obwohl es in eurer Macht stünde! Denn wir sind heimatlos. Und übrigens: warum sollen wir nicht trefflich neben einander gedeihen? Massilia, das sich mit Recht Neu-Athen nennt, ist eine bunte Stadt voll Gallier, Römer, Griechen, Ligurer, Spanier und palästinensischer Juden. Und doch rühmte man dort Marcus Mävius, den Geselligen, als

Redlich, bieder, gesellig, treu in Freundschaft,
Alle Sprachen versteh'nd, der nur ein einzig,
Aber großes Gebrechen hat: er dichtet — —

(Gelächter der Römer.)

Ginevra

(gleichzeitig eine rote Decke bewundernd).

Ha, dieser syrische Purpur! Rotes Blut fließt über die Stufen! Es geht eine Sonne unter!

Ossian

(dem Römer antwortend).

Der Barde Ossian weiß mit den Wassern Grün-Irlands Zwiesprache zu halten und den Helden der Halle Rede zu stehen, nicht aber verflogener Spreu aus Romas Völkerscheune! Aber sage Du mir, Du klarer Mann, Du Mondgesicht, Du prahlerischer Südländer, der Du die Toga des römischen Senats wie ein König um die ruhmlose Schulter wirfst — warum verachtest Du die Töne unseres Landes, dessen Gast Du bist?

Mävius
(immer höflich).

Wird Deines Lorbeers ein Zwist der Zunge würdig sein, erhabener Greis? So sei es mir eine Ehre, Dir zu antworten. (Legt nachdenklich die Hand an das kahle Kinn.)

Dacius
(gleichzeitig, lebhaft auf den Tisch schlagend).

Und tritt in das Zeichen des rot glühenden Mars!

Mordred
(spottend).

Heil uns! Der Mantuaner Dacius hat das Himmelsgewölbe gebändigt!

Dacius
(den Finger auf seinen Plänen).

Eine schwere Feldschlacht les' ich aus diesen Karten, Herzog!

Ginevra
(zu Dacius, gleichmütig).

Glaub' Deinen Sternen nicht, Dacius! Dieser phönizische Purpur wirft seine Blutfarbe über Dein Pergament.

Dacius
(macht kopfschüttelnd eine besser wissende Bewegung).

Mävius
(zu Ossian).

So laß Dir, edler Barde, diese Antwort geben: (Dozierend, Daumen und Zeigefinger aneinander) Blau und hell ist unser Himmel, blau und hell unser Meer, jede Linie scharf in so klarer Luft, jedes Auge geübt von Kind an in so reinem Aether an des nackten Leibes schimmernder Gestalt, kein Nordlandsnebel, der da Seelen verstimmt und Augen verdüstert: Freude durchströmt die Sinne, Freude den Geist. So wuchs Griechenlands sonnige Kunst aus Luft und Land und Meer! Wo auf Erden findest Du gleichen Boden?

(Beifall der Römer.)

Ossian
(erhebt sich, nach und nach immer erregter).

Ha, Du anmaßender Fremdling: und die furchtbare Majestät mitternächtiger Nordlandsstürme? Wenn Geister und Götter auf Nebelrossen mit Hussah tauchen aus dem Windgesang der See? Wenn Schwärme weißer Flocken im Tanze kommen über die Nordsee und den goldenen Herbst des schwermutvollen Britanniens wandeln in ein leuchtend Weiß? Wenn das Licht verschneiter Hütten durch die Winternacht das Licht der Nachbarhütte grüßt? Wenn Rudel von Wölfen weither heulen in den Eiswäldern Kaledoniens und um das Herdfeuer des Köhlers der Schneewind weint? Ha, und die Turniere auf Camelots Maienflur, wenn nach hartem Kampf mit widerspenstiger Scholle doppelt festfroh alles Nordlandsvolk zusammenströmt zu kraftvollem Feiertag? — Neunzig Jahre, Du zungenleichter Römer, Du achselzuckender Sohn des Spottes, durchfuhr Fürst Ossian mit horchender Seele die Welt, Ossians Ruhm trug der Westwind aus der Brandung Erins weithin über Gallien und Germanien: — soll mir nun ein heimatloser Römer mein Nordland schelten?!

(Starker Beifall der Barden, Geraints, Morans.)

Dacius
(vor seinen Karten).

Und zum Kampfe Verrat!

Mordred
(gleichzeitig).

In Wahrheit, Sohn Fingals, Deine Kunst preise auch ich!

Mävius.

Und wie beweist das mein erlauchter Herzog?

Ossian.

Warum, unernster Lord?

Mordred.

Dein Sang wuchert wie Dein Haar. (Zu Mävius.) Deine Kunst — greift das Denken an. (Gelächter: Mävius fährt erschrocken an seinen kahlen Kopf; der Page platzt heraus.)

Ginevra
(zum Pagen, gleichmütig).

Nun, Cuthal? — Scherzt der Herzog?

Mävius.

Wahrhaft geistvoll! Der keltische Schüler übertrifft seine griechischen Meister!

Pansa
(am Tisch, fängt nachträglich an zu lachen).

Mordred.

Holla, wendet eure Aufmerksamkeit auf einen Rhetoriker aus Antiochien und Advokatus aus Massilia! Preis unserem Quintus Porcius Pansa: er ist gesättigt! Er, der da aus Massilia nach Burgund, und vor Attila nach Britannien entwich: er ist gesättigt!

Mävius
(lachend, wie die anderen).

Gastfreunde, ein wandelndes Danaidenfaß! Freunde, Britannien bebte wie ein junges Roß, als dieser Mann auf seinen Rücken sprang! Britannien sauste bei den orkadischen Inseln hoch und senkte sich tief im Süden: Britannien verbeugte sich vor Pansa! O Männer, dies gastliche Eiland zittert heute noch wie eine Planke im Teich, wenn dieser Gesättigte nach der Mahlzeit lustwandelt! (Gelächter.) Hört einen Lachvers des Martialis — ihr aber, o Barden, beobachtet wieder den Reichtum römischer Form, beachtet diese Hinkjamben des Griechen Hipponax von Ephesos, die auch Herondas und in seinen äsopischen Fabeln Babrios mit Geist zu benutzen verstand:

(Räuspert sich und trägt vor.)

Der gründlichste Patron von allen Schlinghälsen
Ist — der da! Eilt er als ein Gast zu Mahlzeiten,
Wonach er sich so lang schon Tag und Nacht sehnte,
So heischt er dreimal Rippenstück und Rehbraten,
Viermal vom Hasen beide Seiten samt Schlegeln,
Um eine Drossel hebt er nicht vor Meineiden
Und von den Austern nimmt er gleich die kostbarsten.
Dann packt er in sein Taschentuch den Süßkuchen,
Auch eingemachte Trauben finden Platz dort —

(Pansa versteckt ein Bündelchen, das er in der That füllte.)

Und ebenso ein kleines Schock Granatkerne,
Eßbare Pilze, Birnen, die von Saft strotzen,
Bis daß sein Tuch zu platzen droht vom Diebstahle.
(Pansa zieht sich, das Tuch zu verbergen suchend, nach links vorn zurück.)
Hat er zuhaus der Stufen nun zweihundert
Erklommen, und verriegelt seine Dachstube,
Der Schlemmer, so — — verkauft er Tags
hernach alles!

(Gelächter; Pansa verschwindet.)

Ginevra
(lächelt gleichmütig).

Es scheint viel Spott in Rom zu wachsen, Senator Mävius.

Mävius.

Königin, verzeih: ich spotte nie. Aber es ist mir eine Ehre, meine Freunde zu unterhalten.

Geraint
(von dem anderen Ritter vergeblich zurückgehalten, rauh).

Und solche Schmarotzer gedeihen an Arthurs Hof! — Beurlaube uns, Königin!

Ginevra.

Hier ist freilich Dein ernstes Schwert machtlos, nicht wahr, tapferer Geraint. (Geraint und der andere ab; Ginevra erhebt sich, einen Purpurmantel umlegend.) Nun, römische Herren, ihr rühmt ja euer feines Auge: wie gefällt euch dies?

Ossian.

Preis Dir, Hochlandstochter!

(Die Männer klatschen beifallrufend in die Hände.)

Die Barden
(sprechen in getragenem Tone zu den Harfen).

Helden der Halle, wer ist rein und schön wie Ginevra? Die Göttin der Nacht fährt strahlend über die See, doch keine Welle bebt, denn ihr Leib ist Mondlicht — —

Dacius
(schlägt auf den Tisch).

Nein, nein: Verrat!

Fürst Gawain mit den zwei Prinzen (Knaben, Ginevras Stiefsöhnen) kommt.

Gawain.

Herrin, des Königs Söhne küssen zum Abschied Deine Hand. Wir brechen auf nach Erin, zur Herbstjagd auf meines Bruders Mordred Schloß.

Ginevra
(der die Prinzen die Hand küssen).

Lebt wohl. Ich lass' euch in starker Hand.

Mordred
(bedeutsam).

Bruder Gawain, hüte sorgsam! (Den Prinzen die Hand gebend). Ihr zieht in heitre Tage: zur Reiherjagd auf meinen Rossen! — Bruder Gawain, hüte sorgsam!

Gawain.

Bruder Mordred, im Panzer will ich bleiben Tag und Nacht — ein Drache auf geraubtem Gold. (Lacht, verbeugt sich, ab mit den Prinzen.)

Heinrich Sohnrey.

Geboren 1859 in Jühnde (Südhannover), lebt in Steglitz bei Berlin.

Erzählungen: Die Leute aus der Lindenhütte. 1. Friedesinchens Lebenslauf. 2. Schloß und Hütte. — Der Bauersknecht, Volksdrama. — Rosmarin und Häckerling. — Der Bruderhof. — Die hinter den Bergen. — Verschworen verloren. — Die Dorfmusikanten, Volksstück.

Soziale Schriften: Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege. — Die Wohlfahrtspflege auf dem Lande. — Eine Wanderfahrt durch die deutschen Ansiedlungsgebiete in Westpreußen und Posen. — Bauernland.

Zeitschriften ꝛc.: Das Land. — Deutsche Dorfzeitung. — Die Landjugend. — Sohnreys Dorfkalender.



Bauernfaust und Bauerngeist,
Ob auch selten man sie preist,
Sind des Staates Quell und Macht
Sind die Sieger in der Schlacht,
Wohl dem Staat, der das bedacht!

Grüne Ostern und fröhliche Leute.

Nun wieder die grünen Ostern nahen, denke ich an mein fernes Heimatsdorf, in anmutiger Verborgenheit gelegen im südhannoverschen Berglande. Ich leihe mir die goldenen Flügel der Erinnerung und fliege fort über Berge und Thäler, über Flüsse und Fluren; ich komme an ein Zauberschloß, die Thore springen auf, und ich schreite hindurch. Ein bescheidenes, aber wundersam herziges Wesen empfängt mich, lacht mich an und führt mich, mit silberheller Stimme redend, an der Hand. Es ist meine Jugend. Und wir gehen vorüber an blanken Bauernhäusern und dürftigen Taglöhnerwohnungen, und die Fenster blinken, und hinter ihnen gucken freundliche Gesichter heraus, und auf den Steinwegen, die zur Hausthür führen, und auf der Schwelle der Hausthür sitzen liebe alte Bekannte: „Riekesbetens Hannepah", „Frohnens Tanten", „Bormanns Nore", „Hingerdörs Lottchen", die alte „Berglingsche", die „Friedesinchenpate aus der Lindenhütte", der „Lindenhanfrieder", — und dort „Wulmes Kunrad", „Mosebachs Bäuermann", „Kaprol Ilse", „de drüge Snegger", der „Baßheinrich" — und wie die lieben alten Prachtgestalten noch weiter heißen. Da sitzen sie und erzählen und lachen in den wonnigen Ostersonntag hinein.

Und ich wandere, von Haus zu Haus grüßend, durchs traute Dorf — und auf einmal sehe ich mich auf dem großen grünen Wiesenplan, der, schimmernd in bunter Pracht, lachend aus Millionen „Maßliebchenaugen", zwischen den knospenden Hecken oberhalb des Dorfes sich ausbreitet.

Die liebe Ostersonne steht hoch am westlichen Himmel, ein mildwarmer Glanz erfüllt die Luft, ein zartgewürzter Hauch geht durch die Hecken, in denen die Blütenlämmerchen, die besondere Freude der Kinder, sich leise bewegen.

Und Scharen um Scharen kommen vom Dorfe herauf, die ersten eilend und springend, die anderen mit gleichmäßigen Schritten, die letzten langsam und „stuppelnd". Es sind die Kinder des Dorfes, es sind die Jünglinge und Jungfrauen, es sind die Väter, die Großväter, die Urgroßväter, es sind die Mütter, die Großmütter, die Urgroßmütter — es ist das ganze Dorf, soweit es Beine hat.

Und wessen Beine schwach und müde sind vor Alter, oder wer sonst das Geruhsame vorzieht, wie besonders die guten behäbigen Mütter, der setzt sich auf den sonnenwarmen Rasenhügel am Raine neben der Hecke und weidet seine Augen und labt seine Ohren an dem herrlichen Osterbilde, das auf dem weiten Wiesenplan auf und ab sich entfaltet: Rüstige Greise schlagen den Ball, und gesetzte Männer laufen mit kecken Jünglingen ums Ziel. Die Alten mit den Jungen und die Jungen mit den Alten und einerlei, ob Herr, ob Knecht. So ist es Osterbrauch. Andere vergnügen sich mit dem „Pohllapen" (Pfahllaufen). Zwei Parteien bilden sich; ein Pfahl wird in die Erde geschlagen und ein langes Seil daran dicht über der Erde festgeknüpft. Nun gilt die Wette: Die Pfahlpartei wählt einen Läufer, der in der menschenmöglich kürzesten Zeit das Seil um den Pfahl zu laufen hat, während die andere Partei ihre besten Läufer nach einem bestimmten, gut Dreiviertelstunden entfernten Punkte des Hohenhagens sendet, wohin die Seilpartei ihre Zeugen bereits vorausgeschickt hat. Kommt der Läufer vom Hohenhagen nun zurück, ehe das Seil zu Ende gelaufen ist, so muß die Spielpartei den Ostertrunk bezahlen, und umgekehrt. Natürlich lockt dies Wettspiel zahlreiche Zuschauer an, die den Ausfall mit größter Spannung verfolgen.

Die Jungfrauen mit ihren Liebsten und Altersgenossen ergötzen sich unterdessen an den lustigen Singspielen.

Ueber die ganze Wiesenbreite hin wirbeln die Kreise, hüpfen die langen bunten Reihen, laufen die Scharen. Kein Spiel, ja keine Bewegung, die nicht durch ein lustiges, wenn auch oft sehr mysteriöses Liedchen begleitet würde, oder zu dem nicht ein jauchzender Ruf ertönte, wie:

„Miene Mutter hät eseggt, eck soll deck sau'n dick, dick, dick Brot geben!"

(Meine Mutter hat gesagt, ich sollte dir so 'n dick, dick, dick Brot geben!)

Oder:

„Süh deck nech ümme, dei Puck dei kümmt,
Süh deck wohl vor, hei fleit 'r herdor."
(Sieh dich nicht um, der Puck der kömmt,
Sieh dich wohl vor, er schlägt hindurch.)

Oder:

„Krup (kriech'), Jäger, durch den Busch,
Wir woll'n ein Hirschlein jagen."

Oder:

„Wir wollen nun haben die erste Tochter, Juchheissasa, Pilatus."
„Was wollt ihr mit der ersten Tochter? Juchheissasa, Pilatus."
„Wir wollen sie in das Kloster haben! Juchheissasa, Pilatus."

„In was für 'n Kloster soll sie denn? Juchheissasa, Pilatus."
„Ins Rosenmarienkloster soll sie dann. Juchheissasa, Pilatus."
„So nehmt nun hin die erste Tochter. Juchheissasa, Pilatus."
u. s. w.

Inzwischen ist natürlich den Männern und Burschen der Gaumen trocken geworden, — man legt „'ne Kleinigkeit" zusammen, das heißt auf jeden Kopf einen halben, wenn's hoch kommt, einen ganzen Mariengroschen oder 8 Pfennig und sendet mit dem Ergebnis den Eilfertigsten zum Kruge. Wenige Minuten vergehen, und der Gesandte kommt zurück mit einer dickbauchigen Korbflasche im Arm, gefüllt mit dem lautersten „Worte Gottes", wie man etwas ungeziemend den im Dorfe selbst gebrannten Kornbranntwein nennt. Man hat aber selbstverständlich auch an die „Fröuensleue" (Frauensleute) gedacht und für sie gleichzeitig ein Krüglein des süßen braunen Kirsches mitbringen lassen.

Die dicke Flasche und der schmale Krug werden an die Hecke gestellt, bis die noch wirbelnden Spiele beendet sind, oder vielmehr bis die Alten sich den Schweiß von der Stirn trocknen und damit das Zeichen zur Pause geben.

Und jetzt die Pause. Die einzelnen Kreise lösen sich auf, und die Männer und Frauen bilden je für sich regelmäßige Reihen, damit beim Kredenzen des Trunkes keiner übergangen werden kann.

Mit fröhlichem Danke nehmen die Frauen das Krüglein entgegen, und unter großer Ausgelassenheit, unter weithin tönendem Scherzen und Lachen wandert das kleine „Stutzglas" von Hand zu Hand. Aber es ist, als hätte die Lustigkeit noch einen besonderen Grund.

Seht doch die Männer! Da sitzen sie, gestikulieren mit den Armen, drehen die Köpfe nach der linken Seite, nach der rechten Seite und wieder nach links und wieder nach rechts — und plötzlich weisen und drohen alle nach den Frauen hinüber, während zugleich einige beordert werden, unter ihnen eine Visitation zu halten.

Sieh, sieh, nun wird es klar, welch einen besonderen Grund die Lustigkeit hatte: Während man das liebevoll kredenzte Krüglein in Empfang nahm, war Bormanns Nore, die immer einen Schelm im Nacken hatte, heimlich zu der ahnungslosen Korbflasche geschlichen und mit ihr ebenso heimlich unter die Freundinnen zurückgekehrt, wo man den Raub nun mit aller Sorgfalt unter sich verbarg.

Nun beginnt die Visitation, wobei man die Flasche unter den ungezählten Schürzen so geschickt zu dirigieren versteht, daß die Burschen und Männer keine geringe Mühe haben, ihrer nur einmal ansichtig, geschweige denn habhaft zu werden; doch scheint sie diese Mühe durchaus nicht zu verdrießen, bietet sie doch reiche Gelegenheit zu allerlei reizvollen Liebesattacken.

Endlich legt sich der Jubel; der kostbare Raub ist glücklich erwischt und nun auch gar bald seiner natürlichen Bestimmung zugeführt.

Dann beginnt das lustvolle Spiel auf allen Seiten von neuem und dauert, bis — das liebe Vieh zur Tränke geführt werden muß. Und das geschieht heute zeitiger, als an anderen Feiertagen, denn

mit Anbruch der Dämmerung will jeder möglichst schon auf dem „Göttgerberge“ (Göttinger oder Götterberge?) sein, um das „Pooschefeuer“ mit anzusehen. Zum geruhigen Abendessen in der Stube bleibt da freilich keine Zeit; man nimmt sich seine bunten „Pooscheier“ mit, und wer den Liebsten erhoffte droben auf dem Berge oder doch sonst Verwandten und Bekannten eine Osterfreude machen will, der hat noch zwei- oder dreimal mehr ins Nest gegriffen.

In der Bethätigung der uralten, seltsamen Bräuche ist endlich das „Pooschefeuer“ zu einem großen Kohlenhaufen niedergebrannt; die Eltern, zumeist schwer beladen mit kleiner Menschenfracht, treten in der jäh hereingefallenen Dunkelheit langsam den Heimweg an; das Jungvolk kann sich schwerer trennen, und seine durchdringenden Lieder, in die sich manchmal ein weibliches Aufkreischen mischt, tönen noch eine Weile fort.

Am zweiten Osternachmittag finden wir Jung und Alt wieder auf der Wiese, und am dritten Osternachmittage, dem allerdings ein Morgen leichter Arbeit vorangeht, gleichermaßen.

Aber das Ende erweckt die Volkslust noch einmal in ihrer ganzen Größe und Eigenartigkeit. Ein Spieltrupp hat gerade begonnen, dem ausgeführten Liede gemäß als Jäger durch den Busch zu „krupen“ (kriechen), als plötzlich „Hingerdörs Lottchen“ und „Bormanns Nore“ sich an die Spitze des langen Zuges stellen, worauf die Spielenden von allen Seiten herzueilen und sich bei den Händen fassen. Eine einzige, unendlich lange Kette wird gebildet, die nun von Hingerdörs Lottchen und Bormanns Nore unter weithinhallendem Jauchzen und Singen durchs ganze Dorf gezogen wird, Straße auf, Straße ab, über Hecken und Zäune, ja selbst durch manches Haus, dessen Thür unvorsichtiger Weise offen gelassen wurde. Wie's den beiden Führerinnen je im Augenblicke einfällt, so muß die Kette wandern. „Jetzt nah 'n Howel“ (nach dem Hofe) heißt's auf einmal, und wenige Minuten zieht die klingende Kette um das hohe Schloß herum, — und der Herr Baron und die Frau Baronin und die jungen Barons und die gnädigen Fräulein und die Kammerzofen, Köchinnen und Bedienten stehen droben hinter den blinkenden Fenstern und lächeln dem Dorfe huldvoll zu. —

Nun ist es abend — und alles eilt zu seiner Hantierung.

Eine Stunde und länger ist vergangen; die „Tröppe“ der Jugend sammeln sich noch einmal; man geht durch die Straßen oder setzt sich auf dem Thi zusammen, und durchs Dorf hallen die uralten sinnigen Volksweisen vom Lieben und Leiden, Scheiden und Meiden. Da bläst das Nachthorn — und bald sind alle Weisen verstummt. — Am andern Morgen in der Frühe finden wir die osterfröhlichen Scharen draußen auf dem Felde, fleißig hantierend mit Hacke, Spaten und Pflug. —

* * *

Später lebte ich in einem andern Dörflein, am Sollinger Walde versteckt. Es hatte ebenfalls einen herrlichen Gemeindeanger, der von den Bauern gemeinsam gehegt und gepflegt, gemeinsam gehütet und geerntet wurde, auf dem sie ihre Sommerfeste feierten und auf

dem das Jungvolk sich noch vor wenigen Jahren an seinen altererbten Osterspielen vergnügte. Da kam der Geometer mit seinen Leuten ins Dorf, und es dauerte nahezu drei Jahre, da hatte er alles nivelliert und auf den Kopf gestellt, und die Bauern mußten Geld schwitzen wie noch nie in ihrem Leben. Und dann bekam jeder einen Fetzen von dem Gemeindeanger zugeteilt; mit ungestümer Gier wurde der Rasen umbrochen, und auf einmal waren lauter — Kohlköpfe da, wo vordem die fröhlichen Leute gesungen und gesprungen hatten. Am nächsten Osterfeste ging ich wehmütigen Sinnes durch das Dorf und sah eine Schar von Jungfrauen schlaff und still unter einem Holzschauer sitzen; aus den Wirtsstuben aber, die gedrängt voll saßen, tönte es unter krachenden Faustschlägen: „Kreuz ist Trumpf!“ —



Arthur von Wallpach.

Geboren 1866 in Vintl, lebt in Innsbruck.

Schriften: Im Sommersturm, Satanas. — Sonnenlieder im Jahresringe. — Kreienfeuer und Herdflammen. - Sturmglock', soziale und polit. Gedichte. — Es will tagen, Ketzersprüche.



Frühlingstag.

Im Rhythmus schwillt des Brunnens Plätschern,
Der Tag entschlummert kindermild,
Und hinter steilen Wolkengletschern
Sinkt Wotans goldner Sonnenschild.

Im Falterspiel des Liebeshaschens
Vergessen wir des Dunkels Nahn,
Die Nacht voll süßen Ueberraschens
Blickt uns mit Märchenaugen an.

Sonnenwende.

Blaue Nacht mit lauen Wellen!
Am Geländ die Juchzer gellen
Wo noch Hollas Büsche blühn.
Feuer leuchten durch die Thale
Wie auf Balders Grabesmale
Und des Rades Funken glühn.

Laßt die Sonnenrune funkeln,
Hakenkreuz erstrahl' im Dunkeln,
Sei gegrüßt, erhabner Phol!
Tausend Bautasteine reden,
Druidenweisheit, Edda, Veden,
Von dir, ewiges Symbol!

Von des Nordmeers Klippenküste
Bis ins Herz der Libyerwüste,
Bis zum heiligen Gangesstrand,

Bis in Priams alte Veste,
Ueberall deuten deine Reste:
Hier war einst Germanenland.

Nordland, heilige Völkerwiege,
Mutter aller Menschheitssiege,
Uns, die noch von deinem Blut,
Laß beim Sonnenfeuer schwören
Deinem Lichtdienst zu gehören,
Denn was arisch ist, ist gut.

In den Zwölften.

In der Weltennacht wie Nebel ziehn
Die alten Götter durchs Land.
Die Kerzen am Lichterbaume glühn,
Der Julklotz kohlt im Brand.
Mit Waldrauch und Wachholderglut
Bring ich euch Opfer dar —
O Heidengötter in eure Hut
Stell' ich dies neue Jahr!

Segnung.

Entwölkter Himmel! Nordwind fegt
Den Schneestaub über'n Alpenhang,
Der eisgeborne jagt zu Thal,
Glutweckend trifft er meine Wang'.

Du Götterhauch der Einsamkeit,
Herabgeweht vom Gipfelthron,
Erquickung bist du nordischem Blut
Und Heimatsgruß für Mittgarts Sohn.

So hab ich dich auf Sommerflur,
Im Wälderrauschen nie gefühlt,
Glutend und kältend deine Kraft
Mich neuerschaffend nie durchwühlt.

Mit Christi Weihbrunn netz ich nicht
Mein Haupt, streu Asche nicht ins Haar, —
Doch fromm, erschüttert beug' ich mich
Dir, Atem Gottes, wunderbar!

Gerda.

Glasgrüne Luft! Nur sonnennah
Rotrandige Wolkenbänder glimmen.
Ins Winterland schau' ich vom Hang
Dran sturmzerzauste Fichten klimmen.
Ein seltner Tag, die Fernen scharf,
Wie sie sich zeigen vor dem Föhne —
Eisdrachen hüten glasumschient
Das Kleinod keuscher Gipfelschöne.

Rings liegt der Reinheit Schneegeleucht
In weicher Blendung ausgegossen,
Es geht der Wildnis Weihe aus
Von eisumgürteten Kolossen,
Als ob der Felsentürme Bau
Heut wuchtiger, steiler, kühner strebe,
Der Bergesscheitel Königstrotz
Verlangender zum Licht sich hebe.

Wie Alabaster weich und matt
Dehnt sich der Glanz gestufter Hänge
Und trausend, rieselnd, quillt und schießt
Tauwasser in des Blockbetts Enge.
Tief unten von der Tannenschlucht
Bis hoch wo Ymirs Knochen bleichen,
Vom Kar des Firnschnees Wächten drohn —
Allüberall des Lebens Zeichen!

Die sonnenbraunen Arme reckt
Schon Mutter Erde aus dem Linnen,
Gleich einer drallen Bauernbraut,
Die ihren Liebsten will gewinnen.
Und wie des Abends Purpurflut
Rinnt übers Eisgeschmeid der Firne,
Ist's mir, als ob ein Liebestraum
Erröten ließe ihre Stirne.

Der Heidenstein[1]).

Der Schatten kroch schon an den Schroffen
Empor, ein letzter Klimmzug noch
Und schimmernd lag der Ausblick offen,
Hochatmend standen wir am Joch.
Vom letzten Sonnenlicht umwoben
Trank ich den Blick der Ferne ein —
Da wies der Führer scheu nach oben:
Seht, Herr, das ist der Heidenstein.

Die ersten Christen mußten streiten
Einst mit den Heiden in Tirol,
Lang, lang vor den Franzosenzeiten
Und Maximilian war das wohl.
— Herr, lacht nicht, denn der Ahn erzählte
Mir schon als Knaben den Bericht. —
Nun, wie ihr denken könnt, so fehlte
Der Sieg den Christenwaffen nicht.

Vielleicht war's am Bergisel unten,
Wo Heymer, der den Thurs erschlug,

---

[1]) Auf dem Jochabschlusse des Vigarthales nahe Innsbruck zeigen Senner den Heidenstein. Ein Steinblock auf der nahen Alpe trägt Kaiser Maximilians Namen und die Jahreszahl 1489 eingegraben. Die Franzosenkriege und Kaiser Max sind fast die einzigen lebendigen Geschichts-Erinnerungen des Tiroler Bauern.

Im Kloster letzte Ruh gefunden —
Kurz, hierher ging der Flüchtigen Zug.
Und als sie sich zum Abschied wandten —
Mein Gott, Tiroler waren's auch,
Sahn sie, wie ihre Burgen brannten,
Aufqualmte ihrer Dörfer Rauch.

Und harrend der Versprengten, schrieben
Sie in der Felswand glatten Stein
Für jene, die zurückgeblieben
Geheime, letzte Kunde ein.
Doch die Geschlagenen, Zerstreuten,
Sie nahmen Christi Taufe an —
Nun kann die Zeichen niemand deuten
Als nur der Heide — sprach der Ahn.

Auftrotzt die Wand im Abendschimmer,
Zerschrammt, zerklüftet, Bruch an Bruch,
Nein, Menschenhände gruben nimmer
In Fels solch ewigen Runenspruch.
Es hat Allvater mit dem Speere
Die Weisheit in den Stein geritzt,
Der rote Thor die Heidenlehre
Mit seinem Malmer eingeblitzt!

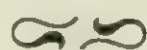
Lang stand ich da in mich versunken,
Von Heidenbotschaft überweiht
Und las, von Gottes Nähe trunken,
Die heilige Schrift der Ewigkeit;
Fern sah ich Weltensterne funkeln
Der Schwestererde ihren Gruß,
Und hörte rauschen durch das Dunkeln
Des Werdens nimmermüden Fluß!



Adolf Bartels.

Geboren 1862 in Wesselburen, Holstein, lebt in Weimar.

Schriften: Gedichte, 1889 (Reißner, Leipzig). — Dichterleben (Jugenddramen) 1890 (Schauenburg, Lahr). — Aus der meerumschlungenen Heimat, Poet. Erzählungen, Wesselburen 1895. — Der dumme Teufel, Satir. Epos, 2. Aufl., Diederichs, Leipzig 1899. — Die Dithmarscher, Hist. Roman, Lipsius, Kiel 1898, — Dietrich Sebrandt, Hist. Roman, Kiel 1899. — Der junge Luther, Drama, Leipzig 1900. — Die deutsche Dichtung der Gegenwart, 5. Aufl. 1903. Avenarius, Leipzig. — Klaus Groth, Leipzig 1899. — Friedrich Hebbel, Reclams Universalbibliothek. — Jeremias Gotthelf, G. H. Meyer, Berlin. — Geschichte der deutschen Litteratur, 2 Bde., Avenarius, Leipzig.



Oben.

Endlich ist die Höh' erstiegen,
Und ich sehe nun das Thal,
Das die Stätte meiner Qual,

Ferne mir zu Füßen liegen,
Seh' den Fluß, von Nebel schwer,
Seh' die Hütten ringsumher —
Doch die Rosen, die daneben
Blühen, fremd zwar meinem Leben,
Dennoch schön, seh' ich nicht mehr.

Blütenwind.

Hörst du ihn leise schauern?
Das ist der Blütenwind
Der schrillt nicht um die Mauern,
Der ist wie Lenz so lind.
Sanft spielt er mit den Flocken:
Beim ersten Hauch und Ton,
Da sind sie süß erschrocken —
Der zweite löst sie schon.

Nach dem Regen.

Rauschend fährt der Wind durchs Laub der Bäume,
Und es fallen schwere Tropfen nieder.
Fern am Himmel düstrer Wolken Säume,
Aber über mir, da blaut es wieder.

Kaum kann ich's wie einst als Kind erwarten
Auf und abzugehn des Gartens Steige,
Nach den Blumen auszuschaun, den zarten,
Ob noch eine tief das Köpfchen neige.

Und dort unterm Birnbaum auf dem Rasen
Seh' ich abgefallne Früchte winken,
Wie wir Kinder stets sie jubelnd lasen
Nach dem Regen, wo die reifsten sinken.

Heut' als Mann lass' ich sie lächelnd liegen,
Schau nur in die große, schöne Sonne.
Wenn die Tropfen mir ins Antlitz fliegen,
Spür' ich ganz die alte Kinderwonne.

Herbst.

Einmal blickst du noch hernieder,
Liebe Sonne, hell und warm,
Und dann kommt der Winter wieder,
Und die Welt ist wieder arm.

Wie so froh ich ihn empfange,
Deinen letzten holden Strahl,
Und ich trink' ihn lange, lange,
Gleich als wär's zum letzten Mal.

Darf dann Traumespfade wallen,
Weht der Sturm das Laub zuhauf —
Erst, wenn schon die Flocken fallen,
Wach' ich fröstelnd wieder auf.

Nationale Kunst.

Alle wirkliche Kunst, Kunst, die diesen Namen verdient, ist national; international oder unnational ist immer nur die schlechte Kunst, die Afterkunst. Wie könnte es auch anders sein? Genie und Talent des Künstlers sind ja doch immer Erbteil des Volkstums, aus dem großen Schatz nationaler Eigenschaften und Fähigkeiten durch glückliche Mischung, Individualisierung an den einzelnen gelangt. Hinter den Eltern des Künstlers stehen stets Hunderte von Volksgenossen, Ahnen, die man nicht kennt, die aber alle dem Enkel vererbt haben, steht also im Grunde das Volk selbst.

Je größer ein Talent ist, eine um so stärkere Konzentrierung oder gar Potenzierung nationaler Kräfte müssen wir bei ihm annehmen. Und zwar sind es natürlich die positiven Eigenschaften, die Vorzüge eines Volkes, die sich konzentrieren und potenzieren, nicht die negativen, die Schwächen. Diese treten immer nur wie Schatten zum Licht hinzu. **Das Wesen des Künstlers ist Kraft, nationale Kraft.**

So müssen auch die Emanationen (man verzeihe die Fremdwörter, die hier einstweilen schwer zu ersetzen sind!) dieser Kraft, die Schöpfungen des Künstlers ihrem Charakter nach wieder national sein, je größer sie sind, um so nationaler. Aber die nationalen Schwächen und Beschränktheiten machen das Nationale freilich nicht.

Die Entwicklung eines Künstlers wird natürlich gemäß seiner Veranlagung, dem Grundverhältnis der ihm verliehenen Kräfte erfolgen, also auch sie wird stets national sein. Indem der Künstler sich das ihm Gemäße aneignet, das Nichtgemäße abstößt, folgt er stets dem in ihm wirkenden nationalen Zuge.

Die Aufgabe des Künstlers ist die Eroberung von Welt und Leben zwecks Wiedergeburt in seinem Geiste, durch seine gestaltende Kraft. Jeder Künstler giebt sein Bild der Welt und damit sich, er kann sich nur durch sein Bild der Welt geben. Auch wenn er bloß seine eigenen inneren Prozesse darstellt, spielt sein Bild der Welt in seinen Reflexwirkungen mit. Die Kraft und Eigenart, mit der das Bild der Welt erobert (Persönlichkeit), und die Kraft und Eigenart, mit der es wieder herausgestellt ist (Talent), entscheiden über die Größe des Künstlers. In der Regel entsprechen sich Persönlichkeit und Talent.

Schwächere Talente und schwächere Persönlichkeiten übernehmen ihr Bild der Welt von anderen, sie erobern nicht, sie werden erobert, höchstens könnte man sagen, sie leihen. Doch können sie sehr wohl im Stande sein, eine Provinz der schon von einem andern eroberten Welt genauer zu erkunden, im einzelnen treu darzustellen, ihre Heimatprovinz, falls sie eine haben. Bescheidet euch, beschränkt euch selbst! ruft ihnen ihr Schutzgeist zu. Aber sie thun das oft nicht, sie überschreiten ihre Grenzen, sie verlieren sich. Statt Heimatkünstler werden sie Macher, die alles machen. So entsteht die Afterkunst, die unnationale, die internationale.

Denn in nationaler Abgeschlossenheit lebt heute kein Volk mehr, soll es auch nicht. Geistige Welteroberung ist die Aufgabe jedes Volkes, auch seiner Künstler. Aber es muß wirkliche Eroberung,

völlige Aneignung, völlige Durchdringung mit nationalem Geiste, Wiedergeburt aus nationalem Geiste sein. Dazu sind die schwächeren Talente und Persönlichkeiten nicht im Stande, sie unterliegen fremdem Geiste. So kann, falls die großen Talente fehlen, eine ganze Kunst unnational oder international werden.

Doch, sobald das große Talent auftritt, erfolgt sofort wieder die nationale Reaktion. So ist die Frage der nationalen Kunst wesentlich Talentfrage.

Das Talent entstammt dem Volkstum. Aber ist dieses selbst unveränderlich? Kann es nicht selbst durch die Zeit Elemente in sich aufnehmen, die seinem ursprünglichen Wesen zu widersprechen scheinen? Kann das Nationale nicht verloren gehen oder wenigstens periodenweise unterdrückt erscheinen?

Man hat das Volkstum öfter einem Baume verglichen. Seine Wurzeln ruhen in der Erde, sein Stamm steht fest über dieser, auch die großen Aeste sind unveränderlich. Aber die neusprießenden Zweige, das Laub, Blüten und Früchte, in ihrem Typus zwar bestimmt, sind von der Gunst der Umstände, von Klima und Wetter abhängig.

Das nationale Klima bleibt im Laufe der Jahrhunderte nicht das gleiche, das Zeitwetter ist immer anders und nie vorauszusagen. So werden die neusprießenden Zweige bald zahlreich, bald spärlich, das Laub bald dicht, bald dünn, die Blüten jetzt reich und prächtig, jetzt armselig, die Früchte werden zahlreich, süß und schön oder selten, winzig, sauer sein — und was der Kombinationen mehr sind.

Die bleibenden Mächte, die das Volkstum bestimmen, nennen wir die Naturmächte, die wechselnden die Kulturmächte. Jene wirken von innen heraus, diese von außen, aber notwendig und nicht wegzudenken sind auch die letzteren. Sie ergeben nicht das Leben, aber sie gestalten es in seine Mannigfaltigkeit.

Man darf die Kultur-, die Wind- und Wettermächte des Volkstums wohl als das Produkt der Wechselbeziehungen der Völker, geradezu als Reibungsprodukt hinstellen — die Gesetze, unter denen sie wirken, kennen wir noch nicht, so wenig wir die des wirklichen Windes und Wetters kennen, das Wetter voraus bestimmen können.

Auch für die Kunst eines Volkes gilt dann wieder das Bild vom Baume und ebenso für die Entwicklung des einzelnen Talents, wobei dann freilich das Volkstum als der Boden erscheint. Das Talent erhält seine Kräfte aus dem Mutterboden des Volkstums, sein Typus, Stamm und Hauptäste sind durch diesen bestimmt, auch die Art der Blätter, Blüten und Früchte, aber wie diese ansetzen, wachsen und gedeihen, hängt von dem Zeitwetter ab, auf das der einzelne nie Einfluß gewinnen, gegen das er sich freilich aber bis zu einem gewissen Grunde schützen oder im Kampf mit dem er geradezu erstarken kann.

Wenden wir diese allgemeinen Sätze nun noch im besonderen auf den Dichter an. Die Zusammensetzung des Bodens des Volkstums steht im ganzen fest, und wir wissen auch im allgemeinen, was aus ihm hervorgehen kann. Der deutsche Boden beispielsweise trägt keine Palmen und Bananen, wohl aber herrliche Eichen und köstliche Aepfel. Er ist nicht überall gleich fett und kräftig. Hin und wieder scheint er erschöpft, und dann muß er ruhen oder es muß ihm von außen neue

Kraft zugeführt werden. Zum Gedeihen der Pflanzen auf ihm thun wie überall Sonne und Regen das Beste, aber die sind nicht in ihren Wirkungen zu berechnen: Scheint die Sonne jenseits der Alpen heiß, so ist sie bei uns hinter Wolken verborgen; ist's bei uns trocken, so dort regnerisch oder umgekehrt — kurz, das Wetter ist international. Nun giebt's freilich Treibhäuser, und da läßt sich manches Köstliche ziehen, aber zu seiner wahren und vollkommnen Entwicklung gelangt nur, was im Freien wächst.

Ohne Bild jetzt: Wesen und Talent des Dichters sind vom Volkstum bestimmt, auch seine Entwicklungsmöglichkeiten. Was ein deutscher Dichter werden kann, wissen wir ungefähr, aber wir wissen nicht, bis zu welchem Grade und wie er das ihm Vorbestimmte wird. Da entscheidet das Milieu, dem er entwächst, und weiter die Zeitgunst. Sonnenschein und Regen braucht jeder, aber dem einen wird mehr Sonnenschein, dem andern mehr Regen zu teil. Es handelt sich hier nicht bloß um individuelles Glück oder Unglück, Glück ist für den Dichter wie jeden Künstler, wenn er sich ungestört entwickeln und dann frei schaffen kann, Unglück das Gegenteil, und diese Dinge sind von den zufälligen individuellen Glücksumständen, wie von dem Vermögen der Eltern, dem Geburtsorte, dem äußeren Beruf, der Wahl der Gattin u. s. w. ziemlich unabhängig, dagegen hängen sie mit den Anschauungen der Zeit und ihren Tendenzen sehr eng zusammen. Und diese macht nicht ein Volk, sie sind da als ein Produkt der betreffenden Kultur überhaupt. Die große Frage für den Dichter ist dann, ob er seiner Natur mit oder im Gegensatz zu dieser Kultur Geltung verschaffen, ob er sie in sich aufnehmen, überwinden, darstellen, wiedergebären kann. Der nationale Dichter muß auch Zeitdichter sein, mit nationaler Kraft das Leben der Zeit gestalten. So ergäbe denn die nationale, persönlich gewordene Kraft die formbildenden Elemente, das Zeitliche den Inhalt eines Kunstwerks?

Es ist in der That so. Form ist das Nationale und Individuelle. Man will heute von den Theorien der alten ästhetischen Formschule nichts mehr wissen, aber so wenig wie diese hat man sich da vollständig klar gemacht, was Form überhaupt ist. Zunächst unterscheide man einmal ästhetische Formen und Form im einzelnen. Die Formen, künstlerische Organismen oder besser Typen, alle natürlich entstanden und natürlich wachsend und variierend (den Pflanzenfamilien vergleichbar), finden sich bei allen Völkern, nehmen aber ohne weiteres nationales Gepräge an (wie denn eine französische Tragédie und ein deutsches Trauerspiel zwei sehr verschiedene Dinge sind) und werden dem einzelnen durch die Litteraturentwicklung seiner Nation überliefert. Ebenso empfängt er natürlich die Sprachformen. Sobald er beide beherrscht, kann er ans Schaffen gehen und nimmt nun den Stoff aus seiner Zeit (auch der historische Stoff entstammt natürlich im Grunde immer dieser). Dieser Stoff empfängt durch seine Persönlichkeit zunächst den Gehalt, wird künstlerischer Stoff (an und für sich ist er in der That wenig, man vergleiche beispielsweise, wie Dichter, Jurist, Statistiker zu demselben Morde stehen); dann empfängt er durch das Talent die besondere, spezifische Form, wird gestaltet, sprachlich-, künstlerisch-individuell u. s. w. Da nun aber Persönlichkeit und

Talent stets national bedingt sind, je größer beide, um so mehr, so wird eben auch die Gestaltung des Stoffes stets national sein. Der Stoff selbst braucht es nicht zu sein, wird es aber doch in der Regel, doch heißt hier „national" nicht mehr als äußerlich im Umfang nationalen Lebens liegend, der nationale Gehalt ist nie ohne weiteres stoffartig, er wird dem Stoffe erst durch das nationale Schauen und die nationale Empfindungskraft des Dichters mitgeteilt.

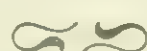
Damit wäre der Kreis der bei dem Thema „nationale Kunst" auftauchenden Gedanken wohl einigermaßen umschritten. Ich bemerke noch, daß ich in dem vorigen Absatz nicht den dichterischen Prozeß, wie er in Wirklichkeit vor sich geht, geschildert, sondern ihn begrifflich auseinandergelegt habe.



Gustav Falke.

Geboren 1853 in Lübeck, lebt in Hamburg.

Schriften. Gedichte: Mynheer der Tod. — Tanz und Andacht. — Zwischen zwei Nächten. — Neue Fahrt. — Mit dem Leben. — Sommertage. — Romane: Aus dem Durchschnitt. — Landen und Stranden. — Mann im Nebel.



Hebbel.

(Ungehaltener Prolog zu einer Vorstellung zum Besten der „Hebbelstiftung".)

Im Heimatboden wurzelt tief der Baum,
Der, jeder Unbill trotzend, stark empor wuchs,
Ein Eichbaum hart, fest, trotzig. Rauschte
Der Wind durch seine stolze Krone, klang's
Weithin, ein voller Orgelton der Kraft,
Und klang je voller, herrlicher, je mehr
Und königlicher sich der Baum auswuchs
Und alles überragte. Viele kamen
Und staunten seiner Größe, andre lauschten
Ergriffen seines Wipfels Hochgesang,
Der brauste wie ein altes Heldenlied;
Und war ein Klang in diesem Lied, das kam
Nicht aus den Lüften, sondern war, als stieg
Er aus dem Herzen auf des alten Landes,
Des blutgetränkten alten Dithmarschens,
Durch alle Wurzeln auf und alle Fasern
Des mächtigen Baumes, der nun schütterte
Und bebte, bis in seine Krone bebte
Von diesem erdentauvollnen Heimatklang.
Bestaunt, bewundert und gepriesen viel,
Heut rauscht es lind im Laub des alten Recken,
Ein Hauch der Liebe. Welch ein herrlich Bild:
Die Kraft, die ganz im Gold der Güte glüht,
Der Starke, der sich gütig zeigt als Schutz
Und Schirm des Schwachen, ein ehrwürdig Haupt,

Das sich auf sonnige Jugendstirnen neigt
Und segnet. Und so soll der alte Baum
Nun unter seiner Aeste breitem Dach
Segnender Liebe eine Heimstatt sein,
Wo dankbar ihm ein neu Geschlecht aufwächst
Und nachwächst, das gleich ihm im Herzen
Deutscher Heimat wurzelt, ihr und ihm
Zur Ehre und lebendigem Dank. Vorzeitig
War schon den Deutschen so ein alter Riese
Von Baum ein Gegenstand der Andacht und
Verehrung, und in seinem heiligen Schatten
Opferten sie. Der Väter heiliger Brauch,
Heut lebt er auf. Und jeder, der von euch
Sein Opfer rechten Sinnes brachte, fühlt
Nun stolzer sich, er darf es, als ein Deutscher.



J. H. Löffler.

Geboren 1833 in Oberwind bei Eisfeld, lebt in Pössneck in Thüringen.

Erzählende Schriften: Martin Bötzinger. — Madlene.



Aus: Lorenz Schrull oder Der tolle Sommer zu Schilda.

Im Osten säumt das Kronengold
Der Tageskönigin die Schleppe
Der flieh'nden Nacht. Ein Sternlein hold
Ruht flimmernd auf des Himmels Treppe
Als ein verlorner Diamant
Aus dem Geschmeid der stolzen Nacht.
Doch bald erlischt's wie matter Tand
In der gewalt'gen Flammenpracht,
Die vor dem Diadem aufsteigt
Der Königin, die nun sich zeigt.
Es glühn die ostgekehrten Fenster
Der Stadt; die letzten Nachtgespenster
Verschwinden in den Winkelschatten . . .

Frühlingslied.

Wenn die Wachtel schlägt,
Honig die Biene einträgt,
Tralala, trala!
Leidet's mich nicht im Haus,
Muß ich ins Feld hinaus.
Tralala, trala!
He, Jungfer, der Freier ist da;
Komm, sag g'schwind ja!
Tralala!

Zieht der Storch durchs Land,
Flecht ich ins Haar mir ein Band,
Tralala, trala!
Leuchtet so rot hinaus
Wie eine Rose im Strauß.
Tralala, trala!
He, Jungfer, der Freier ist da,
Komm, sag g'schwind ja!
Tralala!

Schreit der Frosch im Teich,
Breit ich das Linnen zur Bleich,
Tralala, trala!
Spielet im Bach der Schmerl,
Denk ich an meinen Kerl.
Tralala, trala!
He, Jungfer, der Freier ist da,
Komm, sag g'schwind ja!
Tralala!

* * *

O Sternenpracht der Sommernacht!
Den Burschen das Herz im Leibe lacht;
Die Mädchen schäkern und scherzen und singen:
Maultrommel, Laute und Zither erklingen
Auf Treppe, Straße und im Garten.
Was kann nicht alles noch passieren,
Wenn jedes kann die Zeit erwarten,
Die Rosen streut ins Musizieren! —

Das Rebhuhn hat den Hahn verloren
Und eilt wehklagend durch die Flur.
Der Has', verliebt bis an die Ohren,
Versichert stumm mit einem Schwur
Der Häsin, daß sein Herz sei rein
Und treu wie Gold und Edelstein.
Dem Wachtelrufe: Pflück das Glück!
Folgt Igel-Jüngling und Jungfrau,
Und das Kaninchen treibt zurück
Sein Liebchen in den sichern Bau.
Uhu und Kauz und Fledermaus
Entstäuben sich den alten Flaus
Und ziehn auf Abenteuer aus.

Kinderlied.

Hidela, Hadela,
Hinterm Stadela
Machen die Bettelleut Hochzig.
Da geigt die Maus,
Da tanzt die Laus,
Da hüpft der Floak zum Budeluch naus.

Dingala, dangala,
Durt u dan Rangala[1])
Blüht euch a feuerrats Röasla.
Die Sanf'n klingt,
Dos Larchla singt,
Der Frusch g'schwind ins Wasser neispringt.

Eia, poppeiala,
Sitzt uf'm Stangala
Ene schlafrige Ratt'n.
Da gähnt die Katz,
Da lacht der Spatz,
Da git der Igel der Schnack'n an Schmatz.



Max Geissler.

Geboren 1868 in Grossenhain, lebt in Lohsdorf bei Hohnstein, sächs. Schweiz.

Schriften: Ausfahrt, Dichtungen 1890; 3. Auflage, Dresden 1895. — Silhouetten, Dorf- und Heidegeschichten; 5. Aufl. Dresden 1894. (Vergriffen) — Auf sonnigen Pfaden, Dichtungen; 3. Aufl. Dresden 1893. (Vergriffen.) — Johanniszauber. Eine Dichtung. Frankfurt a. M. 1900, 2. Aufl. (Vergriffen.) — Stille Geschichten. Mit einem Anhang: Johanniszauber.



Fromme Stunde.

Wildrosen atmen in die Auen,
Der Bach träumt durch der Wiesen Pracht
Und schweigende Akazien tauen
Ihr Silber klingend in die Nacht.

Der Birken blanke Säulen ragen
Und weiche Weihrauchdüfte wehn.
Mein Herz schlägt wie die Glocken schlagen,
Die durch die Sonntagsmorgen gehn.

Opfer.

Der Herdbrand brennt so still und rot.
Wie frommes Opferfeuer loht.
Dein Mund ist heiß und seiden dein Haar.
Der Herdrand brennt so still und rot.

Die Nacht steht vor der offnen Thür
Und hält den Atem an und lauscht.
Die Eulen fliegen sacht herfür.
Ein fernes Frühlingswasser rauscht.

Frau Holde geht durch den Mondenschein,
Durch Tann und Tau und junges Land.
Ein Duft von Veilchen duftet herein:
Frau Holde weiht den Opferbrand.

---

[1]) Zu gäl. ir. rann „Berg, Abhang" (fränk. „Range").

Und Quellen springen aus dem Grund
Und alle Hüllen sinken sacht.
Und dein Haar ist seiden und heiß dein Mund —
Frau Holde segnet die Frühlingsnacht.

Pan und die Hirtin.

Pan schläft. Der Sommerwind entwich.
Im Gras der Matten geigt die Grille.
Ein Duft von Blumen tastet sich
Mit weichen Fingern durch die Stille.
Pan schläft. Im Mittagslicht, dem blanken,
Weht leise weiße Sommerseide.
Der Ziegenglocken Klänge schwanken
Verträumt so durch die Bergesheide.
Da rauscht's im Busch, knackt's in den Föhren,
Der Hirtin Herz schreckt froh der Klang:
„Du scherzest — und ich soll's nicht hören.
Komm, Liebster, dich verriet dein Gang!"
Kein Ton mehr. Einer Schwinge Schatten
Umstreift der Felsenzacken Saum.
Der Hirtin Ruf schallt in die Matten
Und scheucht vom Auge Pan's den Traum.
Er birgt sich lächelnd hinter Ranken
— Der Alte ist heut gut gelaunt —
Und sieht, wie drunten in Gedanken
Die Hirtin in die Stille staunt.

„Was kommst du nicht?" ruft sie zum Hange.
Und: „Kommst du nicht?" fragt Pan und lacht.
„Nein, du zu mir!" — Fast wird ihr bange.
„Zu mir!" tönt's aus dem Strauche sacht.
„Was hält dich dort, wo du geblieben?"
Und: „Lieben, lieben" klingt's zurück.
„So hast du mich in Schmach getrieben!
Ade, mein Glück!" — „Ein Glück — ein Glück!"
„Gott hör' ihn!" — „Thörin" halt es wieder.
„Magst du mich nicht?" — „Ich nicht." — O weh.
Und schluchzend sinkt die Hirtin nieder
Und leise weint sie in den Klee.
Die Ziegen läuten um die Steine.
„Maria!" ruft es froh vom Hang,
Und lustig schallt im Sonnenscheine
Des Hirten lockender Gesang.
So kann die Falschheit nimmer singen!
So jauchzt, wenn es zu trügen wüßt',
Kein Herz! — Bis Aveglocken klingen
Sind all die Thränen fortgeküßt — — —
Bergblumen duften drum und schwanken.
Pan sieht's und lächelt hinter Ranken.

Die Post.

Trara! Trara! Hell mahnt das Horn;
Die Herbstnacht weht um die Dächer.
Trara! Am Dorfplatz rauscht der Born,
Graunebel spinnen um Baum und Dorn —
Rasch noch den letzten Becher! . . .
Die Straßen leer. Der Regen tropft
Auf's Wagendach und der Nachtwind klopft
Und irrt um die nassen Fenster.

Die Mitternacht geht leise mit,
Durch's Thal ruft eine Glocke.
Die Gäule trotten Schritt vor Schritt,
Das Glück macht still die Reise mit,
Der Schlaf sitzt auf dem Bocke.
Und trüber wird der Lampe Schein —
Man braucht kein Licht zum Seligsein
Und keine Leuchte zum Küssen.

Goldne Blätter.

Durch das graue Nebelwetter
Rieselt der Novemberregen.
Eine Reihe goldner Blätter
Liegt noch in den Gartenwegen,
Leuchtet durch die graue Ruhe:
Eine Spur von Wandertritten.
Scheidend ist auf goldnem Schuhe
Hier der Sommer fortgeschritten.



Alois John.

Geboren 1860 in Oberlohma bei Franzensbad, lebt in Eger.

Schriften: Litterarische Jahresberichte aus dem Egerland. 3 Bändchen. Eger, I. 1887, II. 1889, III. 1890. (Vergriffen.) — Im Gau der Narisker. Schildereien aus dem Egerland. Eger 1888. — Goethe in Böhmen. Eine Monographie. Eger 1889. (Vergriffen.) — Richard Wagner-Studien. Sieben Aufsätze über Richard Wagners Kunst. Bayreuth 1889. — Richard Wagner in den deutsch-böhmischen Bädern. Eger 1890. — Litterarisches Jahrbuch (für Westböhmen). 6 Bändchen. Eger I—IV (1891—1896). — Das Egerland und Böhmen in seinen staatsrechtlichen Beziehungen. Hamburg 1897. — Egerländer Volkslieder mit Melodien. 2 Hefte. Eger 1898 und 1901. Heft I, Heft II. — Unser Egerland. Zeitschrift für Egerländer Volkskunde. Eger I—IV bis heute, 1897 — 1902. — Geschichte und Volkskunde eines Egerländers Dorfes (Oberlohma bei Franzensbad).



Volkstum und Kunst.

Nach jahrelangem Spähen ins Ausland besann sich der Deutsche endlich auf sich selbst und sein Volk. In dem neuen Blick, mit dem er in deutsche Landschaft und Natur sah, liegt etwas Entdeckerisches,

eine Neuformung des Gefühls und der Betrachtung. Eine bisher nie geahnte und gesuchte Welt ging den ersten Bahnbrechern und Wegsuchern auf und führte endlich jene volkstümliche Bewegung auf allen Gebieten des geistigen und künstlerischen Lebens herbei, die heute in den Zerklüftungen der Gesittung sich mächtig und gesund behauptet.

Diese Bewegung ging nicht von der Großstadt aus, sondern holte ihr stärkstes Rüstzeug aus der Provinz, aus der deutschen Natur und Landschaft. Es war eine friedliche Revolution, es fehlten die großen Volksredner, welche die Massen aufrühren. Dichter, Künstler, Schriftsteller, Maler, Gelehrte sind ihre Verkünder, ihre Stätten das Dorf, die Studierstube, Hörsäle, Ateliers. In dem siegreichen Zuge, der, alle Kreise des Lebens allmählig erfassend, mit sieghafter Frische alte Werte und Maßstäbe stürzte, liegt das Moderne dieser Bewegung. Sie ist die Neugeburt, die Auferstehung deutschen Wesens und deutscher Art in der großen Masse der Gebildeten, sie befreite uns von der Liebe zum Ausland, und setzte an Stelle des allgemein Menschlichen das Volkstümliche. Die Litteratur sah wieder im eignen Land und Volk sich um und sah mit neuen Sinnen und neuen Augen.

In Hallers „Alpen" ertönt neben Rousseau zuerst der Ruf: Zurück zur Natur! Wir finden ihn wieder in den derben aus Shakespearischem Naturalismus geholten Volks- und Bauernszenen der Jung-Goethischen Dramen, in Götz von Berlichingen; er widerhallt in Schillers Räubern, die aus der Gesellschaft in die Wildnis der böhmischen Wälder fliehen.

Doch schon die Romantik setzt mit milderen Tönen ein, sie sucht und findet das volkstümlich Befreiende da, wo es sich am ursprünglichsten, naivsten und mächtigsten verkündigt, im Volkslied. Auf Goethes elsässische Volksliedersammlung, auf Herders umfassendes und liebevolles, alle Schönheiten und allen Zauber des einfachen Volksliedes erfassendes Studium folgt Brentanos Volksliedersammlung und eine Reform der Lyrik. Eichendorffs Gefühlsinnigkeit, Bürgers mit allen Schauern volkstümlicher Klangmalerei ausgerüstete Volksballade, Goethes volkstümliche Lyrik geht auf diese Entdeckung des Volksliedes zurück und wirkt noch heute mit der ersten Frische. Ein gutes Stück Land hatte die Litteratur damit betreten, es war ein erstes Fußfassen auf einem neuen Boden mit neuen Gewächsen. Und aus dieser ersten frischen Berührung mit dem Volk und Mutter Erde kam das Sehnen nach neuen Wegen und neuen Entdeckungen.

Da blieb das Auge plötzlich haften auf den schlichten Märchen und Erzählungen des Volkes, ihre wundervollen Einfachheit, ihrem selbstlosen, unbekümmerten Lebensglück, auf den alten Mythen, Götter- und Geistersagen, wie sie schaurig in Winterszeit am warmen Herd von grauhaarigen Alten erzählt werden. Ein lichter Strahl brach aus dem Dunkel, in das die Urzeit des Volkes gehüllt schien. Eine neue Welt volkstümlichen Lebens wurde durch die ersten Aufzeichner und Erklärer der deutschen Mythen und Sagen, durch die Brüder Grimm erschlossen, die wir noch heute als eine Bereicherung nationalen und künstlerischen Lebens empfinden.

Schon in dieser Zeit war auch der Sinn für die Mundart des Volkes erwacht. Schlegel, Bopp, Wilhelm und Jakob Grimm hatten

die vergleichende Sprachforschung geschaffen, hatten den inneren Zusammenhang aller indogermanischen Sprachen erkannt. Diese Studien, die aus dem Bau und Organismus der Sprache auch auf die Art des Volkes zu denken und zu fühlen schlossen, eröffneten wieder ungeahnte Einblicke und Weitblicke in das Wesen deutscher Volksart. Man lernte den Reichtum, die Vielseitigkeit und Bildungsfähigkeit der deutschen Mundarten kennen. Hebels alemannische Gedichte waren ein neuer, wichtiger Schritt zur Kenntnis deutschen Wesens, seines Humors, seiner glücklichen Mischung von Gemüt und Sarkasmus.

Doch der Reichtum deutschen Volkstums war damit noch nicht erschöpft. Schon Justus Möser hatte die Poesie des nordischen (niederdeutschen) Sachsenhauses geschildert, das wie die Arche Noäh alles, Mensch und Tier, unter seinem breiten Dache birgt. 1840 erschien Immermanns Oberhof, der zum erstenmal die Würde und Ehrbarkeit eines westfälischen Einzelhofes schildert. Das sowohl, wie auch der Held, der sich an diesem deutschen Bauernwesen, seiner schwerfälligen Ehrbarkeit nicht sat sehen kann, und sich an dem Duft der fetten Ackerscholle, an dem Leben und den Bräuchen auf diesem Hofe förmlich berauscht, war in dieser Zeit etwas ganz Neues, ein Ereignis. Dieser Held war der erste typische Träger eines neuen, umwälzenden Gefühls, das im Bewußtsein des modernen gebildeten Menschen erwacht war. Die alten Schranken, Vorurteile und Irrtümer, die mittelalterlichen Gegensätze zwischen Stadt und Land fielen vor diesem Gemälde, und die Dorfgeschichte, der Dorfroman entstand in seinen verschiedenen Arten und Färbungen. Der historische Roman Gustav Freytags führte zurück in die Uranfänge deutscher Siedelung und deutschen Hof- und Hauslebens und folgte seinen Wandlungen durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart. Bald hatte jeder Gau, jede Provinz ihre Dichter und Schilderer, welche steirisches, schwarzwälder, schweizer Volksleben darstellten.

Hiermit waren nun große, breite Massen Neulandes erschlossen, die nun von Unzähligen angebaut und veredelt wurden. Nur Gottfried Kellers Novelle Romeo und Julie auf dem Dorfe möchte ich hier erwähnen, als eines bedeutenden Stückes dieser Art.

Dem allgemeinen Umschwung konnte sich nun auch der bildende Künstler nicht mehr entziehen. Er, der bisher in der Antike erzogen, in der akademischen Malweise Eigenart verlernt, der in Italien und Rom seine Vorbilder suchte, er begann nach Neuland auszuschauen, er suchte nach neuen Motiven, nach Eigenart, Urwüchsigkeit, nach prächtigen Männerköpfen, malerischen, farbenbunten Trachten, nach einem Leben außerhalb der Schule und der Großstadt. Der alte, uralte Zusammenhang, der das Landvolk mit der Natur verband, ungebrochene Lust am Leben, unberührte Natur — ging dem Künstler jetzt als neues furchtbares Motiv künstlerischen Schaffens auf. Aus der frostigen akademischen Malweise erblühte eine neue farbenreichere Kunst, aus fremden Stoffgebieten flüchtete der Künstler in die Heimat, in die Natur, in die deutsche Landschaft. Ludwig Richter, Waldmüller, Enhuber, Knaus, Hasemann, Meyerheim, Menzel, Defregger, Schwind — welche lachende Welt neuentdeckten Land- und Volkslebens strömt uns aus den Gemälden dieser Männer entgegen. Der ganze

Zauber der Heimat, die frische Gesundheit, die lachende Lebenslust, die feierlich ehrbare Würde, die um Dorf und Gehöfte webt und lebt — steigt vor uns auf, wir sehen das Volk in seiner Güte und Kraft neugeboren erstehen und damit auch eine neue, nationale und volkstümliche Kunst erwachsen. Derartige köstliche Schilderungen des Volkes sind den Franzosen fremd; es fehlt das Humorvolle, das Schalkhafte und Fromme zugleich. Aber sie vermag in Ude auch ernstere und tiefere Gefühle zu erregen und wird in den Worpswedern zu einer modernen Kunstschule voll ungeahnter Wirkungen.

Auch die Bühne mochte sich dem so mächtigen Zuge des Volkstümlichen nicht entziehen. Frühzeitig tummelten sich in unverbrauchter Frische die urwüchsigsten Volksstücke, die erst durch Raimund, Anzengruber, Nestroy und andere ihre eigentliche Weihe erhielten, anderwärts erhoben sich aus alten geistlichen Spielen, aus mittelalterlichen Frohnleichnams- und Passionsspielen, die Anfänge einer eigentlichen Volkskunst in Ammergau, Höritz, während man in Schliersee dieselbe nicht ohne Glück in das Milieu des Berufsschauspielers zu pressen suchte. Auch in die abgelebten alten Künste der Oper drang die neue Richtung wie eine neue Offenbarung. Webers Freischütz, diese düstere mit allen Schauern des deutschen Waldes und aller Innigkeit und Schalkhaftigkeit deutscher Natur durchtränkte Sage aus dem Böhmerwald, versetzte Deutschland in einen Taumel des Entzückens. Dem italienischen Kunstgesang, der französischen Effektoper wurde die deutsche Volksoper entgegengesetzt; der Dichter wählte seine Stoffe aus der deutschen Sage, aus dem deutschen Volksleben. Aus diesen Anfängen wuchs Richard Wagners Künstlergestalt empor, in welchem die deutsche Kunst der Gegenwart als ihrem bedeutendsten Verkünder gipfelt. Aus den Sagen germanischer Vorzeit schmiedet er das Wunderwerk seiner Bühnenspiele, die deutsche Natur und Landschaft fand in ihm seinen tönereichsten Meister. Der Zauber der deutschen Johannisnacht, das einfache Lied des Hirten im Tannhäuser, der lustige Tanz vor Nürnbergs Thoren, die an die deutsche Rockenstube gemahnende Szene aus dem fliegenden Holländer sind aus dem deutschen Volkstum und Volksleben geholt und bilden seine größte künstlerische Verherrlichung in der Gegenwart.

Aus dieser Kunst, die nur aus deutschem Leben schöpfte und auf dem Boden des Volkstums erwuchs, werden auch die Nachfolger Wagners ihre besten Kräfte schöpfen, wie Humperdincks Hänsel und Gretel bewiesen hat, dessen Stoff einem Grimmschen Volksmärchen entnommen ist. Eine schier unermeßliche Fülle volkstümlicher Stoffe liegt heute für den Künstler ausgebreitet da und wartet nur des Meisters, der sie in die richtige Form zu gießen weiß.

Aus all den bisher im Fluge gestreiften und angedeuteten Bestrebungen setzte sich nun allmählig das zusammen, was wir heute mit dem Namen Volkstum, volkstümlich im geistigen und künstlerischen Leben Deutschlands bezeichnen. Aus einer Fülle neuen Schauens und Beobachtens, aus den verschiedensten Studien und Eindrücken erwachsen, brachte diese erste Epoche allmählig den Zug zum eigenen Volk und zum angestammten Volkstum in Deutschland zum Durchbruch und schuf nach langjähriger Herrschaft des Humanismus, des

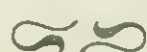
Hellenismus und Romanismus endlich eine nationale Geistesrichtung in Deutschland. Sie entflammte in den Freiheitskriegen Theodor Körner zu männlichen Gesängen, sie wirkte in Fichte und Stein, in Jahn und Arndt, sie befreite den Künstler aus dem Banne der Antike und die Bühne aus den Künsten der welschen Prunkoper, sie zog im glorreichen Jahre 1870 mit fliegenden Fahnen über den Rhein zum Siege.



Johann Peter.

Geboren 1858 in Buchwald im Böhmerwalde, lebt in Prachatitz.

Schriften: Charakter- und Sittenbilder aus dem Böhmerwalde. — Buchengrün; Wildfarren. (Novellen). — Dorfgeschichten aus dem Böhmerwald. — Junges Blut. (Novellen.) — Der Poet im Dorfschulhause. (Gedichte). — Waldmeister und Enzian; Tanne und Rebe; Im tiefen Keller. (Novellen.)



Dorftanz im Böhmerwalde.

Ein Bild aus dem Volksleben.

Geht's, Buama, tonz' mar-r-a wen'g,
Hoidiadldo, hoidiadldo!
Hobt's denn koa Goid ba-n-enk?
Hoidiadlda ho ho!"

So singt der tannenfrische Bursche in den gewaltigen Nadelforsten des Böhmerwaldes, wenn nach Ostern in neuverjüngter Lenzeszeit wieder die Trompeten schmettern, Flöten und Fiedeln erklingen und die Brummbässe rumpeln, und dabei schwingt er sein Diandl, mit nervigem Arm um die volle, weiche Hüfte gefaßt, so hurtig und lustig im Kreise, daß sie sich dreht wie ein Spinnradl und Röcke und Zöpfe fliegen wie sturmgepeitschte Streu im Laubwalde.

Und heiß und laut geht's her bei so einem Dorftanz an der böhmisch-bayerischen Grenze, der sich zum wahren Orgie gestaltet und Leidenschaften erweckt, die sonst selten bei diesem kernfrischen Gebirgsvölklein zum Ausbruch kommen.

Folge mir, freundlicher Leser, auf einen Tanzboden im Quellbezirke der moorgeborenen Moldau knapp an Bayerns Grenze, wo die stämmigsten, steifnackigsten Burschen mit einem Herzen voll Lust und Schneid' und die rotbackigsten, minnewonnigsten Diandlein voll Reschheit und Gewährungslust zuhause sind! Ich will dir hier einen Dorftanz zeigen, den du selten wo in deutschen Landen gefunden haben dürftest und der dir selber so heiß in die Füße fahren wird, daß du mitthun wirst, wie der alte Khalif zu Bagdad bei Scherasmins bezaubernden Klängen!

Es ist Sonntag. Die wälderschweren Gefilde schillern in allen Farben des Frühlings und kosende Lüfte streichen über die grünenden Wiesen, wo das liebliche Völklein der Anemonen und Primeln den belebenden Kuß der Sonne empfangen. In hellen Akkorden schmettert aus Baum und Busch der jauchzende Choral der wiedergekehrten Sänger und über dem Dörflein lacht der blaue Lenzhimmel in ent-

zückender Klarheit. Und drinnen im Dorfkrug, der sich freundnachbarlich ans altehrwürdige Kirchlein schmiegt, pulsiert warmes dampfendes Leben, das die treue deutsche Volksseele feiert, und die lustigen Ländlerweisen dringen weit hinaus durch das Blühen und Werden, daß die alten Mütterlein im Wiegen ihrer Pflegebefohlenen innehalten und mit angehaltenem Atem lauschen, dabei den goldenen Traum ihrer längst verblichenen Jugend noch einmal träumend im wehvollen Herzen . . .

Er ist auch zu schön und zu bezaubernd, der Dorftanz, besonders in so holdprangender Maienzeit.

Acht Tage vorher bestellt der Wirt die Musik. Fast in jedem größeren Pfarrdorfe besteht eine „Kapelle“, die nicht nur das Kirchchor, sondern auch den Tanzboden versorgt, und ihre Mitglieder sind in ihrer Eigenart wahre Virtuosen. Hinreißender und verlockender dürfte beispielsweise der „Deutsche“ und der Ländler nirgends gespielt werden, als im Böhmerwalde, wo so einem Künstler die „Einfälle“ thatsächlich eine ganze lange Nacht nicht ausgehen. Denn die Ländlerweise wird nicht nach Noten, sondern aus dem Stegreif gespielt, wo die Melodie freie Erfindung des Spielmannes ist. Der Klarinettist beginnt, und wenn der reiche Born seiner „Einfälle“ zu versiegen droht, dann löst ihn der Flügelhornist ab, indem dieser eine zeitlang die Weise fortführt, und wenn auch er nicht mehr weiter kann, so ist der Althornist und selbst der Bombardonbläser da, die noch immer über einen reichen Schatz von „Einfällen“ verfügen.

Sobald die Musik „angesagt“ ist, verständigt der Kapellmeister die oft zerstreut in den weitschichtigen Gehöften wohnenden Spielleute von dem bevorstehenden „G'spiel“. Wahre Freude beseligt die Herzen der Musikanten, denn nun giebt es Kurzweil, Bier und Verdienst in schwerer Menge. Zuerst werden die Instrumente in Stand gesetzt; die Blechinstrumente werden mit Bierkreide geputzt, daß sie funkeln und glänzen, wie eitel Gold, die Holzinstrumente werden gewaschen, geölt und die Klappen frisch beledert, daß der Ton rein und voll aus ihren Höhlen komme. Denn Streichmusik kennt man bei einem Dorftanz im Gebirgswalde nicht. Von dem Gewinsel und Gedudel sind die Burschen keine Freunde, da muß es krachen, schmettern und poltern und alles markige Kraft sein, sowie auch in ihrem Körper, in ihrem Herzen alles markige Kraft ist.

Und kurz vor dem Dorftanz wird beim Kapellmeister Probe gehalten, denn man kann nicht wissen, ob nicht der Herr Förster auf dem Tanzboden erscheinen und eine Quadrille begehren werde, die er mit den Herrenleuten zu tanzen beliebt und wobei die Dörfler mit weitgeöffneten Augen die Rolle der Zuschauer spielen. Und so ein Förster ist im Böhmerwalde, im „Königreiche“ Schwarzenberg, ein Herr, dem man zu Willen sein muß!

Endlich kommt der Sonntag. Schon nach dem vormittägigem Gottesdienst füllt sich der Dorfkrug mit durstigen Zechern, die es gar nicht mehr der Mühe wert halten, nach Hause zu gehen, da ja nach der Vesper um drei Uhr ohnehin der Dorftanz beginnt. Gegen zwei Uhr rücken die Burschen mit ihren nett geputzten Diandln an. Die gelben Schnurrbärtlein sind keck aufgedreht, der blutrote Nacken ist glatt

herausrasiert, der Geldbeutel voll Silber und das Herz voll Eroberungslust. Alsbald hebt ein ausgiebiges Zechen an, und der Wirt rast mit seinem Schmerbauch wie ein Gehetzter herum, um den hundertfältigen Anforderungen seiner ungestümen Gäste gerecht zu werden. Das Bier fließt in Strömen und immer mächtiger schwillt der Strom der Rede an.

Die Burschen „bringen es" den Mädchen, manch' glutvoller Blick fliegt da von Auge zu Auge, manch' keckes Wort entringt sich da übermütigem Burschenmunde und manch' schlagfertiger Trumpf folgt als Antwort zurück.

Endlich rücken die Spielleute an. Ihre Instrumente haben sie um die Schulter gehängt und die Baßgeige schleppt einer auf dem Rücken herbei, daß er zu schauen ist, wie einer, der Himmel und Erde zu schleppen verurteilt ist.

Mit lautem Zuruf werden die Musikanten empfangen und auf das „Orchester" begleitet. Alsbald strecken sich ihnen ein Dutzend maßkrugbeschwerter Burschenarme entgegen und wirr schallt es durcheinander: „Trinkt's, Spielleut'l, trinkt's, daß blos'n kinnt's!"

Und die Spielleute trinken, daß ihnen der Atem versiegt und die Augen aus ihren Höhlen treten. Dann, nach dem ersten, ausgiebigen Durstlöschen beginnen sie zu stimmen, dabei ihren Instrumenten alle möglichen und unmöglichen Töne entlockend, und wenn es füglich einen reinen Akkord giebt, dann legen sie ihre „Hörndln" und „Pfeifen" bei Seite, um der weiteren Befehle gewärtig zu sein. Und da naht sich schon so ein Höllsakra mit seiner üppigen Schönen dem Orchester und singt mit wohltönender Stimme:

„Meine Musikant'n,
Därft's enk gear net rant'n,
Spoit's an Stad'n af
Und mirkt's afs Zoih'n net af!
Hon a Goid im Sock
Und konn zoih'n, wenn i mog,
Und konn mi' lusti' mocha
Mit man Schotz!"

Und nun beginnt es zu schnalzen und zu krachen, zu juchzen und zu stampfen, daß der Tanzboden in seinen Fundamenten erzittert. Immer stürmischer wird die Musik, immer wilder und wilder schlingt sich der Reigen. Die Burschen geberden sich wie die höll-ledigen Teufel, sie drehen ihre Mädchen, daß dieselben mehr in der Luft fliegen als auf dem Boden schleifen, und wenn das Gewühle zu dicht wird, so springt einer in den Mittelpunkt des Reigens und ruft mit lauter Stimme: „Solo!", worauf sofort die Hälfte der Tanzpaare bei Seite tritt, um solange zu warten, bis derselbe Ruf von neuem erschallt, worauf dann die Abwechslung im Tanz eintritt.

So geht es fort bis in die Nacht hinein. Die Musikanten blasen sich die Lungen aus und ernten dafür Geld und Bier in reicher Fülle und die jungen Leute tanzen mit einer Begeisterung, daß ihnen die Stunden wie Minuten vergehen. Alle altmodischen Tänze von Großvaters Zeiten her müssen da zu Ehren kommen: Der Rundum und der Langaus, der Durchanand und der Auf und ab, der Vog'lhupfauf und

der Walzer ob'ſt hergebſt, die Spinnradl- und die Mariandl-Polka, der liebe Auguſtin und die Fiſcher-Polka, und der Deutſche und Ländler bilden immer den Abſchluß und werden mit einem Geſchick, mit einer Kunſtfertigkeit getanzt, die geradezu Staunen erregen.

Nach jedem Tanz führt der Burſche ſeine Tänzerin zum Biere und labt ſie mit Wecken und Schweizerkäſe. Auf den langen Wandbänken ſitzen die alten Weiber und Jungfern und vergnügen ſich am Zuſehen, dort in der Ecke drückt ein liebeſeliger Burſche ſein widerſtandsloſes Diandl an die Bruſt und flüſtert ihr liebeſüße Schmeichelei ins Ohr, im Nebenraume lärmen an den weißen Buchentiſchen die Männer und laſſen die Tabakdoſen in der Runde kreiſen, weil ſie alle Freunde von einem guten „Schnüpf'l" ſind, und vor dem Muſikantentiſch haben ſich einige Burſchen aufgepflanzt, die mit der Rechten ihre Diandln umſchlungen halten, in der Linken den überſchäumenden Maßkrug ſchwenken und den Spielleut'ln ihre oft ausgelaſſenen „G'ſang'ln" vorſingen, die von denſelben getreulich nachgeſpielt werden müſſen, worauf es dann Bier und Geld regnet.

Gegen Mitternacht werden auch die alten Männer „ſingeriſch", dann rücken die Muſikanten mit ihren Inſtrumenten zu ihren Tiſchen heran und „ſpielen ſie an", wobei die Alten in derartige Hitze geraten, daß ſie alle ihre alten Lieder zum Beſten geben und nicht ſelten ſogar mit Fünfern zahlen.

Aber auch ungemütlich kann es oft dabei werden, und das iſt faſt bei jedem Faſchingstanze der Fall. Eiferſucht oder alte, eingeroſtete Rache iſt zumeiſt die Urſache davon. Oft gelingt es einem Burſchen, ſeinem Widerſacher das „Menſch wegzunehmen", was ſich dieſer einfach nicht gefallen läßt. Kommen böhmiſche und bayeriſche Burſchen auf einem und demſelben Tanzboden zuſammen, dann muß ein Anlaß gefunden werden zum Meſſen der Kraft, wer die Stärkeren ſind. In beiden Fällen bedient man ſich eines faſt nie die Wirkung verſagenden Mittels: des „Außitanzens". Während des Tanzes drängt ſich der Erbitterte an den Gegner heran und verſetzt ihm blitzſchnell einen derartigen Stoß, daß er ſich mit ſeiner Dirne zum größten Gaudium aller auf dem Boden wälzt. Solche Schmach kann der Beleidigte nicht ungeſühnt laſſen. Wie ein Löwe wirft er ſich auf ſeinen Angreifer, die Muſik verſtummt, wildes Brüllen und Schnaufen erfüllt den Tanzboden, die ſcharf geſchliffenen Raufmeſſer blitzen über den Köpfen, ſchwere Deckelgläſer und ſteinerne Maßkrüge fliegen in der Luft, Seſſel werden geſchwungen, der Ochſenziemer des ſchlichtenden Wirtes ſauſt in wuchtigen Hieben über die unempfindlichen Köpfe, dort hat einer dem Spielmann den gewaltigen Bombardon entriſſen und ſchlägt damit drauf, — das „G'raff" iſt fertig, wobei es leider auch Blut und nicht ſelten ſogar Totſchlag giebt . . .

Stolz pflanzt ſich dann der Sieger vor dem Muſikantentiſch auf und trinkt, wobei ihm die Spielleute einen Tuſch blaſen müſſen, dann wirft er ein blinkendes Guldenſtück auf das Orcheſter und „friemt" ſich einen Ländleriſchen an, und im Nu ſchlingt ſich wieder ſo gemütlich der Reigen, wie wenn nichts vorgefallen wäre, indes die Verwundeten beiſeite geſchafft werden. Mitunter aber werden bei derartigen Meſſerſchlachten die Wirtshäuſer buchſtäblich demoliert, und

der Tanz schließt mit einer gräßlichen Dissonanz, zumal dann, wenn noch die Gerichte in Aktion treten. —

Ums Morgengrauen rüsten sich dann die Burschen zum Heimgehen mit ihrem Diandl. Noch einmal singen sie einzelweise den Spielleuten ihre G'sang'ln vor, noch einmal zahlen sie dieselben, dann umfassen sie das Liebchen und verlassen unter dem Geleite der Musikanten den Tanzboden; draußen auf der Straße wird noch gesungen, getrunken und gespielt und abermals gezahlt, dann läßt die Musik einen flotten Marsch los und der Bursche verschwindet mit seiner Holden im Dunkel der Nacht.

„Fort zieh'n die Gestalten, wer sagt dir's, wohin?"



Hermann Friedrichs.

Geboren 1854 in St. Goar am Rhein, lebt daselbst.

Schriften: 1. Lyrik. Gedichte, Leipzig 1885. — Lebensbilder, Zürich 1887. — Gestalten und Leidenschaften (zur Hälfte), Hamburg 1889. — Streiflichter, Zürich 1894. — Gesammelte Werke, Bd. I, Berlin 1899. — — 2. Episch-Lyrisches. Die Rache der Bajadere, Zürich 1880. — Erloschene Sterne, Leipzig 1885. — Gestalten und Leidenschaften (zur Hälfte), Hamburg 1889. — An der Pforte der Zukunft, Zürich 1889. — Gesammelte Werke, Bd. II, Berlin 1899. — Ebenda: Keulenschläge der Wahrheit. Schutz- und Trutzlieder gegen pfäffische Anmaßung. — — 3. Dramen. Die Sicilianerin, 1891. — Choysoula's Liebe. 1893. — Lola Kramer. 1895. — Die Erlöserin, 1895. — Vor dem Streik, 1896. Alle in Dresden. — Die Sicilianerin, Koras Liebe, Die Erlöserin, Vor dem Streik und Verwirktes Glück 1899 für die Bühne bei Felix Bloch Erben in Berlin. — Gesammelte Werke, Bd. IV, Berlin 1899. — — 4. Prosa. Liebeskämpfe, Novellen, Zürich 1888 2. Aufl. 1894 ebenda. — Gesammelte Werke, Bd. III, (7 Novellen) Berlin 1899.



Nebelphantasie.

Matt, von Dämmrung noch umwoben, schimmern rings die Rebenhügel.
Um die Burgruine jagen Reiter mit verhängtem Zügel,
Wild und hastig drängend alle, schattenhafte Luftgebilde,
Nebelsammler . . . nach der Tiefe drohen sie mit Speer und Schilde.
Aus des Rheines dunkeln Fluten tauchen blendend weiße Nacken,
Greifen zarte Weiberhände nach des Ufers Felsenzacken,
Schmiegen eng sich an die Klippen und ein sinnbetörend Klagen,
Aus Sirenenmunde tönend, steigt empor, vom Duft getragen.
Droben um die Trümmer starren dichter schon die Nebeldünste
Doch die eifrigsten der Reiter fesseln der Sirenen Künste . . .
Hastig gleiten sie zur Erde, lautlos führen sie die Rosse
Durch die Reben nach dem Ufer, samt dem düstern Nebeltrosse.
Tiefer stets und tiefer locken die Sirenen sie zu Thale
Und verschwinden, untertauchend, schalkhaft dann mit einem Male.
Suchend überm Strome aber irren jene auf und nieder,
Rastlos, bis der Sonne Strahlen flammend lösen ihre Glieder,
Bis die schaumgekrönten Wellen ihre Rosse kühn bezwingen,
Die verworr'nen Mähnen zausend, starken Arm's sie niederringen. —

Die sieben Jungfrau'n[1]).

Rheinmärchen.

Frühduft und Nebel fliegen,
Silberner Dampf wallt auf,
Und sieben Jungfrau'n wiegen
Sich froh im Wellenlauf.

Hell glitzernd rieselt's nieder,
Herab vom Sonnenball,
Auf ihre weißen Glieder
Wie gold'ner Tropfen Fall.

Doch bald beginnt's zu fluten
Gewaltig, goldesschwer;
Mit glüh'nden Strahlenruten
Geißelt's das Nebelmeer.

Wie flücht'ge graue Hunde
Zerstieben Dampf und Duft . . .
Und aus der Jungfrau'n Munde
Füllt Jubel rings die Luft.

Vergaßen ihre Sinne,
Daß Vater Rhein gedroht:
„Fröhnt ihr der Sonnenminne,
Ist euer Los der Tod! —"?

Im Sonnengolde baden
Sie kühn der Leiber Pracht . . .
Lichtlechzende Najaden,
Entfloh'n dem Bann der Nacht.

Sie achten nicht auf's Rollen
Im Felsenbett der Flut,
Nicht auf des Stromes Grollen . . .
Sie trinken Sonnenglut!

Sie schlürfen bis sie trunken
Vom golddurchträuften Licht,
Bis schwer sie hingesunken,
Verfallen dem Gericht. —

Da plötzlich stürmen schäumend
Die Wasser auf sie ein
Und, noch von Wonne träumend,
Erstarren sie zu Stein. —

Doch wenn's wie Gold hernieder
Rieselt vom Sonnenball,
Durchschauert ihre Glieder
Der gold'nen Tropfen Fall.

---

[1]) So heißen im Volksmunde jene einzelnen Felsen welche sich oberhalb der Loreley nur bei niedrigem Wasserstand über den Rheinspiegel erheben und der Schifffahrt sehr gefährlich sind.

Am Fuß der Wartburg.

Schimmernd auf der Wartburg stolzen Zinnen
Liegt das stille, dunkle Abendrot,
Wie auf unschuldsreinen Frauensinnen
Jenes keusche, seelenvolle Minnen,
Das aus tiefster Herzenstiefe loht.

Weiße Wölkchen schweben auf und nieder
Bei der Sylphe Kosen lind und lau.
Duft entsteigt dem blütenschweren Flieder
Mit dem Schmelz der Nachtigallenlieder,
Der empor sich schwingt zum Aetherblau.

Solch' ein Abend war es, solche Stunde,
Da dort oben Lied um Lied erklang. —
Da aus kühner Sänger kühnerm Munde,
Mit der Kunst in weihevollem Bunde,
Sich Begeistrung zu den Sternen schwang!

Kunst der Lieder, wirst du wiederkehren,
Neu entfalten deine Wunderkraft,
Wie vordem die Menschenherde lehren,
Hier als Himmelstochter dich zu ehren,
Die am Glück mit allen Sinnen schafft?! —

Hoch von oben eines Hornes Klänge . . .
Sieh, die nächt'gen Schatten fallen schnell!
Heißen Sehnens lodernde Gesänge
Singt die Nachtigall im Berggehänge
Und am maiengrünumsproßten Quell.

Karl der Große an der Aller.

Da der fromme Herr der Franken
That den Gott der Liebe kund —
Und der Sachsen Leiber sanken
Auf der Aller tiefsten Grund . . .
Hob am Stumpf der Irminsäule,
Der von Flammen noch umloht,
Ein gigantisch Weib die Keule
Drohend in das Abendrot:

„Freude, fahr' zur Grube nieder
Und vergiß das Auferstehn,
Bis der Sachsen Geister wieder
Hoheitsvoll durch's Leben gehn!
Bis die Liebe, die mit Morden
Durch der Sachsen Lande zieht,
An sich selbst zum Mörder worden
Und der Erde Zonen flieht! —"

Grau'n erfaßt ringsum die Recken.
Nur ihr Herrscher greift zum Schwert
Nieder die Gestalt zu strecken,

Die des Todes doppelt wert.
Zornentbrannt in tiefster Seele
Fährt er mit gewalt'ger Faust
Jähen Sprung's ihr an die Kehle;
Doch sie schwindet, sturmumbraust.

Licht — ein Nebelduftgebilde —
Unerreichbar steigt's empor . . .
Schwebend über dem Gefilde
Ruft's prophetisch ihm in's Ohr:
„Wieder werden einst die Sachsen
Um die Irminsäule stehn . . .
Und zur Sonne wird sie wachsen
In der Freude Frühlingswehn! —"

Kaiser Karl erschrickt im Herzen.
Seine Reckenschar erblaßt.
Priester zünden heil'ge Kerzen
Jener Liebe, die da — haßt. —
Flackernd spiegeln sich die Flammen
In der blutgetränkten Flur . . .
Krachend brach ein Bau zusammen . . .
Doch sein Grundstein heißt — Natur! —

Flammenzeichen.

Fahles Zwielicht . . . Glanzlos aufgegangen
Ueber'm Rand des Bergwalds, reifbehangen,
Ist der Mond mit wehmutsvollen Zügen,
Die der Erde Nacht ums Licht betrügen. —
Wie ein Wesen silberhaarumflattert,
Das in schwerem Kampf sein Ziel ergattert,
Taucht er ab und zu aus Wolkenwogen,
Die von fern im Sturm herbeigezogen.
Berge türmen sich und Schlünde klaffen,
Abgrundtiefe, die der Sturm geschaffen. —
Ungeheuer recken sich und streben
Aus der Bahn das Greisenhaupt zu heben. —
Plötzlich scheint's, als wollten Rast sie halten
Und verwandelt seh' ich die Gestalten . . .

Götter sind es, die gewaltet haben
Mit dem Frohsinn, den die Welt begraben. —
Götter . . . um die Wintersonnenwende
Heut' vergebens suchend jene Brände,
Die, auf Bergesgipfeln froh entzündet,
Neue Sonnenlust der Welt verkündet! —

Westwärts eilen, die da längst vertrieben. —
Einer ist im Osten nur geblieben . . .
Einer — der gewaltigste von allen,
Der im Wetter spielt mit Wolkenballen.
Der den Sturm regiert mit einem Finger,

Der ein riesenhafter Allbezwinger. —
Jählings seh' ich ihn heruntergreifen,
Aeste von den Eichenkronen streifen.
Eine Feuergarbe zuckt hernieder . . .
— Unwillkürlich schließen sich die Lider —
Da erschallt des Allbezwingers Lachen
Wie ein sturmzerriss'nes Wetterkrachen . . .
Und des Bergwalds reifbedeckte Eichen
Lodern auf . . . Ein Heer von Flammenzeichen! —
Flammenzeichen, daß die alten Götter
Triumphieren über alle Spötter! —
Flammenzeichen, die uns alle mahnen,
An den lichtgebor'nen Kult der Ahnen! —

Rheinnymphen-Tanz.

Still wallt der Mond mit keuschen Strahlen
Durch's muntre Wellenspiel der Flut,
Drin sich der Berge Gipfel malen,
Die ihres Bettes ew'ge Hut.

Da taucht's empor mit gold'nen Haaren,
Mit Schultern, Armen blendend weiß,
In ausgelass'ner Lust Gebaren
Bekränzt mit blüh'ndem Rebenreis.

Ein jauchzend Heer taufrischer Weiber
Entsteigt der Wogen kühlem Reich,
Die perlenübersäten Leiber
Im Tanze dreh'nd, bacchantengleich.

Ich seh' sie ob den Wassern schweben
Berührend kaum sie mit dem Fuß,
Und winkend leicht die Rechte heben
Als böten sie mir Gunst und Gruß.

Da naht vom Felsenhang der Lore
Lichttrunk'ner Elben Schar in Hast,
Die just vor ihrem Höhlenthore
Erquickte sich am Mondenglast.

Und ob den Wassern auf und nieder
Wogt bald die Lust bacchantisch toll,
Und heißer Liebe glüh'nde Lieder
Entströmen Herzen übervoll.

Das Echo in der Lore Klüften
Ruft sie zurück vielhundertfach.
Mit Heliotrop- und Rosendüften
Füllt sich die Nachtluft allgemach.

Und süßes, wonnetrunk'nes Lallen,
Des Glückes Stimme rein und klar,
Hör' ich gedämpft herüberschallen
Aus mancher sel'gen Tänzerschar . . .

So treiben's bis zum Morgengrauen
Die Elben mit den Weibern dort . . .
Dann plötzlich seh' ich Nebel brauen
An ihrer Lust mondlichtem Ort.

Rings um mich her im Grase liegen
Die Perlen ihrer Leiber all' . . .
Der junge Tag beginnt zu siegen
Und flammend steigt der Sonnenball.

Und tief in meiner Seele Tiefen
Erwachen Stimmen wunderrein . . .
Als ob die alten Götter riefen
Zurück mich in den heil'gen Hain. —

Erweckungsphantasie.

Starr, in Fesseln noch der Eisgiganten,
Harren Feld und Wald des Nekromanten,
Der zurück sie fordert von den Schatten,
Neuen Lebenstrieben sie zu gatten. —
Ahnungsfroh schon zittert's durch die Lüfte:
Oeffnen werden bald sich alle Grüfte —
Keimen wird's mit neuer Lust und sprießen
Hoffnungsfreudig Band um Band zu schließen. —

Da durchdröhnt ein Ruf des Waldes Hallen:
„Auf zum Kampf! . . . Entbiete die Vasallen!
Nicht vom Flecke weichen diese Horden,
Die ich längst zurückverwies gen Norden. —
Hör' mich, Wolken-, Sturm- und Regenzeuger,
Allgewalt'ger Riesennackenbeuger!
Höre mich und fahr' im Wetter nieder,
Daß sich lösen die erstarrten Glieder! —"

Durch das Reich der Sylphen geht ein Grollen
Wie verhalt'nes fernes Donnerrollen,
Und heran in sturmgepeitschtem Jagen,
Sausen schwarze Streit- und Wetterwagen.
Stahlgrau im Vorüberhasten blitzen
Ihrer Mannen Speer- und Lanzenspitzen.
Aus den Mähnen ihrer Rosse fluten
Regenströme, wie gepeitscht von Ruten . . .
Und das weite Firmament erzittert
Unterm Hufschlag, der das Blau zersplittert. —

Knirschend hat's vom Felde sich erhoben . . .
Schemen greifen nach den Wagen droben . . .
Riesenhände in der Räder Speichen . . .
Doch ein Wetterkrachen macht sie weichen. —
Duckend sich, entflieh'n sie den Gewalten,
Die gerüstet stehn zum Schädelspalten —
Und gen Norden rast's . . . Ein wildes Hetzen . . .

Von den Wetterwagen fliegt's in Fetzen . . .
Wirbelt's auf in Dämpfen . . . sprüht's in Funken . . .
Bis es fern am Horizont versunken. —

Süß durch Feld und Wald im Schattenfallen
Geht ein Lauten wie das heil'ge Lallen,
Das den Schlummerflor der ersten Wochen
Eines Kindes unbewußt durchbrochen . . .
Geht, erst leise noch und wie verstohlen,
Jenes seelenvolle Atemholen,
Das so lieblich sein Erwachen kündet
Und so wunderhold im Herzen zündet. —

Frühlingsvorbereitung.

Ein mythisches Spiel.

Noch bedeckt der Schnee die Berge
Und den dichten, finstern Tann;
Aber drinnen schirren Zwerge
Schon das weiße Hirschgespann
Froh dem Frühlingswagen an.

Chor der Zwerge:

Bis wir schmuck ihn ausstaffierten,
Seiner Räder Achsen schmierten,
Sind die Schnee- und Eisgiganten,
Samt den rauhen Reiftrabanten,
Von dem Sturmgott hoch und hehr
Längst vertrieben über's Meer! —

Der die Arbeit leitende Gnom:

Hier noch eine Pfirsichblüte,
Dort ein Veilchen noch an's Rad! —
Du, der ob dem Pfühl sich mühte,
Mit dem bunten Tulpenstaat,
Eil' und sieh, ob frei der Pfad! —

Chor der Zwerge:

Bis er seinen Gang vollbrachte,
Eifrig späh'nd sich nützlich machte,
Kommt die Göttin stolz in Mitten
Ihrer Elbenschar geschritten . . .
Und dann heißt's in toller Fahrt:
Blüten streu'n nach Frühlingsart! —

Der Gnom:

Jetzt ist alles bunt bebändert
Fix und fertig . . . Hollah . . . ho!
Räder, veilchenblau gerändert,
Und 'nen Kutschbock feuerloh,
Sah man sicher nirgendwo! —

Chor der Zwerge:

Nirgendwo war das zu schauen . . .
Und der Göttin mit den blauen

Augen und den gold'nen Löckchen,
Blüht ein Kranz von Maienglöckchen,
Den mit rosafarb'nem Band
Lieb' ihr und Verehrung wand! —

Der Gnom:

Horcht! . . . Dort drüben naht's in Eile.
Ist wohl gar ihr Vortrab schon!
Schnell an's Werk die letzte Feile!
Und vom sonn'gen Göttertron
Wird euch ew'ges Glück zum Lohn! —

Ein Hase
(im Nahen und Vorübereilen):

Immer Alles überhastet!
Noch drei Tage heißt's gerastet! . .
Abgespannt und abgetakelt! . . .
Heute wird noch nicht mirakelt! —"
Nun, was steht ihr so verdutzt?! —

Chor der Zwerge:

Ach! er war so schön geputzt —

Der Gnom:

Kehrt euch nicht an solch' Geflunker!
Seht nur, wie der Schelm entspringt!
's ist ja nur ein Hasenjunker!
Laßt ihn laufen drum und singt,
Daß der Wald von Lust erklingt! —

Chor der Zwerge:

Kam ein junger Gott gegangen
Einst mit sehnendem Verlangen,
Sich die Jungfrau zu erkiesen,
Die der stärkste aller Riesen
Lang gefangen hielt mit Macht
Tief in eisig kalter Nacht! —

Stark entrang er ihm die Holde,
Schmückte sie mit sonn'gem Golde,
Und aus Küssen und aus Kosen
Wuchsen Veilchen ihr und Rosen,
Wie der Erde noch zur Stund',
Thut sich froh der Lenz ihr kund! —

Und sie neigen sich und schlingen
Rund herum den Ringelreih'n . . .
Und sie rufen und sie singen
Jauchzend in den Wald hinein:
„Heut' noch kehrt der Frühling ein!"

Da — ein Rauschen in den Zweigen
Stolzer Tannen, die sich neigen,
Und, von Elben licht umgeben,
Halb im Schreiten, halb im Schweben,
Schaut die Göttin voller Lust
Auf das Werk von Blatt und Blust. —

Die Göttin:

Güt'ger Erdgeist, deinem Walten
Dank' ich viele frohe Stunden!
Und der Zwerge emsig Schalten
Machte oft mein Herz gesunden,
Wenn der Erde Winterweh
Drang empor aus Eis und Schnee!

Mehrere Zwerge
(sie stürmisch bekränzend):

Duft'ger Flieder soll dich schmücken!

Die übrigen Zwerge
(gleichfalls):

Laß den Kranz auf's Haupt dir drücken,
Der von Maienglöckchen weiß
Und azur von Ehrenpreis!

Der Gnom:

Hoch die Herrlichste von allen,
Die verjüngt der Erde Kraft,
Wenn der Sturm mit den Vasallen
Sie befreit aus langer Haft!

Hoch und aberhoch die Holde,
Die regiert in Ewigkeit
Mit der Sonne lauterm Golde,
Das dem Erdball sie geweiht!

Donnernd hallt's im Walde wieder.
Alles wirft sich huld'gend nieder,
Jauchzend, jubelnd: „Herrin! Hehre!
Schmück' die Welt von Meer zu Meere
Und in's Herz der Kreatur
Träufle Lust aus Wald und Flur!“

Der vom Gnom ausgesandte Späher
(zurückkehrend):

Hör', Erhab'ne, mich in Gnaden!
Gleich schon zu Beginn der Schlacht
Gab's ein Eisgigantenbaden
Aus der Wolken Wetterschacht,
Wie ich keins noch mitgemacht!

Triefend eilten sie von dannen . . .
Und verfolgt in wilder Hast
Von des Sturmgotts besten Mannen,
Und der Blitze grellem Glast.
Sonder Ruh' und sonder Rast,
Lud der Nordpol sie zu Gast! —

Frei drum meld' ich alle Wege,
Frei die Berge, frei das Thal,
Wie die schönsten Lustgehege,
Wenn der gold'ne Sonnenstrahl
Sucht die Rose, sein Gemahl! —

Die Göttin:
Laßt die Fahrt uns denn beginnen,
Die der Erde Glück verheißt,
Wie gewohnt mit frohen Sinnen
Und mit schaffensfreud'gem Geist!

Meine Macht sei euch gegeben,
Elben, Zwerge, allesamt!
Ruft hervor ein neues Leben,
Drin die Lust der Liebe flammt! —

Lachend springt sie in den Wagen.
Ihr Gefolge stürmt vorauf . . .
Und zu frischem, fröhl'gem Jagen
Nimmt das Hirschgespann den Lauf.

Heller Jubel grüßt die Lüfte,
Füllt mit Wonne Wald und Feld
Und durchdringt die Felsenklüfte
Tief bis in das Herz der Welt.



Maurice Reinhold von Stern.

Geboren 1860 zu Reval, lebt in St. Oswald bei Freistadt, Ober-Oesterreich.

Schriften. „Stimmen im Sturm". Dichtungen Zürich (Verlagsmagazin J. Schabelitz, jetzt Th. Schroeter) 1888. — „Excelsior", Neue Lieder, ebenda 1889. — „Hohenrauch", Gedichte, ebenda 1890. — „Ausgewählte Gedichte", Dresden, E. Piersons Verlag 1891. — „Nebensonnen", Neue Gedichte, ebenda 1892. — „Die Insel Ahasvers". Epische Dichtung, ebenda 1893. — „Mattgold", Neue Dichtungen, 3. Aufl. Zürich, Verlag des Lit. Bülletin der Schweiz (jetzt Verlag des Lit. Bülletin, A. von Stern, Leipzig. Zu beziehen durch die Kom.-Buchhandlung von Robert Hoffmann) 1893. — „Erster Frühling", Gedichte, Dresden, E. Pierson's Verlag 1894. — „Walter Wendrich", Roman, 1. Bd., Zürich, Verlag des Lit. Bulletin der Schweiz (jetzt Verlag des Lit. Bulletin A. von Stern, Leipzig. Zu beziehen durch die Kom.-Buchhandlung von Robert Hoffmann) 1895. — „Dagmar, Lesseps und andere Gedichte", Dresden, E. Pierson's Verlag 1896. — „Walter Wendrichs neue Lieder", Zürich, Verlag des Lit. Bülletin der Schweiz (jetzt Verlag des Lit. Bülletin A. von Stern, Leipzig. Zu beziehen durch die Kom.-Buchhandlung von Robert Hoffmann) 1897. — „Diomed", Schauspiel, ebenda 1899. — „Waldskizzen aus Oberösterreich", Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt 1901. — „Abendlicht", Neue Gedichte, ebenda 1901. — „Das Richtschwert von Tabor und andere Novellen", ebenda 1901. — „Blumen und Blitze", Neue Dichtungen, ebenda 1902. — „Typen und Gestalten moderner Belletristik und Philosophie", ebenda.



Wintertraum.

In Staub und Wolken treibt des Schneewinds Brausen.
Das Quellenschluchzen ruht erstickt im Schnee.
Des Tannenwaldes schwermutvolles Sausen
Gemahnt das Herz an Winternacht und -Weh.
Verstummt die Vögel. Schnee bedeckt die Fluren,

Die sommerlang in heiterm Grün geprangt.
Im Wald der Wirrwarr in des Wildes Spuren
Zeigt Leben an, das um die Quellen bangt.

Und doch! Und doch! Es kann mein Herz nicht irren.
Im Tannensausen grüßt mich schon ein Laut
Wie Speergeschüttel und wie Schwerterklirren,
Wie Frühlingssturm, der durch die Wälder thaut.
Spielt auch der Schneestaub in den starren Bäumen,
Wenn kalt der Nordwind durch die Wälder fährt,
Ich muß von einem Frühlingswunder träumen:
Von Brunhilds Brünne und von Siegfrieds Schwert . . .

Um Nacht zu scheuchen und um Not zu brechen,
Ward Nothung aus zerstücktem Erz geschweißt.
In Hammerschlägen mußte Siegfried sprechen,
Von glüh'nden Hasses Funkenschwarm umkreist.
Hei wie das Feuer bis zum Himmel lohte!
Der Ambos gab so wundersüßen Ton.
Im Wiederschein von blut'gem Morgenrote
Stand waffenschmiedend Deutschlands großer Sohn.

So hart und heiter! — Jubelndes Entzücken
Brach wie ein Bergstrom aus der Felsennacht.
Ein Schwerthieb, und der Ambos lag in Stücken. —
Nun Fafner, Drache, halte gute Wacht!
Das Frührot atmet durch des Waldes Säulen.
Der Vögel helles Morgenlied erschallt.
Ein Schwarm von flieh'nden, aufgestörten Eulen
Streicht angstvoll durch den purpurroten Wald.

Und Siegfried lauscht und starrt ins Morgenglimmen,
Die Hand am guten, schmiedewarmen Schwert.
Noch kennt er nicht den Sinn der Vogelstimmen,
Ein Mann nur, seiner blanken Waffen wert.
Nun weckt sein stolzer Jubelruf den Drachen.
Es blitzt sein Schwert, und Fafner liegt im Blut!
Ein helles, heil'ges, hartes Siegeslachen
Gellt dröhnend in die junge Sonnenglut.

Im Drachenblute muß sich Siegfried baden,
Um unverwundbar durch die Welt zu gehn.
Kein Lindenblatt soll seiner Schulter schaden
Und Hagen's Speer bei Siegfrieds Schwerte steh'n.
Die Vogelstimmen soll der Ring ihm künden,
Den er dem Drachen aus der Kralle schlug.
Das Schwert soll mit der Schönheit sich verbünden
Und mit der Weisheit hohem Adlerflug.

Und droht der Feinde haßerfülltes Sinnen,
Das lauernd in der Tage Dunkel ruht,
Und will die List geheime Netze spinnen,

So thut wohl auch die Tarrenkappe gut. —
Heil Wölsung, Heil! In Sturm und Schneestaub spüre
Ich schon dein Nah'n, das mir mein Herz erhellt.
Du gehst und weckst die schlummernde Walküre
Und bringst den ew'gen Frühling in die Welt!

Gassen und Sterne.

Der Wind schlief auf den Dächern ein.
Auf den Giebeln der Abendschein.
Schweigen auf allen Gassen.
Leise nur, wie in Traumes Bann,
Orgelt der blinde Leierman:
„Verlassen, verlassen" . . .

Ein Fenster glänzt im Abendlicht.
Hinter Blumen ein süß' Gesicht
Birgt sich und muß erblassen.
Leise flüstert ein Mädchenmund:
Läg' ich doch in der Erde Grund —
Verlassen, verlassen!

Den Thorweg geht ein Wandersmann,
Schaut sich die alten Giebel an
Und kann sein Leid nicht fassen.
Die Sterne senden so kühlen Strahl,
Und was du lieb hast, mußt du einmal
Verlassen, verlassen.

Himmelsbrunnen.

Wildrosen am Strand, Wildrosen wie Schnee.
Rings Traum nur und goldenes Lachen.
In Zauber versunken atmet der See,
Durch Binsen streicht zischelnd der Nachen.
Horch! Horch! Und da gluckert verstohl'ner Schall —
Hol über, du feiernder Ferge! —
Es schluchzt in den Schluchten der Wasserfall
Und der Blauduft spinnt um die Berge.

Schon spiegelt den Himmel ein sel'ger Wahn:
Tief blaut's unter gleitendem Kiele.
Es wiegt sich auf Wasserrosen mein Kahn
Und schaukelt als Wolkengespiele! — — —
Da! Täuscht mich ein Zauber? Der Nachen sinkt,
Wir fallen hinein in den Himmel!
Aus ew'gen Tiefen das Abendrot winkt
Und es tönt wie Glockengebimmel. — — —

Durch Wolken und Schlingkraut gleitet das Boot
Tief hinunter ins Bodenlose.
Ich greife hinein in das Abendrot
Und — pflück' eine Wasserrose.
O Himmelsbrunnen, du tiefblauer See,

Ich stürze in dich, zu erwachen
Dort unten im himmlischen Wonneweh,
Wo die ewigen Quellen lachen. — — —

Wildrosen am Strand, Wildrosen wie Schnee.
Rings Traum nur und goldenes Lachen.
In Zauber versunken atmet der See,
Durch Binsen streicht zischelnd der Nachen.
Ich hör', wie aus Fernen, des Ruderns Schall.
In Schweigen gebannt steht der Ferge . . .
Es schluchzt in den Schluchten der Wasserfall
Und der Blauduft spinnt um die Berge.

König Traum.

Ich weiß einen alten Opferstein
Mitten in der Heide.
Da schmilzt so goldig der Abendschein.
Weit aus der Ferne klingen hinein
Hundegebell und Gejaide.

Lilablühendes Heidekraut.
Honigsüßes Summen.
Im Dämmern dann, wenn der Stein ergraut
Und der Mond über die Tannen schaut,
Ein liebliches Verstummen.

Leise, ganz leise — man sieht es kaum —
Schwankt die Tannenkrone.
Der Vogel duckt sich in seinen Flaum.
Im Mondduft aber sitzt König Traum
Auf seinem steinernen Throne.

Er trägt einen Schleier, spinnwebfein,
Auf dem Goldgewande.
Der zittert von Tau und von Sternenschein
Und hüllt die Heide in Silber ein
Und schwebt weit über die Lande.

Triumphzug der Nacht.

Ein müder Zugstier schreitet schwer und sacht,
Vom Flimmerglanz des Mondenlichts umlacht.

Sein warmer Odem haucht durch reifes Korn,
In Rosenketten prangt das Riesenhorn.

Er schreitet still durch Duft und Blütenthau,
Und wo er rastet, lächelt stumm die Au.

Zu seinen Häupten strahlt ein blauer Stern,
Zum Greifen nahe, und doch nebelfern.

So rollt in Ruhe, müde, schwer und sacht,
Im Traum dahin das Goldgespann der Nacht.

Im Nebelkleide thront die Königin,
Und über Blüten rauscht ihr Schleier hin.

Odins Preis.

Ich grüß' den Gott, der aus sich selbst ergossen
Die Welt mit Menschen, Luft und Meer und Land,
Im Lichte watend und von Licht umflossen,
Und Sturm und Donner wägend in der Hand!
Für einen Tieftrunk aus dem Weisheitsbronnen
Gab er einst her das halbe Augenlicht,
Im Einaug' aber lodern alle Sonnen
Und braust der Sturmwind, der die Bäume bricht.

Er schreitet durch die Welt auf Windesschwingen,
Umkreist von seinem treuen Rabenpaar:
Erinn'rung und Gedanke, die ihm bringen
Gewisse Kunde, was da ist und war.
Sein Goldhelm funkelt; dunkler Flügelschatten
Geht gleitend mit ihm seinen Weg durchs All,
Durch Wolken, die sich drohend um ihn gatten.
Sein Blick ist Blitz, sein Atem Donnerhall.

Als müder Wandrer kam er einst gegangen
Und bat um Obdach. Niemand nahm ihn auf.
Nun kommt er in des goldnen Panzers Prangen
Und n i m m t sein Teil in zorn'gem Siegeslauf!
Er schwingt den Speer mit göttlicher Geberde
Und ruft mit Lachen in der Feinde Schar:
„Raum für den deutschen Geist auf dieser Erde,
Platz Schwingenspanne für den deutschen Aar!

Walvater bin ich, noch zu meinen Füßen
Die beiden Wölfe halten lechzend Wacht.
Aus Walhalls Höhen sei ein frohes Grüßen
Von euren toten Helden euch gebracht!
Der einst die Longobarden über Leichen
Dahingeführt auf heller Siegesspur,
Erstand euch wieder in den blut'gen Zeichen
Von Gravelotte, Sedan und Marslatour.

Er lebt in eurer Waffen hellem Klirren,
Im frohen Lachen und im blut'gen Spott,
Im Runenzauber und im Liedergirren —
Er lebt, er lebt, der alte deutsche Gott!" —
Hell klingt der Donnerruf von Meer zu Meere,
Der Helmzier Schatten gleitet übers Land.
Und wie das Klirren vieler tausend Speere
Verhallt es drohend an des Ostens Strand.

Fingalshöhle.

Es klingt das Meer an purpurnen Basalten:
Ein greiser Harfner, der die Saiten regt
Und schillernd seines Mantels grüne Falten
Im Schaum der Brandung um die Felsen schlägt.

Das Steinregister seiner Riesen-Leier
Durchbraust die Flut mit ewigem Gesang
Und wirft das Taugold ihrer Perlenschleier
An Staffa's Säulen mit gedämpftem Klang.

Ein Zittern geht durch die erwachten, stummen.
Im Abendrote wälzt sich goldner Schaum.
Da fangen die Basalte an zu summen,
Und Ossians Geist erwacht aus seinem Traum.
Die grünen Wogen branden wie in Wonnen
Am warmen Purpur des Gesteins empor,
Zerstäuben sich in tausend farb'ge Sonnen
Und schweben in der Abendsonne Flor.

Bevor die letzte der erschlafften Garben
Ihr Meeresgrün in goldnen Staub zerschlug,
Zersprüht in neuen Regenbogenfarben
Die nächste schon die Perlen, die sie trug.
Im Takte wirft das Meer die grüne Welle
Im Wechselspiel an's klingende Gestein
Und fängt der ew'gen Brandung goldne Bälle
Im Klange seines Perlenbeckens ein.

Ein süßes Singen schwebt von den Basalten.
Melodisch tönt der Grotte Tropfenfall.
Ein Purpurschleier spinnt um alle Spalten
Und Zauberfarben stäubt der Wogenschwall.
Im Tropfenspiel und in den Meeresklängen,
Im Purpur und im tönenden Basalt,
Besingt ein Geist in ewigen Gesängen
Die Schönheit, die wie Orgellaut verhallt.



Philo vom Walde.

Geboren 1858 in Kreuzendorf, lebt in Neisse, Oberschlesien.

Schriften: Aus der Heemde. Humoresken, Skizzen und Gedichte in schlesischer Mundart. Berlin, A. Senff, 1882. — Schlesien in Sage und Brauch. Berlin, A. Senff, 1883. — A schläsches Bilderbüchel. Humoresken, Skizzen und Gedichte in schlesischer Mundart. Neisse, F. Huch, 1884. — A Singvägerle. Lieder und Gedichte in schlesischer Mundart. Großenhain i. S. und Leipzig, Baumert & Ronge. — Vagantenlieder. Hochdeutsche Lieder und Gedichte. Großenhain i. S. und Leipzig, Baumert & Ronge. — Die Dorfhexe. Schlesische Bauern-Komödie. Großenhain i. S. und Leipzig, Baumert & Ronge. — Leutenot. Schlesisches Epos. Großenhain i. S. und Leipzig, Baumert & Ronge. — Der gemütliche Schläsinger. Kalender, 21. Jahrg. Heege & Güntzel, Schweidnitz i. Schles.



Waldmärla.

Eim Feensweibelwalde, eim Bärghäusel drin
Durt wuhnt Förschters Liesel as Waldkienigin.
Kaum daß se frühmurgens de Oogen ufmacht,

Do sein o de Blümmel schunt hurtig derwacht.
De Vägel die stimmen an Ständerle ahn,
De Eechkatzel tanzen am moosigen Plan —
Und stellt se gar endlich a Fuß vur de Thür,
Do ibs wie bezeebert is ganze Revier.

De Sunnmutter lacht aus 'm himmelschen Haus
Und flastert mit Gulde de Wäge zentaus.
Der Sausewind meldt sich as Diener eim Nu
Und fächelt mit Blätern i'r Kühlnige zu.
De Bächel und Bürnel ziehn hinger i'r drein
Und laden zum Kaschern und Trinken se ein.
Und setzt se sich under an Tannzappenboom,
Do rührt sich kee Aestel zengsrüm wie eim Troom.

Ich lur hingerm Felsen stuckstill wie a Fux,
Uem daß ich se gleiwel a brinkel belur.
Se streicht sich a Löckel gefirr aus der Stirn,
Se jat sich de Fliegen, die laut üm se schwirrn;
Se lüft sich is Leibel und seufzt amol schwer:
„Ach, kimmt a dennt heute keen Oogenblick här?"
Se zupft itz a Farrnkraut und murmelt fur sich:
„A liebt mich, liebt mich nich, liebt mich, liebt mich nich . . ."

Do schrei ich an Jurer helllaut ei-n-a Wald,
Daß's Echo durch Thäler und Abgründe schallt.
Ich flieg zu-n-i'r nüber und still ihren Harm
Und schliß as Prinzeßen se fest ei-n-a Arm.
Ock was üns zwee Beede angängstigt und quält:
Der Guckuck hoot heemlich de Guschel gezählt.
Nu sitzt a eim Wippel und lacht und turbiert —
Na, weeß mas dennt, was där eim Schilde itz führt?

Johannesnacht[1]).

Nu stiehn se an Oogenblief — — —'

Nu stiehn se an Oogenblief vur däm Feuer
Und schmeißen su ihre Gedanken nein.
Doas ludert und prisselt su ungeheuer,
Als thät's a lebendiger Trache sein.
Der Rooch steigt zum Himmel halt grad wie beim Abel.
Wie alle Gesichter itz rut derglühn!
Doas Lachen und Palbern — natrell wie zu Babel!
Wer kinnt do sei eegnes Wurt verstiehn?
Der Grußknecht thutt'n de Leritten läsen
Und zündt sich as Irschter de Fackel ahn.
Glei tunken sich alle de stumpen Bäsen
Eis Feuer und kinnen sich kaum vertran.
Juchhe, juchhe! Itz brien se!
Mim Feuerschein ziehn se
Ueber Felder und Reene
Anander funträr und ei de Käne.

———

[1]) Probe aus Lentenot.

Sie rullern und kullern
Und trullern und bullern
Durch Gras und durch Klie
Und schmeißen de Brände huch ei de Hieh!
Se juren und schwenken und tanzen und schlan,
Als wär gle Jedweder a Feuerman . . . .
Der Schulzen-Kurt ock — Was ihs do geschähn?
Där hoot's uf de Trudel hint abgesähn.
Die schürt halt is Feuer zum Zeitvertreibe —
A gieht'r und gieht'r partuh nich vum Leibe.
Do bändelt die ahn su mit Bäsen-Franzen.
Där schleudert 'm Kurt an Kluß uf a Ranzen . .
Nu sein alle Bäsen ausgebrannt.
So han ock de Sturzeln no ei der Hand.
Die schmeißen se vullt eis Sunnawendfeuer —
Do luscht doas uf wie 'ne brienige Scheuer . . .
„J'r Leute — — 's ihs heut de Sunnawende!"
Schreit Bäsen-Franz. „Do weih bersche ein.
De Weibsbilder gan 'm Mannsvulk de Hände — —
Nu zieh ber üms Feuer an Ringelreihn.
Ber singen itz alle, derweils no briet,
Doas ale bekannte Sunnawendlied:

Sunnawend, Sunnawend —
Sterndel stiehn am Firmament.
Tags hoot jeder sihr zu kräbsen,
Abends wull ber halt ang täbsen
Und mit Tanz und Ringelreihn
Juchzen üm a Feuerschein.
Horacht, horacht —
Hint ihs de Juhannesnacht.

Sunnawend, Sunnawend —
Mädel, seid a wing attent!
Hullt de Bäsen aus 'm Stübel
Trat se uf a Hexenhübel;
Spickt se durt mit Pech und Kien,
Daß se hell wie Fluder brien.
Horacht, horacht —
Hint ihs de Juhannesnacht.

Sunnawend, Sunnawend —
Uh, wie itz doas Feuer brennt!
Bäsenstümpe schmeißt zusammen —
Gelt, doas gitt gehelle Flammen!
Immer neue ufs Tapet,
Daß se leuchten weit und breet!
Horacht, horacht —
Hint ihs de Juhannesnacht.



Ernst Wachler.

Geboren 1871 in Breslau, lebt in Weimar.

Schriften: Unter den Buchen von Saßnitz, Lustspiel. — Schlesische Brautfahrt, Schauspiel. — Rhein-Dämmerungen. Gespräche auf dem Lande. — Walpurgis. Ein Festspiel zur Frühlingsfeier.

Wie die deutschen Theater die Kunst fördern. — Die Läuterung deutscher Dichtkunst im Volksgeiste. — Ueber Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze.



Mailieder.

Märchenkind vom tiefen Wald,
Bist ans Licht gekommen?
Hast ein Veilchen Aufenthalt
In der Welt genommen? —

Will zum Preis dir einen Kranz
Duftiger Lieder winden,
Holder als bei Spiel und Tanz
Dich mir zu verbinden.

I.

Juchhei, juchhei,
Willkommen, schöner Mai!
Schon braust die Flur im Frühlingswind;
Naht deine Sonne? Komm geschwind
Und trockne Blüte, Blatt und Gras
Vom frischen Naß.
Sieh, wie dir reich und lieblich lacht
Duftiger Gärten grüne Pracht!
Der Faulbaum prangt in Schnee, der Flieder
Senkt bald die schweren Zweige nieder.
Dir rief der helle Finkenschlag:
Wo der Herr Mai nur bleiben mag!
Dir schlug mit ungestümen Schlägen
Mein jugendheißes Herz entgegen:
Juchhei, juchhei!
Was bringst du mir, du wunderholder Mai?

II.

Vöglein, sing nicht; Blume, blüh nicht; geht mir all mit eurer Frühlingspracht!
Eine beff're Herzensfreude ist mir kommen über Nacht.

Niemand ahnt es, niemand spürt es, als ich ging auf leisen, leichten Sohlen,
Mir ein Maienkind, ein rosiges, aus dem grünen Park zu holen.

Traute Liederweisen klangen durch den tiefen, kühlen Abend hin,
Drüben sprudelte ein Wasser: wem ich da begegnet bin?

Vöglein, sing nicht; Blume, blüh nicht; geht mir all mit eurer Frühlingspracht!
Denn ein wunderlieblich Mädchen fand ich, fand ich über Nacht!

III.

Waldelfe, liebst du mich?
Ihr klaren, himmelblauen Augen,
Gebt Antwort! Spricht dies halbversteckte Lächeln?
Weil wieder Frühlingslüfte uns umfächeln,
Baum und Gesträuch sich schwellend Leben saugen, —
Ob dir ins Herz wohl meine Frage schlich:
Waldelfe, liebst du mich?

IV.

Was bargst du scheu dein Köpfchen, du lieber Bösewicht?
Ich ging vorbei, da thatst du, als säheſt du mich nicht.
Meinst denn, ich sei solch argem verschämten Lächeln blind
Und dächt nicht mehr an Liebe, an dich, du herziges Kind?

O wüßt ich die Gedanken, die dir durch's Köpfchen gehn!
O wüßt ich, ob zwei Augen den stummen Gruß verstehn!
Es haucht der Frühlingsabend die süßen Düfte her:
O Frühling, lieber Frühling, was machst mein Herz du schwer?

V.

Wie still der Maienabend;
Kaum tönt vom grünen Hag
Empor zur Fensterrunde
Der holde Amselschlag.

Kaum trifft das leise Surren
Der Mücke noch mein Ohr;
Indes sich längst im Dämmer
Der heitre Tag verlor.

VI.

Seh ich im jungen Buchengrün
Waldelfchen wieder?
Scheu senkt sie — ist mein Blick zu kühn? —
Die Augenlider.
Doch Glut im süßen Angesicht
Zu mir mit tausend Zungen spricht.

VII.

Ich weiß, wer schnell ist wie der Wind,
Anmutig gleich dem scheuen Reh,
Weiß, wer geheim mir hold gesinnt,
Duftig und zart wie Blütenschnee:
Kannst, Sonntagskind, im Waldesrauschen
Die Maienkönigin belauschen.

Sonntagskind.

Hast du einmal die Elfen beim Spiel belauscht? In warmer Frühlingsmondnacht, an Busch und Hügel, überm Wiesennebel, wenn

sie den Reigen schlingen und ihre feine Musik ertönt? — Wem sie hold sind, den beschenken sie reich und stehen ihm bei: Sonntagskinder heißen die bei den Menschen.

Was scheidet die Sonntagskinder von den übrigen Menschen? — Daß ein lichtes Seelchen in ihnen wohnt, voll Unschuld und Daseinsfreude: das strebt sehnsüchtig stets zum himmlischen Licht empor. In den andern aber wohnen die dunkeln Seelchen: die machen das Herz schwer und streben zur Tiefe.

Laß dich nicht, liebes Sonntagskind, von der Schmähsucht der Menschen herabziehn, von ihrer Schlechtigkeit niederdrücken! Und bist du einmal in einen häßlichen Sumpf geraten, wo ringsum kein Ausweg, nur Dickicht und Gestrüpp: wie darfst du verzweifeln? — Dann breitet das lichte Seelchen, gleich einem glänzenden Schmetterling, seine Flügel aus und fliegt, hoch über Dorn und Dickicht, der ewigen Sonne zu.

Johannisnacht.

Wie still die Nacht! Johannisnacht!
Was glimmt im Dunkeln hier? Hab Acht!
Nach Tages Glut um Baum und Strauch
Weht leis ein linder kühler Hauch.
Nun tauch, in holder Nacht allein,
Tauch in der Erde Wunder ein!

Wie still die Nacht! Johannisnacht!
Was funkelt grün dort wie Smaragd?
Was schwimmt in zauberhaftem Schein,
Irrlichtern gleichend, durch den Hain?
Durch Busch und Wipfel hoch im Flug,
Ein traumhaft feiner Geisterzug?

Wie still die Nacht! Johannisnacht!
Dein Aug' erschließ der Märchenpracht!
Sieh nur, was naht und flüstert leis,
Umschlingt mit Armen dich schneeweiß?
„Heil dir, den Elfen einst geküßt:
Den Seligen du verfallen bist!"

Herbstträumerei.

Chopin, Largo aus C-moll (Préludes, op. 28, Nr. 20).

Auf kleinem Schemel dir zu Füßen, Prinzeßchen, wie süß träumt sich's im stillen Gemach! Wenn draußen die Nacht einbricht und die Kälte schauert, fällt deiner Lampe roter Schein doppelt traulich auf Polster und Teppich. Ich will zu dir aufsehn, Prinzeßchen, will deinen leisen Worten lauschen. Vertraust du dich mir, holdes Kind, wie ich dir gern vertraute? Daß kein Geheimnis mehr wie ein düstrer Schatten zwischen uns steht? — Mir spricht deine Stimme, dein Auge oft schmerzlich und wehmütig, wie bewegt vom Nachhall tiefen Leides; mein Liebling, was scheust du dich vor dem Freund?

Still ist die Nacht, still ein ruhelos Herz. Daß es sich ganz an dich verlöre! Sich ganz dein eigen wüßte! Du nahmst es doch längst

in Besitz, Prinzeßchen, und giebst es nicht frei: o selige Gefangenschaft! —

Hold klingt dein Spiel; laß mich hier ruhen und seinen Zauber fühlen. Welch tief ergreifende Töne! Bekennt sich deine Seele zu dieser schwermütigen Musik? Die Augen schließ ich: so zieht Bild auf Bild an mir vorbei, erst hell und heiter, dann düster und unheilvoll; ich öffne sie, und das lieblichste Märchen umfängt mich. Kein Traum, kein Gesicht der Dämmerung, aus Gram und Sehnsucht geboren; nein, schmeichelnde Wirklichkeit! Der Hauch der Luft, die sie atmet, die Blumen an ihrem Fenster, ihr Fühlen und Denken — dir nah und vertraut! Was du dein nennst, ihr eigen! Jenes Bild, jene Pflanze — kennst du sie nicht mehr? Es sind dieselben, die du einst dem Kinde geschenkt. So hat sie dein niemals vergessen?

— Wie thöricht, sein Herz an ein sterblich Geschöpf zu hängen. Und welches Glück doch in solcher Thorheit! Sieh, dich hält ja kein Bettler und keine Dirne; bei einem Königskind bist du zu Gast, weiß es auch selbst nicht, wie reich es ist.

Hätt ich die Macht, ich wölbte den leuchtenden Himmel über dir, Prinzeßchen, daß die Sterne dein goldenes Haar berührten und kniete nieder und spräche: Sei mir immerdar hold, du Süße, Selige! Wenn dein Auge freundlich meinem Lebenswege strahlte, — wie vergäß ich mich? Vergäße meiner sonnigen Heimat? Wohl lacht des Lebens Frühling nur einmal dem Armen, doch Sonntagskindern glüht ewiges Jugendfeuer im Herzen.

Aus dem Lustspiel: Unter den Buchen von Saßnitz.

Felsvorsprung am Meeresufer.

(Edelkatt. Kunz Fiedelbogen aus dem Gebüsch.)

Kunz.

Pst, pst!

Edelkatt.

Wer ruft?

Kunz.

Ich bin's!

Edelkatt.

Kommst du endlich, Kunz!

Kunz.

Alle Henker, konnt ich euch eher allein finden? Ich schleich schon eine hübsche Weile hier im Gebüsch herum!

Edelkatt.

Kunz, du lieber alter Kerl, ich hab einen Auftrag für dich, einen höchst wichtigen Auftrag.

Kunz.

Den laßt nur hören.

Edelkatt.

Kunz, nein; erst muß ich dir was sagen, was mir das Herz preßt. Hör, Kunz, aber lach nicht, du verdrehter Kauz: Kunz, ich bin krank, bin verliebt; nenn's, wie du willst.

Kunz.

Verliebt —! Ach, Jesus! Verliebt! Bester junger Herr, das

wievielste Mädchen ist es? Wollt ihr mich etwa zu den andern schicken, daß ich tröste? Da brauch ich sicher ein Jahr, eh ich herum bin.

Edelkatt.

Kunz! Mach mich nicht toll! Was sind die andern gegen sie? Puppen, steif und langweilig, gefallsüchtig oder ungezogen, ohne Feuer, ohne Liebreiz, ohne Seele!

Kunz.

Nichts, gar nichts! Versucht sich! Hohle, armselige Bälge!

Edelkatt.

Kunz! Der Teufel soll dich holen! — Sie ist ein herziges Kind!

Kunz.

Wer ist's denn?

Edelkatt.

Eines Obersten Tochter. Ich weiß noch nichts weiter.

Kunz.

Und wohnt?

Edelkatt.

Das sollst du eben herausbringen. Höre Kunz: ich will sie dir beschreiben und du mußt sie mir auskundschaften.

Kunz.

Eine verwetterte Arbeit!

Edelkatt.

Wozu bist du ein halber Zigeuner? Wenn ihr Musikanten durch's Dorf zieht und spielt und umfragt, werdet ihr's schon ausspüren. Gieb deinen Gefährten ein paar Groschen von mir, hörst du? Hier hast du was. Nun paß auf.

Kunz.

Nur zu, Herr.

Edelkatt.

Sie ist nicht eben groß; schlank und anmutig von Gestalt. Das Antlitz hat eine prächtige Farbe; die Gesundheit lacht ihr recht aus den Augen. Das Haar blond, hellblond; zum Zopf geflochten.

Kunz.

Wie war das Aeußere? Hut und Kleidung? Darauf ist viel zu geben!

Edelkatt.

Der Hut? Ein dunkler Strohhut, wenn mir recht ist, mit Band und weißen Tausendschönchen. Sie trug eine leichte Bluse, rötlich-weiß, und das bräunliche Kleid ließ die zierlichen Knöchel frei. Ist das genug?

Kunz.

Hm, hm! Das werd ich mir merken. Beim heiligen Niklas, ich will's ausspüren!

Edelkatt.

Thu's und dann bring mir geschwinde Nachricht.

Kunz.

Soll ich gleich fort?

Edelkatt.

Wart noch. Weißt du was, Kunz? Wir wollen ihr ein Ständchen bringen!

Kunz.

Jemine, wir haben sie ja noch gar nicht!

Edelkatt.

Wir werden sie schon ausfindig machen! Wie soll ich ihr meine Liebe erklären, wenn ich sie nicht sprechen kann?

Kunz.

Durch Musik, Herr; freilich! Auf meine schwarzhaarigen Kerls rechnet und auf meine alte Geige! Wozu hieß ich Kunz Fiedelbogen! Zwar, die Abende sind höllisch kühl hier zu Land, es läuft einem ordentlich eine Gänsehaut über den Rücken; da lob ich mir mein Böhmen!

Edelkatt.

Deine Heimat hat kein Meer und kein Mädchen wie dies.

Kunz.

Wer weiß! — Aber woll'n wir zur Nacht das Konzert geben?

Edelkatt.

Die Dämmerung muß vorbei sein.

Kunz.

Wenn wir nur Zutritt finden!

Edelkatt.

Zutritt? Geht ihr Fenster nach einer Dorfgasse hinaus, so nehmen wir Straßenrecht in Anspruch; wohnt sie in einem Garten, gut, so klettern wir über den Zaun. Und sollt etwa der Feldgendarm —

Kunz.

Keine Sorge! Der lahmt auf einem Bein! Eh der heranhumpelt, sind wir längst davon!

Edelkatt.

Desto besser. Such mir ein paar reizende Stücklein heraus, ja, Kunz? Und sprich mit deinen Gefährten! Daß sie mir alles ans Werk setzen! Es soll ihr Schade nicht sein.

Kunz.

O wir sind gar nicht zaghaft, Herr; wir wissen schon, unsern Beutel zu spicken! Beim heiligen Nicklas, ist das Fräulein so heißer Liebe wert, topp, sie verdient, euer Bräutchen zu werden!

Edelkatt.

Beim Himmel, das soll sie auch!

Kunz.

Nun, dann will ich auf eurer Hochzeit aufspielen, daß dem Pfarrer das Herz im Leibe wackelt; bei der Kindtaufe will ich mir einen rechten Rausch trinken, und wenns Büblein heranwächst, will ich ihm Unterricht geben im Fiedeln, daß es eine Lust ist!

Edelkatt.

Geh mir, du Allerweltskerl! Was sind das für lose Reden?

Kunz.

Herr, wofür bin ich ein ehrsamer Fiedelmusikant? Aus dir wird doch nichts, pflegte meine selige Großmutter zu sagen; es war eine gute Frau, aber —

Edelkatt.

Himmeldonnerwetter, Kunz! Mach dich auf die Strümpfe; eh der Tag vorbei, muß ich deine Botschaft haben!

Kunz.

Adjes, lieber junger Herr! (Ab.)

Edelkatt.

Lauf, Kunz, lauf! O, daß ich die Gedanken als Boten meiner Liebe senden könnte!

Wald und Gartenanlagen unterm Fahrnberg.
(Links im Hintergrund ein Landhaus.)

Kunz Fiedelbogen
(tritt auf).

Lauf der Teufel hier herum und stöber hübsche Mädel auf! Ich hab's satt. Wenn mir nicht der Zufall eine ins Garn verstrickt: meine Spatzenweisheit ist am Ende. Indes, beim heiligen Nicklas! Ich will mich doch noch hier unweit des Gasthofs ein wenig umtreiben; man bekommt leicht allerhand zu Ohren. Holla, was sind das für Herrschaften?

(Er verbirgt sich. Cavadrutt, Zumbusch, Thomstorff, Hartung, Feldmann, Hollefaul, Tine, Agnes treten auf.)

Die Sommergäste wollen beim Fischerfest ein lebendes Bild stellen, in dem der Tochter von Torganys eine Rolle zugedacht ist.

Kunz (allein).

So viel steht fest, bei St. Nicklas, daß hier von einem jungen Fräulein die Rede war: reizend soll sie sein und einen Griesgram von Vater haben. Wer das wohl sein mag? Alle Henker, wenn ich hier auf der richtigen Spur wäre! — Halt, halt; was ist das da im Garten für ein blitzsaubres blondes Ding mitten unter den spielenden Kindern? In schwarzem Strohhut und heller Bluse? Potz tausend, die Beschreibung paßt aufs Haar! Ich habe sie, ich habe sie!

(Der Pfarrer tritt auf.)

Ob sie wohl in dem verwitterten Gemäuer dort zu Haus ist? Wetter, ich will den Alten auspochen, der da auf die Thür zugeht. — Ach lieber Herr, ihr könnt mir gewiß sagen, ob hier in dem Landhaus ein Herr Oberst wohnt?

Pfarrer.

Das kann ich euch ganz genau sagen, mein lieber Mann, hier wohnt der Herr Oberst von Torgany.

Kunz.

Allein?

Pfarrer.

Ziemlich allein, das heißt, sozusagen, mit seiner Tochter.

Kunz.

Dank euch sehr, lieber Herr.

Pfarrer.

Braucht keinen Kratzfuß zu machen, mein lieber Mann. Ehrliche Auskunft ist umsonst unter biedern Christenmenschen. (Geht ins Haus.)

Kunz.

Du biedrer Christenmensch, wie wohl bekommt mit Gottlosem

deine Einfalt! — Denn, laß sehen: das Landhaus ist schmal; da gehn alle Fenster nach dem Garten oder dem Walde. Welch ein herrlicher Platz das für unser Ständchen ist! Herrjeh! Was thu ich nun? Ich lauf hurtig zum jungen Herrn, er soll einen artigen Bescheid kriegen; und dann will ich meine schwarzen Kerls aufschwenzen. Juchhe!

(Ab. Abenddämmerung. Agnes und Gitta treten im Gespräch auf.)

Agnes.

Gute Nacht und träume süß!

Gitta.

Dank, gute Nacht!

Gitta geht in das Landhaus, Agnes ab. Nach einer Weile kommt Edelkatt mit Kunz und den Musikanten.

Edelkatt.

Du trafst sie mit den Kindern spielend an,
Sagst du?

Kunz.

Sagt ich dreimal.

Edelkatt.

Das herzige Mädchen!
Wie gerne hätt ich sie dabei belauscht!
O Lahmheit, mich nicht schneller herzurufen!
Ist dies das Haus?

Kunz.

Dies ist's, Herr.

Edelkatt.

Stockpechfinster
Die Fenster all. Doch schau, ein Licht blitzt auf!
Ob ihr Gemach es ist?

Kunz.

Der Schein kommt näher;
Seht die Gestalt, die jetzt ins Fenster tritt!

Edelkatt.

Still! Keinen Laut! Sie würde nur erschrecken,
Rief ich, ihr fremd, empor hier aus dem Dunkel.
O holde Züge dieses Angesichts!
Die nächtige Kühle atme lang noch, Mädchen! —
Schließt sich der Vorhang schon? Mißgünstige Stunde!
Sie geht zur Ruh. Nun stimmt, ihr Musikanten,
Ein zartes Lied mir an, als späten Gruß,
Eh sie entschlummert.

(Die Musikanten stimmen ihre Instrumente.)

Kunz.

Zum Henker, welch greulich Quitschen! G, d, a, e! Habt ihr die reine Stimmung, Kerls?

Die Musikanten.

Jawohl.

Kunz.

So kratzt mir die Läufe nicht! Säuselt lieber, ihr Galgenstricke!

Edelkatt.

Das Licht erlischt.

Kunz
(setzt seine Geige an).

Fangt an und hört auf mich.

Gesang und Spiel.

Edelkatt.

Herzliebchen, gute Nacht!
Meerleuchten sahst du, gingst am Strand
Nachtwind umflog die Felsenwand;
Er hat dich still und müd gemacht,
Nun Mädchen, gute Nacht.

Kunz.

Der Vorhang bewegt sich!

Edelkatt.

Huscht nicht jemand droben vorbei?

Kunz.

Vielleicht lockt sie unser Spiel ans Fenster!

Edelkatt.

Schlaf wohl, du wildes Kind!
Wie rot der Mond vom Himmel strahlt
Und Schatten wirft und Märchen malt:
Er quält dich nicht, du träumst nur lind,
Schlaf wohl, du wildes —

(Ein Fenster des Erdgeschosses wird aufgerissen; der Pfarrer, eine Zipfelmütze auf dem Kopf, in Tücher gehüllt, sieht wütend heraus.)

Pfarrer.

Schwerenot!

Edelkatt.

Die Stimme kenn ich. Wer ist das? So wahr ich lebe: mein Pfarrer!

Pfarrer.

Was ist das für ein verfluchtes Gefiedel da unten!

Edelkatt.

St! nur ruhig! — Tritt der mir stets in den Weg, wenn ich zu ihr will?

Pfarrer.

Ruhig? Ich werd euch was! Einen ehrsamen Christenmenschen aus dem ersten Schlafe zu stören! Werdet ihr gleich aufhören!

Kunz.

Wir denken nicht dran!

Pfarrer.

So? Das woll'n wir doch sehn! Scheert euch fort, Lümmel!

Kunz.

Wir sind keine Lümmel!

Pfarrer.

Wer bist du denn, du piepsender Grünschnabel? He? Soll ich dir aufs Dach steigen?

Kunz.

Seht ihr nicht, ihr grober Klotz, daß wir ein Ständchen bringen?

Pfarrer.

Ein Ständchen? Daß euch die heisere Pest in die Kehle führe! Hier Buhllieder zu plärren, unter den Ohren eines gottseligen Pfarrers! Ihr Lumpenpack, wart! Euch werd ich heimleuchten!

Kunz.

Kommt nur herunter, wir reißen euch schon nicht aus!

Pfarrer.

Christian, Christian! Wo steckt der vermaledeite Hausknecht? Christian, verschlafne Ratze, wach auf!

Kunz.

Werdet ihr nicht solchen Lärm machen? Wollt ihr alle Nachbarn aus dem Schlafe schrein?

Pfarrer.

Christian! Esel! Wach auf!

Edelkatt.

Fiedelt, fiedelt, ihr Leute! Man soll ihn nicht hören!

Kunz.

Ein wild böhmisches Tanzlied, bis er birst vor Aerger, der Eisenfresser!

Ein Musikant.

Dem wollen wir aufspielen!

(Eine wilde Musik, durch die man das zornige Rufen des Pfarrers hört.)

Pfarrer

(wirft das Fenster zu, daß die Scheiben klirrend zerbrechen).

Zur Hölle mit euch, Satansbrut!

(Der Oberst von Torgany erscheint mit einem Licht in der Hausthür).

Edelkatt.

St! Der Oberst!

Kunz.

Verschwindet!

v. Torgany.

Holla! Was geht hier vor? (Er schreitet den Platz vor dem Landhause ab.) Niemand zu sehn, ringsum? Seltsam, — seltsam!

(Er geht in das Haus und verschließt von innen die Thür. Am obern Fenster wird Gitta im Nachtkleide hinter dem zur Seite geschlagenen Vorhange sichtbar. Aus der Ferne klingt gedämpft die nämliche Weise.)

Edelkatt

(hinter der Scene).

Herzliebchen, gute Nacht!
Feldnebel quillt, der Abend wich;
Sei lieb, süß Herz, und hör auf mich.
Du hast den reichen Tag durchwacht:
Herzliebchen, gute Nacht!

Das lustige Schlesien.

Eine Pfingstmahnung für Künstler.

Vom lustigen Schlesien meldet eine alte Sagensammlung[1]) meiner Heimat: ein Fiedelmusikant, bezecht auf dem Heimweg, fällt

[1]) Die von Johannes Kern, von dem auch die Schlußverse herrühren.

in die Wolfsgrube bei Tannhausen, hält aber den Wolf durch sein Geigenspiel vom Abend bis zur Morgenfrühe in Schach, bis die letzte Saite reißt und ihn der Schuß eines Weidmanns aus der schlimmen Lage erlöst.

Die kleine Geschichte schien mir von jeher bezeichnend für die vielbezeugte Verwandtschaft schlesischer Art mit fränkischer. Es ist leicht, im Rheinland die Heimstätte unsres künstlerischen Geistes wie unsrer ehrwürdigsten Vergangenheit zu erkennen; aber dem wandernden Jünger der Kunst, nicht nur dem Maler, sollte überall der unerschöpfliche Reichtum unsres bunten Volkstreibens aufgehn; ein Reichtum, den in neuerer deutscher Poesie nur die Fülle unsrer Lieder zeigt.

Wieviel Frohsinn und Lebenslust gedeihen noch heut auf dem Lande! Ihrer pflegt der echte Künstler; nur der falsche verdüstert und verbittert. Wie schalkhaft erzählen Schwank und Volksmärchen! Da sitzt Rübezahl als Rabe im Wald auf dem Zweig eines alten Weidenbaumes am Wasser und belauscht so das Königskind mit seinen im Uferschatten sich neckenden Mädchen beim Bade. Oder Schneeweißchen und Rosenrot spielen voll Mutwillen mit dem gutmütigen Bären, den Winterkälte in die Hütte ihrer Mutter getrieben hat. Wieviele ähnliche Züge giebt es im Leben, und wie wenig kümmern sie den grämlichen Geist! —

Pfingsten ist vor der Thür: schon steht der Maibaum, und Birkengrün schmückt jedes Haus. Mit dem Handwerksburschen, dem Studenten zieht der junge Künstler zur Fahrt in den Mai. Der funkelnde Tau des Morgens öffne die Augen, das strahlende Licht entzünde einen neuen Geist! Mit würziger Kühle lockt der freie Hochwald, dessen Kronen der Windhauch wiegt. Droben, über dem lachenden Thal, ragt die graue Burg, der Zeuge unsrer Vorzeit; unten eilt das Wildgewässer dem Strome zu, der die Waren unsrer Handelsstädte zum Weltmeer trägt. Und ihr sucht die deutsche Poesie? —

Schön sagt ein vergessener Reim vom Kynast:

Liegt auch die Burg in Trümmern, die Burg aus alter Zeit,
Das Thal wird ewig schimmern in seiner Herrlichkeit.

Sommer in Flinsberg.

Ich hört ein Lied erklingen
Aus tiefem grünen Wald.
Wer mag so hell wohl singen? —
Welch liebliche Gestalt!
Du kamst verträumt gegangen
Zum freien Bergeshang,
Und ahnst nicht, wen gefangen
Dein holder Kindersang.

Blick auf das schlesische Gebirge.

Halt nun, Wandrer! Aus der Nacht der Bäume
Jäh ins Freie! — Sagt mir, ob ich träume?
Blühnde Fluren weithin, lichtumflossen,
Durch die Kette blauer Höhn geschlossen.

Lacht ein ewiger Sommer diesen Feldern,
Diesen Gärten und verschwiegnen Wäldern?

Kynast grüßt ins stille Thal hernieder:
Meine grüne Heimat schau ich wieder!

Aus dem Schauspiel: Schlesische Brautfahrt.

(Gewölbe, mit Wandkarten, einer Erdkugel, alten Büchern, Gemälden, kleinen Standbildern, Pflanzen u. a. in einem vornehmen Geschmack ausgestattet.)

Der Freiherr
(sitzt an seinem Arbeitstische, in Bücher vertieft).

Nur Staub! — Was hilft's, durch ärmlichen Bericht
Das Bild der alten Griechen wachzurufen?
Ihr Leben, schön, einstimmigen Wirkens voll,
Zeigt unsre Spaltung nur und Häßlichkeit.
Verloren wir, von fremder Macht und Bildung
Jahrhunderte zerschlagen, ganz uns selbst?
Will nie die Sonne — einer deutschen Welt
Verjüngt, voll neuer Formen Reinheit, leuchten?

(Ein Diener bringt eine Karte.)

Was giebt's? Wie, ein Besuch? — Führ' ihn herein.
Ein Name, selbstgeschrieben, der mir fremd.
Ein Forscher von Beruf?

(Wolfhart, wie vordem gekleidet, den leichten Mantel umgehangen, tritt auf und verneigt sich vor den Freiherrn.)

Seid mir willkommen.
Nehmt, bitt' ich, Platz.

Wolfhart.

Verzeiht mir, wenn ich störe.

Freiherr.

Ganz müßig findet Ihr mich, werter Herr.
Ihr seid auf Reisen wohl; mich sollt' es freu'n,
Könnt' ich Euch irgend dienen.

Wolfhart.

So vergönnt
Mir, meines Kommens Grund Euch darzuthun. —
Ein Zweck der Wissenschaft, der ich ergeben,
Warf mich in diese Gegend. Längst bemüht,
Die Wirr'n des Kriegs, der das zerriss'ne Deutschland
Durch dreißig Jahr verheerte, aufzuhellen,
Gewahrt ich auch den Anteil Eures Hauses,
Und wichtig schien es mir, in Böhmen selbst
Dem Schicksal jener Donyn nachzuspüren.
Täusch' ich mich nun, wenn ich auf Eurem Schloß
Die Chronik des Geschlechts zu finden hoffe?

Freiherr.

Was uns an Schriften eigen, steht Euch frei;
Doch fürcht' ich, schlecht nur lohnt sich Eure Mühe.
Verloren in den fürchterlichen Zeiten
Ging alles, was einst aufgezeichnet war;
Selbst das Bewußtsein der Vergangenheit

Ist fast erloschen in den Spätgebornen.
Vielleicht, daß des Geschlechtes jüngrer Zweig
Urkunden noch besitzt. Doch, mit Vergunst!

(Er steht auf und schellt; der Diener tritt ein, dem er einen Auftrag erteilt. Inzwischen hat Wolfhart die Einrichtung des Zimmers betrachtet.)

Freiherr
(dies bemerkend).

Gefällt's Euch, die Gemälde zu beseh'n?
Liebhaber nenn' ich mich und Freund der Kunst.
Leicht wundert's Euch, daß nicht Geweihe, Vögel
Und Flinten, in Glasschränken aufgestellt,
Die Wände zieren. Acht' ich auch geziemend
Das edle Weidwerk, lieb' ich doch das traute
Gelaß nach tiefster Neigung ausgeschmückt.

Wolfhart.

Welch prächtige Vasen!

Freiherr.

Und von unserm Jaspis,
Wie hier Achat nebst andern Edelsteinen
Gebrochen aus dem heimischen Gebirg.

Wolfhart.

Auch Münzen sammelt Ihr?

Freiherr.

Merkwürdigkeiten
Nach Laune, wie's von altersher bei Böhmens
Magnaten Brauch war, seit dem vierten Karl
Bis auf den Tag, da Kaiser Rudolfs Schatz,
Die weitberühmte Kammer auf dem Hradschin,
In aller Herren Länder ward verstreut.

Wolfhart.

Des großen Schweizers wundervolle Werke!

Freiherr.

Dem Meister unvollkommen nachgebildet.

Wolfhart.

Doch weht aus ihnen sein erhab'ner Geist,
Mag er im Ungeheuren sich ergeh'n,
Mag er im Licht des ewig blauen Himmels
Des Südens frohe Kraft und Anmut zeigen. —
So liebt Ihr diese Welt? Ich seh' die Weisheit
Des Altertums auf Eurem Tisch gebreitet.

Freiherr.

Wohl lieb' ich sie: ein Leben ihrer Art,
Nicht tote Kenntnis, unfruchtbar, die Leib
Und Geist vertrocknet, den Gelehrten nur
Verderblich seinem eig'nen Volk entfremdet.

(Der Diener hat Wein gebracht).

Doch jetzt erweist die Ehre mir, ein Glas
Oestreichischen leichten Weins mit mir zu trinken.
Nehmt jenen Sessel, daß der freie Blick
Sich sättigt an dem Grün von Park und Garten.
Als welchen Landsmann grüß' ich Euch?

Wolfhart.

Ich bin
Ein Preuße.

Freiherr.

Ihr ein Preuße! So vergebt,
Daß ich, in schmerzlicher Erinnerung,
Es mir versage mit Euch anzustoßen.
Nicht niederdeutscher Abkunft glaubt ich Euch.

Wolfhart.

Mit Recht. Das schöne Schlesien nenn' ich Heimat.

Freiherr.

Halb süddeutsch schon und unserm Schlag verwandt
In Laune, Heiterkeit und warmem Sinn.
Ein Zweig der Donyn ist dort reichbegütert,
Der wohl Euch unterstützt.

Wolfhart.

Von diesem Zweige
Vernahm ich manches.

Freiherr.

Ich vermeld' Euch nichts,
Weil wir zerfallen sind und längst getrennt.

Wolfhart.

Höchst seltsam, edler Herr! Ich bitt' Euch, redet!
Wie deut' ich die Geschichte des Geschlechts?

Freiherr

(nach einer Pause).

Von Franken stammen wir; im Waldgebirg
Thüringens such' ich unsrer Ahnen Ursprung,
Die vor der Zeit, da Habsburg mächtig ward,
Ostwärts gewandt, dem deutschen Bauernpflug
Dies ungezähmte Böhmerland erobert;
Vasalln des Kaisers, seinen Feinden feind.
Die den Hussiten trotzten, fing der Mönch
Von Wittenberg, bis nach des Winterkönigs
Schmählicher Flucht des Hauses Oberhaupt
Zurücktrat zu dem preisgegebnen Glauben.
Erbittert drob zerreißt der jüngre Bruder
Die Bande des Geschlechts: das Lützner Feld
Zuerst sah Donyn gegen Donyn streiten.

Wolfhart.

Könnt Ihr den Bruder schelten? Doppelt treulos
Dünkt mich der ältere.

Freiherr.

Weil er Unrecht sühnte?
Was fruchtet diese nie getilgte Zwietracht?

Wolfhart.

Die Schuld des jüngern wüßt' ich nicht.

Freiherr.

Das Alte
Darf Ehrfurcht fordern.

Wolfhart.

Niemals, wenn es siecht,
Durch Aberwitz den Redlichen verdrießt.

Freiherr.

Ward siech die feierliche, heilige Pracht
Des Gottesdiensts, den höchster Meister Kunst
Verherrlicht hat? — Wann in den mächtigen Dom
Der Glocken erzne Stimme ruft, rings Pfeiler
Zur Wölbung steigen, die Gemälde glüh'n,
Der Weihrauch quillt, und eine Flut von Tönen
Den Sinnberauschten himmelwärts entrückt?
Ist denn verblendet, wer zur Kirche hält?
Muß ihm das Heidentum ein Abscheu sein,
Und seine Bildung roh, zerstückt, verächtlich?

Wolfhart.

Das sagt' ich nicht. Heißt nun die neue Lehre
Den Sinnen feindlich, nüchtern, allzu streng
Für weiche Träumer: steht sie Eurer nach?

Freiherr.

Sie taugt dem kühlen, dem gemess'nen Norden,
Nicht uns. Was streit' ich, wo Gefühl entscheidet!

Wolfhart.

Ward freie Forschung nicht und aller Reichtum
Der Wissenschaft an ihrem Geist entzündet?

Freiherr.

Erfreut Euch des Gewinns, der Unheil bringt!
Weltweisheit bindet u n s; es kann der Denker
Die Vorschrift missen, die er dennoch achtet,
Nicht der gemeine Mann, der ohne Halt
In Wahn und Willkür zuchtlos nur versinkt.
Was stürzt mit alles richtendem Verstand
Brauch, Ueberlieferung, Glauben und Gesetz
Der Völker? Jenes Mönchs verwegne That! —

Wolfhart.

So spaltete der blutige Glaubenshader
Für immer das Geschlecht?

Freiherr.

Aus neuem Grund
Wuchs diese Leidenschaft. Der jüngre Zweig
Saß jenseits des Gebirgs. Als Euer Friedrich,
Aus Thatendrang Empörer gegen Kaiser
Und Reich, das blüh'nde Schlesien widerrechtlich
Marie Theresiens Jugend keck entriß,
Fiel er begeistert Eurem König zu
Und schickte seine Söhne ihm ins Heer,
Daß bei Kolin und Leuthen abermals
Die Donyn die verruchten Waffen kreuzten.
Seitdem im Dienst des ländergierigen Preußens
Und blind norddeutschem Wesen zugethan,
Ist er uns fremd geworden, wie wir ihm.

Wolfhart.

Mich zog nicht Tiefland oder Küste groß,
Doch rühm' ich der Bewohner Eigenart.
Was, edler Herr, ist Euch an ihr zuwider?

Freiherr.

Kennt Ihr die Steifheit ihres Umgangs nicht?
Den herben Ton, gemütlos und verstimmend?
Hört ihrer Hauptstadt Ruf: die fernsten Gaue
Verabscheuen ihren ätzend frechen Witz.
Uns ist der rührige Franke lieb, der Hesse,
Der lässige Schwab', das frohe Volk vom Rhein,
Der schwere Bayer, der im Stamm und Zunge
Uns nahverwandt: doch der Altpreuße nicht.
Stumpf nenn' ich ihn und frostig, platt-verständig,
Umschnürt von Regeln, lächerlich gewohnt
Stets barschem Zwang zu folgen, würdelos
Und unfrei, wie kein Deutscher mir erscheint.

Wolfhart.

Nun, greulich wär dies weite Königreich,
Wenn Euer Urteil wahr! Trat, Herr Baron,
Ein edler Preuße niemals Euch entgegen?

Freiherr.

Was wiegt der einzelne?

Wolfhart.

Ihr nennt sie kalt.
Gelassen wohl, nicht lebhaft, rasch entzündet,
Willfährig jedem Trieb nach Südens Art,
Doch fest und zäh; glaubt, ihr verschloss'nes Herz
Birgt desto tiefre Glut der Leidenschaft.
Fehlt Anmut Niedersachsens schlanken Frauen,
Blond, blauen Auges, fürstlich von Geburt,
Die kein Geblüt der Erde übertrifft?
Wer kennt sie droben? Spärlich ziehn die Wandrer
Vom Alpenland gen Holstein an das Meer.
Ihr spottet unsrer hochgewachs'nen Männer,
Die stark und kühn, voll opferwilliger Zucht,
Mit ihrer Waffen Klang die Welt erschüttert?

Freiherr.

Ein nichtiger Ruhm! — Geht mir mit Eurem Preußen,
Des Krieges finstrem Lager, das gewaltsam
Verschleifend jeden Unterschied und Reiz,
In eine Form die Sonderheiten preßt.
Vergöttert Ihr den Staat, der jede Kraft
Für seinen Vorteil rücksichtslos verbraucht,
Gewohnt, roh zu befehlen, keinen Keim
Selbständiger Bildung sich entfalten läßt,
Der allem leichten, feinern Leben feind,
Mit dumpfer Schwere Geist und Herz erstickt?
Pommern und Letten unter trübem Himmel
Mag er behagen, uns Altdeutschen nicht!

Wolfhart.

Und sprächt Ihr wahr: so schlimm denkt kein Altbayer,
Kein Trierer Winkelstädter über uns,
Hochedler Herr. Nur wähnt Euch nicht gerecht!
Entschlossenheit und kühner Thaten Wucht,
Vor denen Wortstreit rasch wie Spreu verfliegt,
Sind Euch wohl lästig: weil Ihr sie nicht habt.
Wer schuf die Macht, die heut auf allen Meeren
Die stolze Flagge zeigt? Nicht kleine Herrscher,
Nicht Oesterreich: das vielgehaßte Preußen!

Freiherr.

Den Weg veracht' ich, der so weit geführt,
Wenn Tücke gilt und jedes Mittel recht.
Rühmt diese Staatsvernunft, seht nur den Süden
Als schwächlich an: wir neiden Euch sie nicht.

(Allmählich lebhafter.)

Wißt Ihr, wie das emporgekommne Preußen,
Gleich einem andern Macedonien,
Das alte Deutschland mit Gewalt zerschlug,
Des Bundes Vormacht aus dem Reiche stieß
Und die Besiegten seinem Willen beugte?
Saht Ihr den mörderischen Bürgerkrieg,
Der wie vor hundert Jahren Böhmens Flur
Mit Graun erfüllte, uns zerspalt'ne Donyn
Das dritte Mal zum blutigen Widerstreit
Auf mütterlichem Boden forderte?
Ich höre noch die Waldhöhn Sadowas
Ringsum vom Donner der Geschütze dröhnen,
Ich seh' noch meinen jugendfrischen Bruder
Von preußischen Geschossen jäh durchbohrt! —
Ermeßt, welch ungeheurer Schmerz mir glühend
Die Brust zerriß! Das siegsgewisse Heer,
Das prächtige, geschlagen, auf der Flucht!
Wohl mocht' ich Thränen bittren Zorns vergießen,
Als Eurer Krieger ungehemmter Zug
Zur Donau niederstieg, und meine Heimat
Demütigen Frieden mit dem Sieger schloß.
Und ich, ich sollte dieses Preußen lieben?

Wolfhart.

Des Gegners tiefen Schmerz ehr' ich, erschüttert
Durch das Geschick, das Euren edlen Stamm
Zerspellt, verfeindet! Armes Vaterland,
Langher gewohnt, daß deiner Söhne Herzblut
In einem fürchterlichen Zwist dich netzt! —
Doch lernte nicht auch Oestreich besser denken
Von uns, seit wir, den Brüdern engverbündet
Jenseit des Mains, von Sieg zu Sieg geführt
Durch unsrer Helden ehernes Geschlecht,
Lothringen, Elsaß, schmachvoll einst geraubt,
Zurückgewonnen dem geeinten Reich?

Freiherr.

Was taugt ein Reich, nach Preußensinn geprägt,
An deutschem Land und Geist und Wesen arm!
Uns hat Gewalt vom Bund verdrängt, verjagt:
Nun brandet durch der Ostmark offnes Thor
Der fremden Völker stetig schwell'nde Flut
Und droht, uns unaufhaltsam zu verderben.

Wolfhart
(ist aufgestanden).

Ihr kehrtet oft Euch gegen Deutsche, besser
Kehrt Ihr Euch gegen unsre Feinde jetzt.
Nur Kampf ist Leben: reif zum Untergang
Ein Volk, das marklos sich vor Thaten scheut.
Wer führt im Staat? Wer herrscht in Oesterreich?
Zersprungen ist der Erzring deutscher Kraft,
Entfesselt alle Selbstsucht niedrer Stämme:
Wer bändigt das vielsprachige Gewühl,
Das Eure Sitze frevelnd überschwemmt?

Freiherr.

Verschließen wir uns der Gefahr? Versöhnlich,
Zur Eintracht mahnend, wehren wir dem Streit.

Wolfhart.

Vereint nur Feuer und Wasser! Und versöhnt
Den, der Euch würgt! Der Bürger, seht, erhebt sich
Für seine Heimat; Euer Stand verrät sie.
Weh über Oesterreich, einst reich an Ruhm,
So schimpflich jetzt verkauft, da waffenklirrend
Des Deutschen Feinde schon sein Herz bedrohn,
Ihm höhnisch Grund und Anstalt, Sprach' und Sitte,
Das ungeschützte Gut, in Stücke reißen!

Aus den Rhein-Dämmerungen.

Gespräche auf dem Lande.

Heilig ist das Land,
Das ich liegen sehe,
Den Asen nahe und Elfen!
Edda.

Erstes Gespräch.
Im Park des Landhauses. — Vom neuen Leben.

Winfrid.

Frühling am Rhein! Den schimmernden Mai in Rolandseck zu verleben! Es ist wie ein Traum.

Klothilde.

Liebster Freund!

Winfrid.

Euer Gast!

Klothilde.

Fällt es so schwer, etwas von mir anzunehmen?

Winfrid.

Gütige! — Mir ist, als wäre dies Landhaus von je meine Heimat. Das Dunkel der hohen Wipfel, die es beschatten, das Blüten-

meer, das es umquillt, der Strom zu unsern Füßen und drüben die stolze Kette des Siebengebirges: welche Luft, welche Gegend!

Klothilde.

So bleibt bei mir! War ich nicht lang genug einsam, um mich jetzt Eurer Gesellschaft freuen zu dürfen?

Winfrid.

Arme holde Herrin! Wer konnte das ahnen, als Ihr noch das glückliche Kind wart, das meine Rosen ins blonde Lockenhaar flocht!

Klothilde.

Vor Jahren —

Winfrid.

Wohin sind unsre Jugendspiele, unsre Träume? Was litt ich, als Ihr vermählt wurdet! Als der Tod Euch von dem Gatten trennte! Und doch, nach so viel Bitternis: mir wiedergefunden, mir neu geschenkt!

Klothilde.

Hatt' ich Euch vergessen, weil ich schwieg?

Winfrid.

Was wußt ich! Feindliches Geschick! — Wart Ihr Eurem Gatten etwas? Und mir!

Klothilde.

Schweigt davon, ich bitt Euch.

Winfrid.

Wem eilte bei Euch die Zeit nicht zu rasch! Und doch giebt es Elende, die keinen Unterschied sahen zwischen Euch und andern, die plump und niedrig mit Euch umgingen! O der Gedanke an das, was Ihr littet, könnte mich rasend machen!

Klothilde.

Winfrid! Es ist ja vorüber.

Winfrid.

Vorüber! — Und mir wäre jeder Tag, jede Stunde, an Unwürdige vergeudet, kostbar gewesen!

Klothilde.

Könnt Ihr nicht vergessen? Freund, Freund! Muß i ch Eure finstren Gedanken verscheuchen? Warum laßt Ihr mich meine Schmerzen doppelt fühlen?

Winfrid.

Verzeiht mir, Klothilde. Kaum erfaß ich die Gegenwart noch, die mit tiefem Zauber auf mich eindringt.

Klothilde.

Was nützt es, alte Wunden zu berühren? — Ihr seid wieder bei mir wie einst; könnt Eure liebsten Gedanken, Eure geheimsten Empfindungen mir vertrauen. Wollt Ihr? Winfrid, Winfrid!

Winfrid.

Meine Göttin! Meine Königin! Daß ich Euch je verlieren konnte!

Klothilde.

Kommt, mein Freund. Noch liegt das Leben vor uns: es gilt wett zu machen, was an uns verbrochen ward. Hier stört uns niemand; die Stille dieses Landsitzes wird uns uns selbst zurückgeben.

Seht das lichte Grün, in das der Mai den alten Park gekleidet hat! Wie diese Gärten, diese Hänge unter dem weichen Hauche neu sich schmücken, so soll sich auch unser Leben verjüngen. Hier blüht Akazie mit weißen Dolden, hier Rotdorn, hier mit jungem Trieb die Eiche, Blutbuche, Linde, Goldregen, Flieder, Ginster, wilde Rose. Wohin das Auge blickt: liebliche Kinder der Flur, von bunten Schmetterlingen umgaukelt. Welch heitres Spiel! Welch freies leichtes Dasein! Wer so leben könnte, wie sie!

Winfrid.

Können wir es nicht? Sind nicht auch wir zu Glück und Freude bestimmt? Die Lasten, an denen Menschen tragen, warum schütteln sie sie nicht ab? Arme Schwächlinge, deren Spur der Wind verweht! Aber wir, Kinder des gewaltigsten Volkes, sollten jenen gleichen? Eine erlauchte Vergangenheit — verpflichtet sie uns zu nichts? Dort fließt der Nibelungenstrom; doch das Gold in seinen Tiefen ruht noch ungehoben. Wenn es wiederum im Sonnenlicht blitzt —

Klothilde.

Was träumt Ihr?

Winfrid.

Einen Traum, zu groß für die Macht von Königen! Einen Traum, kühn genug, um die Seele eines Volkes zu erfüllen! Einen Traum, den nur Helden zur Wirklichkeit machen können!

Klothilde.

Wollt Ihr Euch nicht erklären?

Winfrid.

Wer verstünd ihn, wenn nicht Ihr? Wo thät ich's besser als im Rheinland, am Ufer unsres heiligen Stromes, im Angesicht der altehrwürdigen Zeugen unsrer Vorzeit, unsres Ruhmes?

Klothilde.

Laßt hören!

Winfrid.

Ihr kennt das Geheimnis der Wiedergeburt; mein Glaube ist Euch nicht fremd. Ein finstres Verhängnis hält unser köstlichstes Erbe versenkt und jeden Zugang verschlossen; nun irrt das Volk, geblendet und vergiftet, in langer Nacht der Zwietracht und des Unheils, von hundert fremden Mächten zerspalten und zerschlagen. Untergehen muß es, so herrlich es einst aufstieg, wenn das verlorne Erbgut der Väter nicht wiedergewonnen wird. Die Rheinflut birgt es, wie die alte Sage meldet; hier forscht, ihr Gelehrten; hier taucht hinab, ihr Dichter und Bildner; hier steigt auf die Höhen, ihr Weltweisen und Priester, damit ihr das rote Gold funkeln seht! Noch einmal wird das Rheingold seine wunderwirkende Kraft zeigen: wenn es wiederum zu Tage kommt, wenn die unermeßlichen Schätze wieder vor aller Augen strahlen, wenn wir beschämt sehen, wie reich wir sind und wie unwürdig es unsrer ist, bei Fremden zu betteln — dann bricht der Morgen unsres künftigen Lebens an und über Deutschland dämmert eine neue Welt herauf.

Klothilde.

Und dieser Traum —

Winfrid.

Berauscht unsre Besten! Vereint die Geschiedensten und verbindet sie zu fruchtbarer Thätigkeit! Welcher Ausblick eröffnet sich! Wer diese Welt noch schauen dürfte! Die Zeit ihrer Reife, ihrer Ernten!

Klothilde.

Ist es nicht mehr, ihr Bote zu sein? Ihr Verkünder? Beseligt uns der Jubel dieses Frühlings nicht mehr als die Reife des Sommers?

Winfrid.

Ihr habt Recht; ich bin undankbar. Was will ich Thor denn, da ich Euch doch habe? Das hohe Glück genieße — das, ach, so seltne — ein Geschöpf wie Euch zu kennen, zu verstehen? Auch wir glauben noch an himmlische Frauen, um so lieber, wenn ihr Bild die Züge der holdseligen Freya trägt.

Klothilde.

Schmeichler!

Winfrid.

Wer hätte eher Recht, Euch etwas Liebes zu sagen? Welch andre Frau fesselte mich außer Euch? Erschiene nicht flach neben Euch? Wie hohl doch jene unsteten Pariserinnen und Polinnen, deren Launen und Neigungen wechseln wie der Wind! Sind denn Treue, Milde, Innigkeit ein leerer Schall? Und doch, armer Mann, der nur einer Hausfrau bedarf!

Klothilde.

Scheltet die Genügsamen nicht. Auch bei uns heiligt Freundschaft die Ehe; Freundschaft beglückt uns. Doch wenn andrer Auge umflort ist und nur Düstres gewahrt: das unsrige ist noch hell, drum kann es die Welt verklären.

Winfrid.

Liebes Sonntagskind! Ja laßt uns frei ausblicken und tapfer vorwärts schreiten! Nicht voll Trauer und Sehnsucht nach verlornen Zeiten zurückschauen, nach Griechen und Florentinern, oder den Fremden ihr Eigenstes nachahmen: sondern das Heute genießen und gestalten! Vom Heimatboden unsre Schätze heben! Nicht schwer das Leben nehmen, sondern leicht! Nicht in steinerne Wände, in dumpfe Städte uns sperren, sondern in der ewig jungen Natur atmen! Nicht durch tausend Vorschriften und Regeln uns binden; sondern frei uns entfalten, ein jeder nach seiner Art! Abschütteln den Staub des Tagwerks, die Enge des Berufs: wieder Mensch werden!

Klothilde.

Dazu braucht ihr uns Frauen: denn wo ist ohne uns feinere Geselligkeit, edleres Vergnügen? Die Bildung des Körpers und Geistes ziemt auch uns; und niemals stieg die Kunst zu einem rohen Geschlecht nieder. Ich bin nicht gelehrt, Winfrid; verstand ich deshalb weniger? Nahm ich nicht Teil an allem, was Freundschaft und Liebe mir boten?

Winfrid.

Wenn unsre Mädchen, unsre Frauen Euch glichen! Wer sucht denn leere Zerstreuungen, wenn beßre Freuden seiner warten? Wenn

solche goldnen Tage ihm vergönnt sind? Der holde Einklang unseres Seins, die Pracht der rings umgebenden Natur; o selig, wem auch nur einmal solche Schönheit lächelt! —

Klothilde.

Es dämmert. Seht, wie alle festen Formen schwinden! Wie die Insel im Strom mit dem jenseitigen Ufer verschmilzt! Wie das Gebirg dunkelt und sein Umriß scharfgezackt sich von dem zarten Blau des Abendhimmels abhebt! Welch satte Farben! Wie silbern glänzt der Rhein!

Winfrid.

Tiefe traumhafte Stille! Nur die Nachtigall im Gebüsch läßt noch ihren langgezogenen köstlichen Gesang ertönen, einsam-herrlich; nur ein später Dampfer rauscht vorbei.

Klothilde.

Steigt nicht ein leichter Nebel aus dem Wasser auf? Die Luft wird kühl und feucht. Laßt uns hineingehen.

Winfrid.

Hört!

Klothilde.

— Das sind Waldhörner, von Honnef her. Verschiedne Stimmen, die über den Strom herüberklingen.

Winfrid.

Wie langsam sie spielen! Nun setzen sie ab. Wie fernes Echo wiederholt das zweite.

Klothilde.

Kennt Ihr die Volksweise?

Winfrid.

„Es liegt eine Krone im tiefen Rhein.“ Wer sie höbe! Wer sie gewönne!

* * *

Das Aufsteigen des Rheingoldes.

Es rauschen des Rheines dunkle Fluten
In stiller Nacht, hoch über der Tiefe,
Wo heimlich einst von verruchter Hand,
Durch Siegfrieds Mord und den Raub befleckt,
Der unendliche Schatz in den Strom versenkt,
In finstrem Argwohn, vor stummen Zeugen.

Viel hundert Jahre ruhst du nun,
Köstlicher Hort, in der Wellen Schoß,
Den Nachgebornen ein tiefes Geheimnis.
Mit dir versunken ist unser Erbe,
Das uralt heilige, ist die Krone,
Die wundervolle, die Völkern glänzte:
Wer bringt das verlorene Gut uns zurück?

Doch nicht auf ewig bleibst du verborgen;
Wenn Sehnsucht lodert in reinen Herzen,
Wenn tausend Hände sich, hoffend, dir
Entgegenbreiten zu würdigem Empfang:

Dann steigst du empor vom düstren Grunde,
Dann strahlst du wieder vor aller Welt!
Es lachen die Fluren, die Wasser springen,
Es erglühen die Berge in Purpurlicht;
Anhebt ein berückendes Klingen und Singen,
Das schwellend als Jubel zum Himmel bricht.
Die Nebel fallen, in neuen Sonnen
Schimmert verwandelt Gebild und Gestalt;
Und doch, was die Vorzeit gedacht und gesonnen,

Ergreift unsre Seele mit Zaubergewalt.
Die fremden Hüllen, sie sind geschwunden,
Die allzulang uns beengt und entstellt;
Dem Volke, das spät sich selbst gefunden,
Erstand über Nacht eine eigne Welt.
Rheingold, Kleinod sondergleichen,
Deutscher Erdenherrschaft Zeichen!

Einsiedlers Thalfahrt.

Ein Weltspiel.

Personen: Mimir. — Otmar. — König Irmin. — Irmengart, die Königstochter. — Priester. — Lehrer der Weltweisheit. — Arzt. — Seefahrer. — Arbeiter, Edelknaben u. s. w.

Erster Aufzug.

Tiefe Nacht, die sich in Morgendämmerung wandelt. Allmählich tritt hervor Felsgeklüft im Hochgebirge, mit einer Höhle, neben ihr stürzt von einem Becken aus ein Bach in die wilde Schlucht. Unten Tannendickicht.

Sonnenaufgang. Mimir tritt aus der Höhle.

Mimir
(erhebt seine Arme zum Himmel).

Dich grüß ich, ewiges Licht, Weltweckerin!
Nach Winters Grimm sei doppelt mir willkommen!
Herauf, herauf und schmilz den letzten Schnee,
Der noch in Schluchten sich und Lehnen birgt,
Da drunten schon im Thal mit jungem Grün
Die Birke prangt, das stromdurchzogne Land
In Frühlingswehn erwacht, die Völker dräuend
Zu neuen Thaten sich und Kämpfen rüsten.
Denn warum drangen nächtige Höhenfeuer
Hierher in meiner Klippen Einsamkeit?
Zwar nicht zu mir schallt Wirrnis und Getöse
Der ungebärdigen Welt, die, weiß verhüllt
In Wolken, nur mit Dörfern, Teichen, Hügeln,
Mit Wald und Wiesen durch den Schleier leuchtet.
Hier droben starrt, wo schon der Nebeldunst
Gleich feinem Rauche langsam fallend schwand,
Das Felsgeklüft in ungeheurer Ruh
Jahrtausende, hier netzt die kühle Flut
Verborgner Quellen immerdar Gestein und Moos
Und rauscht zur tannendüstren Tiefe nieder;
Sonst stört kaum eines Vogels Ruf die Stille.
Mein ist dies Reich: das Wild, was ich erjage,

Wurzeln und Kraut, das Reisig, das mir brennt,
Die reine Luft, die Freiheit, die ich atme,
Zu Häupten Gipfel, Abgrund unter mir.

Der Nebel steigt; wie lacht der grüne Grund
Des Wildbachs, ganz in Sonnenlicht gebadet!
Wie zeichnet in der fernen Ebene sich
Das Braun der Aecker, der Gehöfte Glanz!
Doch sieh: lügt mir das Auge? Träum ich noch?
Ein Mensch klimmt dort! Klimmt kühn den steilsten Hang
Der Schlucht empor, als kennt er meinen Steig!
Ein Mensch aus dieses Tannichts finstrer Wildnis!
Das ist kein irrer Wandrer, — wär's der Freund,
Von Kind auf mir Genoß, der unverdrossen
Durch Forst und Kluft schon manchmal zu mir aufstieg?

Otmars Ruf
(hinter der Szene).

Hoio, hoio!

Mimir.

Er ist's, er ist's! Mein Otmar!
Herrlicher Tag, der mich so reich beschenkt!
Kommt er zum heiligen Wasser mir herauf,
Um Kunst und Weisheit wundervoll zu mehren?
Will er im Sturm der Höhn den schlimmen Staub
Des irdischen Getriebes von sich schütteln?

Otomar
(tritt auf).

Heil, Mimir, Heil!

Mimir.

Ich grüß dich, Trautgesell!
Willkommen hier, weltfern an Mimirs Born!
Sitz wandermüde nieder auf des Beckens
Felsigem Rand und lab am lautren Naß dich.
Fern ist der Sommer noch: was führt dich Kühnen
Durch des Gebirges Schrecken mir herauf?

Otmar.

Als Bote nah ich dir gewaltiger Kunde.
Wohl kam ich früher, hemmten mir nicht Eis
Und Schnee, ohn Ende stäubend, Weg und Steg.
Indes du, Freund, in finstrer Höhle haustest,
Den Menschen gram, durch deren Neid und Undank
Du wie ein Sturm, den Trotzigen brechend, gingst,
Ist Unerhörtes in der Welt geschehn.

Mimir.

Du machst begierig.

Otmar
(nach der Ebene weisend).

Schau das Königreich,
Vom Strom gespeist, der seine Fluten wälzt
Gen Mitternacht, das meerbespülte Land,
Verschont von Nordens Frost und Sonnengluten,

Gleich einem blühnden Garten hingebreitet.
Du kennst das Volk, das dort von alters wohnt,
Deß Sohn ich mich in Art und Schaffen rühme,
Das, freiheitsstark, sich Irmins Hochsinn neigt.

Mimir.

Vom selben Ahnherrn stammen, Freund, wir drei;
Und nicht geringer dünk ich mich als er.

Otmar.

Vernimm, was jüngst das Erdenrund erschüttert!
In hundert Schlachten, furchtbar, wie sie nie
Sterbliche schauten, schlug der Siegesfürst
Aufs Haupt den frevlen Erbfeind, alte Schmach
In Strömen Bluts von unsrer Ehre waschend.
Ruhmvollen Frieden bracht der zornige Krieg,
Und Freudenfeuer lohn durchs Land.

Mimir.

Zur Nacht
Gewahrt ich sie, unkundig der Bedeutung.

Otmar.

Nun brach, durch wilder Kämpfe Thatenglut
Entfesselt, jäh des Volks verborgne Kraft
Aus dunklen Tiefen ungestüm hervor.
Wie erst den Krieger, treibt jetzt Wagemut
Den stolzen Handelsherrn, den Unternehmer,
Den Meister kühner Bauten, den Erfinder;
Und in der Lust vielfältiger Thätigkeit,
Im Glanz und Brausen unsrer heitren Tage,
Da roten Goldes Flut uns überschwemmt,
Erhebt sich frei die Kunst, mit lichtem Fittig
Der Tagelöhner Frohnwerk überfliegend.
Bei Spiel und Fest, mit Türmen und Palästen
Wächst ungebändigt Pracht und Herrlichkeit,
Und lebensfroh genießen wir den Tag.

Mimir.

O würdiger Preis der Siege! Spott und Hohn!
Nichts Beßres, Otmar, meldest du mir heut?
Prahlst du mit Reichtum, mit Erwerb, Genußsucht,
Mit Glanz und Gier, mit Schein und eitlem Sinn?
Dich dünken Blüten gar die giftigen Triebe
Des Volks, das langentbehrtem Glück erliegt?
Was acht ich solchen Daseins schalen Rausch,
Den ich, der Jüngling, bis zum Grund gekostet!
Mich kümmerten, dem weniges hier genügt,
Armselige Güter, drin Erregung schwelgt?
Wie nichtig ist das alles!

Otmar.

Schmähest du
Die überwallnde Kraft, die unsre Werke,
Die hohen, herrlichen, so schön wie schrecklich,
In Krieg und Kunst gebiert?

Mimir.

Ich lache drob;
Denn die gefräßige Zeit tilgt ihre Spur.
Blick auf zum Himmel, Freund, in dessen Tiefen
Allnächtlich uns zahllose Sterne funkeln,
Zahllose Welten werden und vergehn:
Was bleibt von einem winzigen Erdenleben,
Was von der Menschlein Mückentanz im Licht?
Ich lache drob. Staub ist's und drum zerstiebt's.

Otmar.

Wohl seh ich es, dich schuf dein Aufenthalt
Zum grimmigen Spötter unsres Wirkens um,
Und hart wie diese Felsen ward dein Herz.
Der du von Jugend auf das Gleiche sannst,
Was ich, in Erz und Stein geprägt, der Menge
Zu künden mich gemüht, — wie, heut zerschlägst
Du die Gemeinschaft, und da du dich selbst schon
Dem eignen Volk, dem mütterlichen Boden,
Dem Netze der Lebendigen hast entrissen,
Jetzt wirfst du dich zu ihrem Richter auf?

Mimir.

Warum erwählt ich dieses Klippenreich,
Den Wolken nah, an Walds und Stromes Ursprung,
Die Wetter unter mir? — Sieh, wenn die Sonne
Sie spiegelt in des Brunnens tiefer Flut,
Wenn hinter jenen Kuppen sie versinkt,
Wenn gar, mit seinen ungeheuren Wundern
Strahlend aus Himmelsnacht das All sich öffnet:
Dann spricht die Ewigkeit zu stummen Zeugen! —
Vor Schauder bebt ich, als sie mich ergriff;
Zu nichts schwand alles hin vor der Erkenntnis.

Otmar.

Du dienst ihr durch dein Leben, und ich ehr es.
Allein der Mensch, an Weisheit arm, gejagt
Von der gemeinen Not des Augenblicks,
Er sollte nicht in freudigem Stolz erglühn,
Wenn die Gewalt der Sehnen und Gedanken
In Thaten ihn zum Göttlichen erhebt?

Mimir.

Zum Göttlichen?! Das tierische Gewürm,
Die freche Brut der Erde, ihr verfallen,
Da sie noch kaum entsprang? Verblendeter!
Ich hör aus dir den ungemessenen Dünkel,
Den fürchterlichen Geist des Königs reden.
Dies kleine Volk, dem Trieb und zäher Wille
Die Herrschaft auf dem Erdkreis schon errang,
Dem Irmins schrankenlose Leidenschaft,
Verbunden deiner sprühenden Schaffenslust,
Stets neue, höhere Ziele rastlos setzt:
Ja, schwindeln muß ihm vor geträumter Größe! —

Doch diesen Wahn, verrucht und aberwitzig,
Will ich zerbrechen! Will dies üppige Land,
Erfolggeschwellt, in Sinn und Thun voll Hochmut,
Gleich einem fressenden Feuer niederbrennen!

Otmar.

Bist du von Sinnen, Mimir? Was durchdenkst du!

Mimir.

Was ich vermag! Wer frei die Oede suchte,
Gefolgt nur von zertretner Feinde Haß,
Gefürchtet, auch bewundert, wenigen teuer,
Wer seine Brust des Schneesturms Wüten bot,
Wann die Lawine donnernd fuhr zu Thal:
Welch Arm, sag, wehrte dem die Wiederkehr?

Otmar.

Und deinen Hochwald, dieses Wildgewässer,
Gar bald vom Pflanzendickicht übersponnen,
Vom Spiele gelber Falter übergaukelt,
Den Wiesengrund, der bald zu deiner Höh
Leis das Geläut der Herdenglocken schickt,
Der rings getürmten Bergwelt reine Freuden
Verließest du, um jählings, kampfeslüstern
In ein Beginnen über Menschenkraft,
So rasend, ungeheuer, dich zu stürzen?
O glaube nicht, du fändest leicht Gehör
Und keinen Widerstand! Dem stolzen Volk
Zwingst du kein neu Gesetz des Lebens auf,
Weil Brauch und Denkart aus ihm selbst erwuchs!
Und wähnst du Kluger, Irmin sei der Mann,
Der dich nach Lust im Lande schalten ließe,
Mit Wort und That sein Volk ihm zu verführen?!

Mimir.

Ich hör dich staunend. Wie? Mein ernster Freund,
Den die Vergänglichkeit der Dinge treibt,
Das Seltenste vom bunten Markt des Lebens
Mit Griffel, Meißel in ein Bild zu bannen,
Du schmähst, du leugnest die erhabne Pflicht,
Das Nichts der Wesen ihnen aufzudecken,
Des Scheins Verachtung zürnend sie zu lehren?
Muß nicht, wer je sein Vaterland geliebt,
Pestdrohnde Fäulnis schon im Keim ersticken?
Sie widerstünden mir? Laß sies versuchen!
Zerreißen will ich ihres Glaubens Band!
Der König wehrte mir, den mein gewaltiger Vater,
Triebweckend, erst für Macht und Ruhm erzog?
Ich fürcht ihn nicht: er bändige nur Empörung;
Ein andrer komm ich wieder, als ich ging!

Otmar.

So sprich denn, Mimir: woher stammt dein Recht,
In unsres Volkes güterreiches Lager
Die Fackel deines Denkens blind zu schleudern?

In einem Reiche blühender Gesittung
Die Wurzeln alles Strebens durchzuschneiden
Und statt Erkenntnis nur den Tod zu sä'n?
Woher, sprich, stammt dein Recht?

Mimir.

Ich nehm es mir!
Sehn will ich doch, welch Sterblicher mich hindert!
(Er geht in die Höhle).

Otmar.

O welch ein Ausgang! Wär ich nie gekommen!

Mimir
(tritt mit Mantel, Breithut und Bergstock aus der Höhle).

Sieh fertig mich zur Reise. Doch, mein Freund,
Was soll auf deiner Stirn die düstre Wolke,
Da doch ein Werk mich fordert, meiner wert? —
Nein, freu dich, Otmar, denn mir lacht die That!

Otmar.

Du rennst in dein Verderben!

Mimir.

Unbesorgt!
Oft, denk ich, noch gewahr ich hier vom Fels
Den Bach gleich Schnee weißstäubend niedertosen
Zum Grund des Kessels. Auf! Zu Thal, zu Thal!
(Sie wenden sich zum Gehen.)

Umriß der Handlung.

Zweiter Aufzug.

Königsstadt mit Hafen am Meer.

Eintritt des Einsiedlers. Begegnung mit den Arbeitern, der Frau am Brunnen, der Königstochter. Siegreicher Wettkampf mit dem Lehrer der Weltweisheit: infolgedessen Anhängerschaft der edlen Jugend.

Dritter Aufzug.

Freiwiese. Sommerfest des Volkes.

Des Einsiedlers Streit gegen den Priester, gegen den Künstler. Entfaltung des Festes. Der Einsiedler zerstört das Fest auf seinem Höhepunkte, indem er das Volk zur Empörung aufruft; er wird auf Befehl des Königs gefangen genommen.

Vierter Aufzug.

Landgericht.

Der Einsiedler, vom Rat der Sachverständigen für wahnsinnig erklärt, wird als Verführer des Volkes zum Tode verurteilt. Fürbitten des Künstlers, der Königstochter für sein Leben. Gespräch mit dem König: Unversöhnbarkeit der Gegensätze; dieser sendet ihn über See in ewige Verbannung.

Fünfter Aufzug.

Turm am Meer im Lande der Mitternachtssonne.

Der Einsiedler, nach zwei Menschenaltern, im Turm als Greis. Wiederum kommt Otmar, der Künstler, um ihn zu befreien, mit der furchtbaren Botschaft: das große Volk besteht nicht mehr, es ist untergegangen. Erschütterung des Einsiedlers; er lehnt die Befreiung ab.

Der Freund verläßt ihn voll tiefer Trauer. Gewitter und Meerfahrt. Untergang des Greises, in dessen Felsenturm der Blitz schlägt, der ihn in den Abgrund reißt.

Der Künstler.

Sprecht ihr im Donner oder im Sturmgewölk,
In Windes Wehen oder im Abendrot,
Das über Wald und Flur wie ein Traum verglüht:
Euer bin ich, euer, ewige Mächte!

Ich weiß ein Land, deß Wunder sonst keiner zeigt,
Ich weiß ein Herz, das heißer, gewaltiger schlägt
Als sonst der Erdenkinder, das reich genug,
All' seine Schätze zu verschwenden.

Hoch steigt der Adler: höher noch geht mein Flug.
Wer kann mir folgen, der nicht von gleicher Art?
Wer will mich meistern, wenn ich vom Himmelsrand
Selber das goldene Richtmaß nehme?



Theodor Oek.

lebt in Rom.

Fortentwicklung ist die Losung.



Gedanken.

Am Wendepunkt. Jahrtausende hindurch war dem Menschen die Thüre verschlossen zu seiner natürlichen Mutter Erde. In seinem Denken und Fühlen ihr fremd geworden durch die Vorstellung seiner überirdischen Erschaffung konnte er nichts begreifen von den ringenden Kräften dieser gewaltigen Naturwelt. Die äußeren und inneren Wechsel-Beziehungen aller irdischen Gebilde mußten ihm verborgen bleiben. Jetzt endlich: welch ein Augenblick im Menschheitsdasein! Die Thüre öffnet sich — der seit Jahrtausenden fremd gewordene Sohn tritt ein — und stürzt zu den Füßen seiner Mutter! Wir stehen an diesem Wendepunkte. Schon sind die Männer der Wissenschaft, die Künstler eingetreten — schon beginnt der reiche Strom mütterlicher Liebe zu fließen. Erhabenere Formen der Anschauung erstehen, und eine neue tiefgründige Kunst kündigt sich an, neue Kräfte werden erkannt und in tausendfachen Verwandlungen der Menschenwelt zur Verfügung gestellt — alles im neuen Werden. Zahlreicherer — zahlloser Kräfte bedarf es, um das Ungeheuere, Gewaltige der Zukunft zur Geburt zu bringen! Wohlan! Die Thüre ist auf, es warten die Vorläufer — auf Euch da drinnen in der Werkstatt der Natur!

* * *

Natürliche Weltauffassung und übersinnliche Glaubenswelt ringen heute mehr wie je um den Besitz der Völker. Wer kann noch zweifeln, daß die Nation, welche von jener durchströmt ist, die Erde beherrschen wird!

* * *

Undankbare Erdensöhne! Euch gebar Gäa, die Mutter Erde, und Phoebus, der Sonnengott, ist Euer Vater; und Euch drängt es nicht, aus engen Mauern hinauszugehen, am Busen der Allmutter zu ruhen, verehrend den Sonnenball zu erwarten, wenn er, aufsteigend aus der Finsternis der Nacht, seine Erde grüßt?

* * *

Alle bisher aufgestellten Unterschiede zwischen Tier- und Menschenwelt schrumpfen bei wissenschaftlicher Beleuchtung und Betrachtung zusammen. Statt Wesens-Verschiedenheiten ergeben sich nur Grad-Differenzen.

* * *

Der Mensch ist ein Produkt der vorwärts drängenden Natur, ein erreichtes Ziel derselben nach einer Arbeit von unabsehbarer Zeit — könnte er je vergessen, daß in ihm dieses uralte Vorwärtsstreben der Natur verkörpert ist, seinen höchsten Ausdruck gefunden hat?

* * *

Kosmisches Erbteil. In jedem Manne steckt etwas von der zeugenden, wachrufenden Kraft der Sonne wie im Weibe die entwickelnde, gestaltende Fähigkeit der Erde repräsentiert ist. Wer von den heutigen Menschen ist sich des kosmischen Ursprungs dieses Erbteils bewußt?

* * *

Zwischen Heimat und religiösem Empfinden besteht ein tief innerer, natürlicher Zusammenhang. Ein solcher läßt sich nicht lösen ohne Gewalt; Weltreligionen sind durch Zwang entstanden.

* * *

Jede Volksreligion beruht auf der suggestiven Einwirkung des Stifters derselben auf die Phantasie der Massen. Der Ideen-Gehalt ist wenigen nur zugänglich und deren Beurteilung noch wenigern möglich.

* * *

Wer weiß nicht, welche Rolle die Suggestibilität der Massen in der Politik wie in der Religion spielt! Worauf sie beruht? Man übersetze das Fremdwort mit Heerdeinstinkt.

* * *

Bewegung. Das wichtigste Kennzeichen organischen Lebens ist Bewegung: Stoffwechsel als innere und Ortswechsel als äußere Bewegungsform. Dies gilt auch für die höchste Stufe organischen Lebens — für die Menschenwelt. Die Beweglichkeit des Körpers, des Geistes wie des Gemüts ist es, die die Intensität des Lebens charakterisiert. Je träger sich die Bewegungen vollziehen, um so mehr nähert sich der Mensch dem Zustande der Erstarrung

d. h. der leblosen Natur. Denn die unorganische Welt ist nichts anderes als erstarrte Bewegung.

* * *

Trägheit. Der Todfeind der Bewegung ist die Trägheit. Ueberall in der Natur, wo wir lebendige Kraft erzeugen wollen, steht das Beharrungsvermögen gegenüber. So auch in den Köpfen der Menschen. Mühsam und schwer ringst du gegen eingewurzelte Vorstellungen, erstarrte Gedanken-Verbindungen, überkommenen Ideenschutt. Welch eine Herkules-Arbeit, in die Hirne verrannter Theologen, eingesessener Feudalherren, bureaukratischer Beamten, mittelalterlicher Philologen usw. lebendige Bewegung zu bringen, sie aufrüttelnd zu neuen, zeitgemäßen Denkformen zu zwingen!

* * *

Als Prometheus das Feuer vom Olymp entwendete, um es den wärmebedürftigen Erdenbrüdern zu bringen, sollen die Götter den zürnenden Zeus getröstet haben, indem sie sagten, es werde sich diese Schuld an allen rächen, welche jemals nach der Flamme griffen. Feuerköpfe und Feuerherzen gehen an sich selbst zu Grunde.

* * *

Geistiger Stoffwechsel. Wer Neues nicht mehr aufzunehmen, Verarbeitetes zu verwenden oder auszuscheiden vermag, ist geistig tot. Die Entwickelung und der Aufbau einer geistigen Persönlichkeit vollzieht sich nur unter dem lebhaftesten Stoffwechsel. Und dieser höchste menschliche Prozeß wird meist so falsch verstanden, daß die höhere Entwickelungsphase der gedankenlosen Welt als Abfall, als persönlicher Widerspruch erscheint.

* * *

Jede Wahrheit hat ihre Jugend, ihr Mannesalter und eine Greisenzeit. Beim schüchternen Erscheinen verlacht wie ein unbeholfener Knabe erstarkt sie allmählich und siegt — bis jedes Kind sie in ihrer Einfachheit und Klarheit faßt und es unbegreiflich erscheint, warum sie so schwer ihre Anerkennung hat erkämpfen müssen. Nach langer, langer Zeit — da kommt ein kühner Geist und wagt zu sagen: auch diese Wahrheit hat sich überlebt.

* * *

Alt wird nur, was veraltet; das gilt auch von Menschen.

* * *

Erholung und Genuß edlerer Art, gleich wie die freie Arbeit, sind für den strebenden Menschen geknüpft an eine Bethätigung des Körpers, des Geistes oder des Gemüts, im Sinne der Fortentwickelung.

* * *

Der Patriotismus des entwickelten und denkfreien Menschen kann nur basieren auf der tiefempfundenen Ueberzeugung von der vorkämpferischen Aufgabe seines Landes in Bezug auf den Fortschritt der Menschheit.

* * *

Die Geister bleiben ewig jung, welche ihre Entwickelungsfähigkeit begriffen haben.

* * *

Je mehr Fragezeichen ein Mensch sieht, um so bedeutender ist er; dem Einfältigen ist alles klar.

* * *

Menschliche Schöpfungskraft. Wohl besteht eine enge Beziehung zwischen den höchsten Aeußerungen menschlicher Schöpfungskraft — auf rein geistigem und künstlerischem Gebiet — und der körperlichen Funktion, aber wisse: was du *zu viel* an körperlicher Schöpfungskraft vergeudest, *das büßest du sicher ein an höherer Produktivität.*

* * *

Weder Irrtum noch Schmerz rechne zu den Uebeln der Menschheit! Wie der Schmerz die Seele weckt und ihr den Anstoß zur Entwickelung giebt, so steigt der Geist auf dem Rücken des Irrtums hinauf.

* * *

Phantasie! O du kostbares Gut der Menschen! Wie arm, wer dich nicht hat! Gleich wie ein Adler, aus dem Käfig befreit, mit noch staubigen Flügeln machtvoll hinauf in die Lüfte sich hebt, tief unter sich lassend, was ihn bedrückt, beengt, gepeinigt und geschmerzt hat — so die holde Phantasie!

* * *

Ohne inneres Glühen giebt es keinen Künstler; die anderen sind *Handwerker.*

* * *

Sklaven und Freie. Du willst kein Sklave sein? So beuge dich nicht vor der Macht des Priesters — widerstehe dem gleißenden Golde — und laß dich nicht knechten von der großen Menge!

* * *

Wer die Berechtigung des Egoismus leugnet, der leugnet *sich selbst.*

* * *

Der Sozialdemokratie muß man den *Sozialaristokraten* gegenüberstellen.

* * *

Man sucht das *Glück* überall in der Welt; es findet sich nur in der Seele eines geliebten Menschen.

* * *

Vertraue einem bewährten Freunde! Oder du *verlierst* ihn.

* * *

Frühling ist nur dort, wo du ihn *fühlst.*

* * *

Das Schönste in der Welt bleibt — *zu Zweien schweigen!*

* * *

Phantasien des Herzens. Nimm nicht für echtes Fühlen, was nur der Augenblick gebar; es giebt auch Phantasien des Herzens.

* *
*

Unsere Toten sind lebendig! Wenn du in eines Menschen Seele tief hineingeblickt hast, sie dir ganz zu eigen machtest, jede seiner Handlungen begriffen, ja die kommende schon vorgeahnt hast, sei gewiß, daß dieser Mensch für dich nie sterben kann. Es ist wohl traurig, daß wir seine Körperlichkeit nicht mehr liebend umfassen, nicht mehr aus tausend kleinen Bewegungen die Nüancen seiner Seelenstimmung belauschen können, das Wesentliche bleibt doch unverloren wie Idee und Form eines Kunstwerkes, das wir tief und innig in uns aufgenommen, sich erhalten — auch wenn das Werk selbst unsern Augen entrückt ist.



Alexander von Peez.

Geboren 1829 in Wiesbaden, lebt in Wien.

Schriften: Amerikanische Konkurrenz. Wien 1882 — Zur neuesten Handelspolitik; Wien, Szelinski 1895. — Erlebt — Erwandert: I. Vermischte Aufsätze, Wien, Konegen 1899. II. Haine und Heiligtümer, Wien, Konegen 1899. III. Blicke auf die Entstehung der Ostmark, Karl der Große als Neubegründer des deutschen Volkstums, 1902.



Götterdämmerung.

Iduna — ein wohlklingendes Wort, ein süßer Name für eine verschleierte Gestalt, für eine hehre Erscheinung, die jedem deutschen Herzen teuer sein muß. Wer kennt sie, wer ist sie? Einstweilen wissen wir von ihr soviel, daß Iduna nur eine andre Bezeichnung für die deutsche Göttin des Hauses und der Familie war. Ihr inneres Wesen aber erschließen wir viel weniger aus den von Griechen oder Römern oder christlichen Missionären überlieferten Erzählungen, als aus den Spuren ihres Kultes, die noch heute im deutschen Volke haften.

Der Religion unsrer Väter ist es übel ergangen. Blickt man in die Sammelwerke über deutsche Mythologie, so gewahrt man einen Götterhimmel, so zahlreich und bunt, wie der Olymp, höchstens daß es im Norden etwas anständiger zugeht, als bei den lieben, jedoch etwas lockeren Griechen. In Wirklichkeit aber war dies bunte Gewimmel nur Schöpfung dichterischer Einbildungskraft, nicht aber Religion, — es waren Gesänge der Barden nach frohem Mahle, Priesterlegenden, Gespinnste vergnügter Männer aus Island, ersonnen zur Abkürzung der trostlosen Abende eines langdauernden Winters, und vorgetragen in trautem Kreise am wärmenden Kamine. Damit mögen sich vornehme Frauen und Herren, die Satten und Glücklichen, die Fahrenden und Vielgereisten unterhalten haben, nicht aber waren solche Vorstellungen der Glaube des Volkes bei Arbeit und Schlacht, in Freud und Dank, und besonders in Kummer und Not, wo der arme Mensch der überirdischen Stütze am meisten bedarf.

Der Gottesglaube des arbeitenden und kämpfenden deutschen Volkes mußte einfach sein, wie er es im Grunde auch heute noch ist und jedenfalls noch mehr sein würde, wenn nicht von außen Zerstreuung hineingetragen wird. Gedeihn in Haus und Flur, Abwendung von Gefahr, Krankheit, Mißwachs und frühem Sterben — das war das Ziel, und der Weg dazu war das innige Flehn, das Drängen des Herzens zu jener höhern Macht, die geheimnisvoll vom Sternenhimmel glänzt, in Wind und Wolken braust, aus der ganzen Natur spricht, bald drohend, bald freundlich und gütig. Und wenn es dem Manne nicht wohlthut, als ein harter geistiger Einsiedler ohne Stütze über die Erde zu gehn, um wie viel weniger ist es bei der Frau der Fall! Gerade die der Frau im Leben zugewiesenen Pflichten bergen eine Fülle von Sorge, Schmerz, Leid und Entsagung in sich, und da sie mehr durch Ertragen als durch Kampf überwunden werden, so hat die Frau eine überirdische Hilfe doppelt nötig. Jede echte Religion hat daher den Frauen ein besonderes Augenmerk zugewendet. Gerade für die Frauen aber hat der Götterhimmel Homers, Ovids und der skandischen und isländischen Barden auch nicht den geringsten Reiz, wogegen sie die dankbarsten Pflegerinnen einfachen und innigen Gottesglaubens sind.

Die altdeutsche Religion hat diesem tief in der Frauenseele liegenden Bedürfnisse Rechnung getragen, indem sie an eine eigne machtvolle, tiefeingreifende Göttin glaubte, Herrscherin im Hause und am häuslichen Herde, die bei unsern, in verschiedne Stämme geteilten Vorfahren Perchta (die glänzende), Freia, Holla, Hertha, Iduna hieß. Sie war Frauenideal und zugleich Königin der Natur, die ja beide sich in der Religion edler Völker nahe stehn und berühren.

Wenige haben sich an eine Bestimmung des Begriffes „Religion" gewagt, und diese wenigen sind in betrübender Weise gescheitert. Am nächsten ist noch vielleicht jener gekommen, der da sagte „Religion ist die Wissenschaft vom Menschen". Wenigstens für die älteren Jahrtausende, wo der Priester alles war, mag das einigermaßen zutreffen. Aber es ist dennoch falsch, denn die Religion ist keine Wissenschaft, sie ist sicher in höherem Grade mit der Kunst verwandt, als mit der Wissenschaft. Und giebt es denn nichts Menschliches außer Kunst und Wissenschaft? Wie man sieht, läßt uns hier die Sprache im Stiche. In diesem Engpasse angelangt, erinnern wir uns, daß überhaupt „das Wort" nichts anderes sein kann, als ein Zeichen, die Marke, die Rune eines Begriffes, eine Art Bilderschrift, welche bei diesem diese, bei jenem jene Reihe von Vorstellungen erweckt. Ausnahmsweise könnte man einmal jener theologischen Begriffsbestimmung sich anschließen, welche das Wort „Religion" von ligare ableitet; Religion wäre dann das Band, das die Menschen unter sich und mit der Gottheit verknüpft, die Gottheit als das *Ideal* aufgefaßt. Man könnte sie als die Wissenschaft vom Idealmenschen bezeichnen, verbunden mit der Kunst, die Menschen diesem Ideale näher zu bringen. Als letztes Glied der Kette erscheinen: *verschönte Natur, veredelte Menschen, eine verklärte Welt! Religion übereinstimmend mit Poesie!*

Wenigstens war dies die Auffassung der Griechen. Ihre Religion war keine Götterlehre, die vom ersten Tage der Schöpfung bis

zum Dezember 1902 alles weiß, auf jede Frage antwortet und jene kostbaren Vorräte von Unwissen und Irrtum gar nicht kennt, in deren allmählicher Zerstörung und Aufbrauchung immerhin noch eines der wenigen achtbaren Ziele der Menschheit erblickt werden kann. Ihre Religion war auch nicht eine in ein Priestergewand verkleidete Politik, wie sie großenteil der Islam ist und wie sie am Boden Roms unzerstörbar zu haften scheint. Und doch begegnen wir im alten Hellas der Religion auf Tritt und Schritt, in Krieg und Kunst, in Dichtung und Leben. Man werfe nur einmal einen Blick in des Pausanias Schilderungen der hellenischen Gaue und man tritt schon äußerlich in eine von Heiligtümern erfüllte Umwelt. Keine griechische Pflanzstadt ward gegründet ohne die Götter, und ohne sie ward überhaupt kein großes Werk begonnen. Aber die Religion war kein geschlossenes theologisches System mit eignem Selbstleben, sie war nicht außerhalb des Volkes, sondern im Volke, dessen ganzes Dasein verklärend und veredelnd.

Die Auffassung der alten Deutschen von der Religion muß eine verwandte gewesen sein. Wir sehen das sofort, wenn wir nach den ältesten Religionsstätten tasten. Sie lagen in heiligen Hainen und Wäldern. „Verklärte Natur" steht über ihrem Eingange geschrieben. Die Schauer und das Entzücken tiefsten Naturgefühls schweben um die Heiligtümer der Deutschen. Das Volk muß sich ihnen genähert haben mit der Empfindung des Kindes zum Mutterschoße, mit dem sehnsüchtigen Glücke des Wanderers, der nach harten Lebensmühen in die Heimat zurückkehrt! Einfache Gefühle, wenn man will, aber unendlich beruhigend, stärkend und für alle Sterbliche gleich! Dann aber waren die Haine auch wieder die Stätten, wo die feierlichsten Verhandlungen gepflogen und die entscheidendsten politischen Beschlüsse gefaßt wurden. Auch in diesem örtlichen Sinne hat Montesquieu recht, wenn er sagt, die Freiheit stamme aus den deutschen Wäldern!

Die weihevollsten Eindrücke fanden unsre Vorfahren in der nicht von Menschen berührten, schönen und reinen Natur. Der Gedanke von der Natur, als dem „jüngeren Bruder" war dem alten Deutschen kein geistreiches Spiel, sondern angeboren. Die befreundete Natur schien den Weg zu weisen, zu dem in Dunkelheit thronenden, mit Scheu geahnten und daher etwas unbestimmt gedachten Schöpfer. Es bestand unter unsern Vorfahren gegenüber dem höchsten Wesen, in dem sie zugleich den Stammvater des Volkes verehrten, keine Einheit des Wissens, aber eine Einheit des Gefühles. Und dies Gefühl erhob sich immer wieder an den Schönheiten des Landes, des Meeres, der Sonne, der Berge und Wälder der Heimat. Daß die Deutschen den Natursinn nur von den Klassikern erlernen, ist einer jener beklagenswerten Irrtümer, die wir unsrer, das deutsche Leben umstrickenden Scholastik verdanken. Jeder einfache deutsche Mann aus dem Volke, jeder deutsche Bauer, wenn er nicht ganz niedergedrückt ist unter der Last der Sorgen, weiß die schöne Natur oft richtiger zu würdigen, als der gelehrtere Mann aus romanischem Stamme.

Heilige Haine waren Jahrtausende lang die ersten Tempel der Griechen wie der Deutschen. Andachtsstätten von Göttern und

Heroen erfüllten die Fluren des schönen, buchtenreichen, seeumflossenen, lichtglänzenden Hellas, und die ältesten und gefeiertsten davon sind aus heiligen Hainen erwachsen: Dodona, Delphi, Delos und Olympia. Dodona, wahrscheinlich das älteste Stammheiligtum, in einem Eichenhain liegend, trägt mehr nordischen Charakter und erinnert in seiner tiefernsten Einsamkeit an den von Tacitus geschilderten deutschen Semnonenhain. Delos, in schimmernder See und, in noch höherem Grade Delphi, stellen die schönsten Seiten der klassischen Landschaft dar: schroffe Felsbildungen, grüne Matten, edler Pflanzenwuchs, durchsichtige Lüfte, weite Blicke über das blaue Meer. Das Hauptheiligtum Olympia jedoch zeigt am deutlichsten den Uebergang vom Hain zum Tempel, von der Natur zur Kunst.

Olympia war kein einzelner Ort, sondern eine heilige Landschaft, deren Mittelpunkt ein schon von Herakles mit einer Mauer umgürtetes Walddickicht Ἄλτις genannt, bildete. Unter einem prachtvollen Säulenthore hindurch gelangte man in einen Naturpark von Palmen, Platanen, Kiefern, Weißpappeln und wilden Oelbäumen, in deren Schatten verteilt Tempel und andere öffentliche Gebäude standen. Hier sah man den großen Zeustempel, den mächtigen Opferaltar, Heiligtümer der Heroen, ein Pantheon, Hallen für Musik, Terrassen, Theater, Hippodrom für Wettlauf und Wagenrennen, Denkmäler, Schatzhäuser, Heldengruppen, Bildsäulen der Sieger in den Olympischen Spielen, — ein „Archiv der hellenischen Geschichte in Erz und Marmor"[1]). Aus dem Haine ist ein Edelpark mit Gotteshäusern und hervorragenden Kunstwerken geworden. Und eine verwandte Entwickelung hat der Gottesdienst selbst genommen. Das Schreckliche ward durch das Liebliche ersetzt, der tiefe Ernst durch eine gewisse Fröhlichkeit gemildert. „Der Gottesdienst war das schönste, was es gab: Gesang, Musik und Tanz"[2]). Von dort erhielt das griechische Leben seine Stimmung. Das Gefühl, im Haine mehr in sich gekehrt, wendet sich der Welt zu und strahlt das innere, an die zufällige Erscheinung der schönen Natur angelehnte Empfinden in dem Besten aus, was der Mensch geben kann, in der K u n st.

Dies Gebiet ist unermeßlich und wird nunmehr Träger des Fortschrittes, der Bildung, der Nationalkultur.

Diesen ganz naturgemäßen Schritt konnten, wie wir sahen, die Griechen thun, den geistesverwandten Deutschen ist er leider nicht gelungen. Als die Zeit gekommen war, wo auch die Deutschen vom gottgegebnen Heiligtum der Natur zum selbstgeschaffnen Heiligtum der Kunst hätten vorangehn sollen, da war es schon nicht mehr das deutsche Volk, welches seine eigne Entwicklung bestimmte, sondern ein Glaube fremder Entstehung und eine Priesterschaft fremden Ursprungs hatten sich dazwischengeschoben. Wohl stellten sich allmählich Uebergänge ein, wohl bildeten sich heilsame Verschmelzungen, wohl erblühte aus deutscher Kraft und deutschem Gemüt mit romanischem Formensinne vereinigt wieder eine neue Kunstblüte. Aber das Opfer, welches unser Volk dem Siege des internationalen Gedankens brachte, war

---

[1]) Ernst Curtius.

[2]) Herder.

sehr groß und in vieler Hinsicht für uns verhängnisvoll. Das volkstümliche, von den Vätern überkommene, im höchsten Grade entwicklungsfähige Erbgut ward in neue Gestaltungen gezwängt und durch Kompromisse bis zur Unkenntlichkeit verändert. Es verlohnt sich, für diese Behauptung einige Beispiele anzuführen. Betrachten wir einmal die Königin der mittelalterlichen Kunst, die Madonna, so finden wir allerdings in ihr nicht mehr die semitische Frau Palästinas, da sie von der Kunst zu einer deutschen Frau und Mutter umgewandelt wurde, an deren Seite das Oechslein und das Eselein, gleichsam als letzte geduldete Vertreter des Naturkultes und der Natureinfalt des deutschen Volkes auf das Christkind herabblicken. Aber deshalb war sie doch nur ein diplomatischer Ersatz für die alte deutsche Holda — Freia — Perchta, die Mutter des Hauses und Herdes, deren Züge auf die Madonna übertragen wurden. Allerlei dogmatisches Schlingwerk konnte sich an die edle Frau ansetzen, und die südlichen Alleswisser und Politiker vergaßen sich so weit, amtlich die Frage aufzuwerfen, ob sie mehr Frau oder Jungfrau sei? Gegenüber der Frau Holda wäre eine solche Entwürdigung überhaupt nicht möglich gewesen.

Anderem deutschen Stammgute ward noch schlimmer mitgespielt. Im Griechentum haben die Heroen eine selten ganz gewürdigte, aber tief eingreifende Rolle gespielt. Es genügt in dieser Hinsicht daran zu erinnern, daß die großen nationalen Wettkämpfe und Spiele zumeist zu ihrer Ehre abgehalten wurden. Heroen und die ihnen sehr nahe stehenden kleineren Götter und Göttinnen, waren als Vorbilder für die praktische Lebensführung sowohl als auch für die Kunst mindestens ebenso bedeutsam, als die leitende Gottheit. Die Heroen nun, die einst auch dem deutschen Volke nicht fremd waren, sind unter dem Einflusse der neuen Religion schon im frühen Mittelalter in Deutschland ganz verschwunden, d. i. sie sind von „Heiligen" ersetzt worden. Die Kleriker haben also ihre eignen Ideale an die Stelle der deutschen Helden gesetzt. Wenn Paul Lagarde Recht hat mit dem Satze „Die Völker nehmen die Eigenschaften der Heiligen an, zu denen sie beten", so muß in der That im Volke der Deutschen ein unzerstörbarer Kern von kriegerischer Tugend liegen, daß es nicht in den vielen Jahrhunderten seiner Erziehung durch Kleriker in den Zustand der Weichheit und Wehrlosigkeit geraten ist. Hier zeigt es sich, daß es im Volkskerne Stellen giebt, die selbst von den kirchlichen Gewalten nicht umgemodelt werden können. Aber die Helden zu verscheuchen, das Volk ihnen zu entfremden, und dem Leben und der Kunst diese unvergleichlichen Ideale vorzuenthalten, das vermochte die Kirche gar wohl. Und so sehn wir gegenüber von den vielen tausenden von Bildern und Bildsäulen, die den Aposteln, den heiligen Bischöfen, den Märtyrern gewidmet wurden, fast keine Darstellungen der großen Männer unseres Volkes, des Alarich, Theodorich, Karls des Hammer, Karls des Großen und der beiden starken Ottonen. Wo stehen in den christlichen Kirchen die Monumente der deutschen Sieger, welche das Abendland vor Sarazenen, Hunnen und Avaren retteten? Von ihrer Tapferkeit genossen hat man, aber nicht einmal ihre Bilder finden sich in den Kirchen, welche ja doch — bei den Deutschen wie bei den Griechen —, die Chronik, das Museum,

die Walhalla oder, um nochmals das bezeichnende Wort von Curtius zu gebrauchen, „das Archiv in Erz und Marmor" hätten sein sollen, geschweige denn, daß man ihnen als Volksheroen Altäre errichtet hätte! Wo eine starke Staatsgewalt bestand, wie in Venedig, da wahrte diese die Erinnerung an ihre hervorragenden Krieger und Staatsmänner, in Deutschland aber, wo die Geister sich durch Kleriker leiten ließen, hat zwar fast jeder Bischof im Gotteshaus sein Denkmal, nicht aber die Schar der deutschen Helden.

Was den Deutschen am Hellenentume so mächtig anzieht, das ist, daß er hier Keime zur Entwickelung gelangt sieht, die bei ihm zu Hause in dürrem Erdreich verkamen oder im Dorngestrüpp der Gedankenschwäche und des Egoismus der leitenden Klassen untergingen oder von fremden Vögeln aufgepickt wurden.

Natur, Religion und Kunst sind Kinder einer Mutter, drei edle Schwestern, die in trauter Gemeinsamkeit lebten. Aus dem Fehlen der beständigen Reibung, aus dem Nichtvorhandensein der Befehdung, die jetzt unsre Gedanken und Empfindungen zersetzt, erwuchsen jene Frische und Heiterkeit, die das Griechenvolk beglückte und auszeichnete. Wie Burckhardt nachwies, waren auch im alten Hellas die Philosophen unbefriedigt und kummervoll; aber, wie Goethe empfand und dichtete, erscheint uns der hellenische Stamm als das Volk der ewigen Jugend. Das Volk selbst ward dadurch zu einem edlen Kunstwerke.

Uns Deutschen ist es nicht so gut geworden. Mühsam und schwer versuchen wir wieder zu einer größeren Einheit des Bewußtseins zu gelangen. In Bezug auf Natur und Kunst sind Fortschritte zu verzeichnen, allein in der Hauptsache, der Religion, hat sich der nationale Geist noch nicht zurecht gefunden, herrscht noch Unklarheit und als Folge dessen Trennung und Kampf. Hier wird jedenfalls am spätesten die Palme winken und erst als Preis einer langen, höchst selbstlosen und leidenschaftslosen Geistesarbeit der Besten. Auch wird die Hauptarbeit nicht von Klerikern, sondern von Laien gethan werden müssen. Bloße Negation, blinder Eifer, Angriff auf das Bestehende wird sicher nicht zum Ziele führen. Leichter möchte von dem voraussichtlich immer mehr hervortretenden Sinne für Natur und Naturwissenschaft sowie in hingebender Pflege der Kunst eine Mäßigung der religiösen Gegensätze zu erwarten sein. Uebersehn wollen wir nicht, daß seit einem Menschenalter zu den drei Schwestern, von denen wir oben sprachen, noch eine vierte hinzutrat: nationale Politik. Diese hat den Griechen gefehlt, sie ist zunächst unser Vorzug. Aber vergessen wir auch nicht, daß die Politik, wie die Volkswirtschaft, nicht in die letzten Tiefen hineinreichen, wo die Wurzeln der knorrigen deutschen Eiche, der Firstsäule Europas, liegen. In manchen (zumal nordostdeutschen) Kreisen glaubt man, es könne eine Lösung der großen religiösen Frage gleichsam durch fortwährende Verdünnung der religiösen Belange erzielt werden. Wir bezweifeln, daß man mit diesem Notbehelfe am Ziel ankommen wird. Die ganze deutsche Geschichte, wie sie nun einmal ist, widerstreitet dieser Anschauung. Ein Volk, das unbekannte Jahrtausende lang, in Hainen gebetet hat, verlangt stärkere Kost. Neue Religionen kann man nicht schaffen, aber man kann darauf wirken, daß die bestehenden sich dem

nationalen Geiste nähern. Von den Griechen können wir dabei das Meiste lernen, sowohl von dem, was sie erreichten, als von dem, wo sie scheiterten. Wenn Naturgefühl und Naturwissenschaft, wenn Kunst, wenn Politik zusammengehen, so wird früher oder später auch die vierte Schwester, die Religion, dem Vaterhause nicht fehlen — die Religion, als Regenbogen über der staubigen Erde und als Sternenhimmel über der schweißgenetzten Flur der nationalen Tagesarbeit! Einstweilen wandern wir noch in der Dämmerung!



Christian Wagner.

Geboren 1835 in Warmbronn in Württemberg, lebt daselbst.

Schriften: Sonntagsgänge, I. Teil 1885. (Zuerst Märchenerzähler, Brahmane und Seher.) — Sonntagsgänge, II. Teil 1887. — Sonntagsgänge, III. Teil 1890. (Balladen und Blumenlieder.) — Weihegeschenke 1893. (Idyllen und ein Epos in 12 Gesängen: Hadrian.) — Neuer Glaube 1894. — Neue Dichtungen 1897. (1. Teil Herbstblumen. 2. Teil Ein Stück Ewigkeitsleben.)



Widmung.

Als ich im Wald mich erging,
Rosengeschling
Sich mir an die Kleider hing.
„O schlängest auch du
Zu meiner Seele Ruh
Um mich die Arme fester,
Du Rosenschwester!“

Rosenwunsch.

Neid ich doch in deinem Strahlenlose
Schöne dich, gebenedeite Rose.
Mir hinunter sind der Liebe Sterne,
Möchte erdenselig doch so gerne
Selbst einmal in diesen Junitagen
Rosenfreudig deine Fackel tragen,
Selbst einmal in diesen grünen Tennen
Rosenrot in mildem Licht verbrennen.

Das wilde Heer.

Die Raben schreien über's Dorf herein;
Was mag es sein?
Gott Wotan kommt heran mit Heeresmacht
Drum habet Acht!

Die schwarzen Knechte eilen weit voraus
Dem Heergebraus;
Und heiser hallt voran dem Rossieshuf
Der Warner Ruf:

Mit Sens' und Hacke, Mann und Kind und Weib
Zu Hause bleib'!
Begegne nicht dem wilden Heereszug
Mit Axt und Pflug!
Begegne nicht mit einem Mordgewehr
Der Rächer Heer!
Begegne nicht mit blankgeschiffnem Stahl
Dem Racheftrahl!
Er haßt so grimmig, was den Leib verletzt,
Mit Blut benetzt,
Und schmettert alsbald Träger, Roß und Mann
Zu Boden dann.
Den Räuber haßt er, der die Flur verheert,
Den Schmuck entleert; — —
Das Racheheer mit Schnauben durch's Geäst
Es kommt von West.
Die Geisterschar, dereinst im Lebenssaal
Verjagt vom Mahl,
Sie schwebt dahin auf Wolken schwermutsvoll,
Heut' racheto ll.
Die Hagelwolke löst sich in Geschwirr
Und Speergeklirr;
Das luftgewordne bange Erdenweh
Wird Eis und Schnee.
Zertreten liegt vom wilden Racheheer
Das Aehrenmeer;
Zerbrochen liegt das fruchtbeladne Reis
Bedeckt vom Eis. —
Wohl dem, der frei von jeder blut'gen That,
Wann Wotan naht:
Die Rabenwarnung bei dem Morgenlicht,
Sie meint ihn nicht.

Germanengräber.

Langgestreckt, so wie sich's mag geziemen
Heldenleibern, die die Lieder rühmen,
Liegen eure Grabeshügel alle
In der grünen schattigen Totenhalle.
Aber aus den Gräbern dieser Mannen
Sproßt empor der Heldenleib der Tannen,
Schmetterlinge schweben auf wie Träume,
Wiesengold[1]) schmückt eure Hügelsäume;
Daß es wohl als Römermünze deute
Euren Anteil an der Siegesbeute;
Und des Habichts Aufschrei möge künden
Euren Schlachtruf hier in diesen Gründen.

---

[1]) Wiesengold, Lysimachia nummularia.

Die Waldfrau.

Zur Waldfrau kam ein jugendernster Held,
Er kam soeben vom Beratungsfeld:
„Deut Waldfrau mir den Traum der letzten Nacht,
Den schweren Traum, der mich so traurig macht."

„Ich weiß ihn längst, mein Sohn. — Ein böser Thau
Liegt auf dem Lande." — „Weise Waldesfrau,
Der fremde Priester, der da gestern sprach,
Heut Nacht im Traum den Wald zusammen brach."

„Das wird er thun, mein Sohn, doch was noch mehr,
Daß du die Kunde bringst so eilends her?"
„Ein Heldensaal, das ist das Waldesgrün,
Die toten Helden heischen blut'ge Sühn."

„Sie werden's rächen mit der Blitze Schlag,
All ihre Feinde treffen noch vor Tag,
All ihre Speere werfen mit Geklirr
Als Hagelschlossen auf den Feind so wirr." —

„Ich sah den Priester graben mit dem Stab
Im Waldesboden sich ein weites Grab
Und senken drein die Waldestiere all
Mit Wetterleuchten und mit Donnerhall."

„Das wird er thun, mein Sohn, doch was noch mehr,
Daß du die Kunde bringst so eilends her?" —
„'Ne Kinderstube ist das Waldesgrün,
Die toten Kinder heischen blut'ge Sühn."

„Sie werden's rächen mit der Leichenhand,
Als bleiche Schatten schleichen durch das Land,
Als Seuche und als Siechtum und als Pest
Heißgierig würgend, was sich würgen läßt."

„Ich sah den fremden Priester, wie er trat
Den heil'gen Hain zusammen gleich wie Saat;
Als seinen Stab er rings im Kreise schwang,
Ein Mauerring sich um die Stätte schlang."

„Das wird er thun, mein Sohn, doch was noch mehr,
Daß du die Kunde bringst so eilends her?" —
„Die Götter thronen in dem Waldesgrün,
Die freien Götter heischen blut'ge Sühn."

„Sie werden rächen es mit Sklaventod,
Mit Schande und mit Knechtschaft und mit Not;
Nicht Heldensinn mehr und nicht Freiheitstrutz,
Nur Mauern werden künftig sein ihr Schutz.

Ich weiß es längst, was du zu sagen weißt,
Schon längst vertraut hat mir's der Waldesgeist.
Beschlossen ist der Götter Untergang. —
Was zaudern sie zu holen mich so lang?"

Der Schimmelreiter[1]).

Still, stille mein Bruder! Geh abseits weiter,
Da kommt ja der nächtliche Schimmelreiter!
Ja siehe! Ja siehe! Das Gott verbarm,
Den Kopf gar trägt er unter dem Arm!

„Was sagtet ihr eben, ihr Wegesbeschreiter,"
So frägt sie gelassen der Schimmelreiter:
„Weil sie verstöret mein Heiligtum,
So gehe ich ihnen als Schreckbild um."

So wurdest du Hoher, du Gottgeweihter,
Aus Rache der spuckische Schimmelreiter?
„Schwer ja verdroß mich der Gang des Geschicks,
Daß weichen ich mußte dem Kruzifix."

„Doch lang nicht, nicht lang mehr, fährt fort er heiter,
Bin ich euch gespenstisch der Schimmelreiter;
Wie's Volk wieder an meine Gottheit glaubt,
Setz ich den Kopf mir wieder als Haupt.

Dann stürz dich, Geeineter und Gedreiter,
Herab vom Throne der Wodansreiter,
Und jagt aus seinem längst eigenen Haus
Das ganze fremde Gesindel hinaus." —

Mondbildung.

Feuerkugeln einzeln und in Scharen
Blitzgeschwinde kommen angefahren;

Feuerwolken kommen angeschwommen,
Vom zerrissnen Ringgewölbe kommen

Angesegelt mit dem Flammenwimpel,
Meteore, in die Wassertümpel

Löcher schlagend, daß dem Sumpfgemische
Siedend aufsteigt kochendes Gezische.

Löcher schlagend, daß die Länderscheiben
Steil sich auf zum Wallgebirge treiben;

Ringsumher auf allen Bergeslehnen
Meilenweite, tiefe Krater gähnen,

Wo dereinst in fernen Werdetagen,
Weltentrümmer donnernd eingeschlagen.

Der Sonnenbrüder Bestattung.

Wann die Augen wir geschlossen, wir der Erde reinste Gäste,
Sonnenbrüder, Lichtgenossen, bringt uns hin zur heil'gen Veste.

Legt uns, legt uns Haupt und Füße so nach West und so nach Osten,
Daß der sel'ge Tag uns grüße, frei das ew'ge Licht wir kosten.

---

[1]) Eigentlich Steiggeist. Volkssage in Eltingen und Warmbronn, Württemberg.

Nicht in Höhlen, nicht in Klüften, nicht in kühler Erde Gräbern,
Nicht in Särgen tief in Grüften betten ein sich fromme Gebern.

Ob des Gitters rost'gen Maschen bloß die Brust und nackt die Glieder,
Legt uns, legt uns frisch gewaschen auf dem Thurm des Schweigens nieder.

Daß von fern uns schon erblicken die beflügelten Bestatter,
Daß die Erd nicht mög uns drücken, legt uns hin aufs offne Gatter.

Sieh, sie nahn schon mit Gekreische, sie der Vögel dunkle Scharen,
Um mit Fleisch von unsrem Fleische auf das Meer hinauszufahren.

Um mit Blut von unsrem Blute farbenprächtig aufzuglimmen,
Um mit Gut von unsrem Gute längs der Küste hinzuschwimmen.

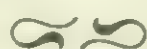
Reinen Vögeln übergeben ihren Leib die Sonnenbrüder,
Daß ein frommes Pilgerleben bring der nächste Tag schon wieder.



Franz Lechleitner.

Geboren 1865 in Innsbruck, lebt in Neuwied am Rhein.

Schriften: Tiroler Bauernspiele, Eisenach 1890. — Der Schreiber von Konstanz. Eine Rheinseegeschichte aus den Tagen des Minnesangs. Wolfenbüttel 1892. — Wie ein Tiroler Bueblein deutschnational wurde. Wolfenbüttel 1892. Tiroler Waldrast. Ein Liederbuch, Wolfenbüttel 1892. — Wartburg-Sprüche, Weimar 1892. — Der deutsche Minnesang. Eine Darstellung seiner Geschichte, seines Wesens und seiner Formen. 2 Bände, Wolfenbüttel 1893. — Wartburg-Novellen, Wolfenbüttel 1893. — Sonnenkinder Märchen, Berlin 1900. — Monrepos. Eine Waldfabelei, Neuwied 1901. — Bergsonnenschein, Märchen, Berlin 1901. — Aus den Gefilden der Seligen, Märchen, Berlin 1902.



Der Venustempel.

Will dieser Hang der wucht'gen Stachelfeige
Mich plötzlich drängen von dem schmalen Steige?
Rings steigen auf die feuchten Felsenwände,
Als hätt' das enge Thälchen hier sein Ende.
Doch weiß ich, daß das dornige Geflecht
Mir ein Geheimnis noch verbergen möcht'.

Durch eine Ritze schau' ich drinnen ragen
Zwei Säulen hoch. Aus längstvergang'nen Tagen
Giebt's noch ein stilles Märchen zu erlauschen —
Ich höre eines Tempels Harfen rauschen!
Hier, Messer, hurtig — schneid! Da stütz' mich, Stab!
Ein Satz — ein Sprung — — ich klimm' den Fels hinab.

Nun steh' ich drinnen. Weich zu meinen Füßen
Vollblum'ger Klee; so blühte er auf Wiesen,
Da Götterthränen in die Gräser sanken.
Wie gold'ne Träume geh'n mir die Gedanken.
Ich laß' mich nieder auf den Tempelstein.
Sanft durch den Dorn dringt linder Abendschein.

Und von den morschen, priesterlichen Stufen
Gedrängt es mich, ins Heimliche zu rufen:
Du hohe Allerselige! komm wieder!

Laß dich auf deine heil'ge Wiese nieder —
Es rastet hier ein fremder, froher Mann,
Der noch zu dir, Geweihte, beten kann!

Der dich noch schaut, als ständ'st du hier im Grünen,
Von leisen Abendstrahles Glanz umschienen
Und von des großen Schweigens Kraft umschlungen,
Vom Weh'n der Lüfte schmeichlerisch umfungen —
Der noch versteht in einer kargen Zeit,
Was muntern Seelen birgt die Einsamkeit!

Sieh an — nun knie ich hier und laß mich rühren
Von deinem Traum! Nun mein' ich schon zu spüren
Die sanfte Hand, die ihren holden Segen
Zu tiefst in meine junge Brust will legen!
Und ja, ich kenn' — verlaß ich diesen Ort —
Nun ganz dein schönes, reines, reiches Wort:

In Tempeln standen einmal meine Blüten,
Die jeglich Herz nun selber sich muß hüten!
Da einmal unser waren alle Sonnen,
Da einmal unser waren alle Bronnen,
Da einmal unser war ein jeder Mai,
Da war das Göttliche auf Erden frei!

Dies hört' ich so, als kläng' es aus dem Dunkel.
Da schaut' ich auf — ein jubelndes Gefunkel
Drang aus den Sternen auf die Felsenwände.
Dem Glanz entgegen hob ich meine Hände.
Und bis ich stieg hinab an's finst're Meer,
Schaut ich es leuchten um und um mich her.

Und um mich auf wie starke Quellen klangen
Und um mich her im Braus der Lüfte schwangen
Die Mahnungen des tiefverborg'nen Ortes,
Die Segnungen geheimen Götterwortes:
Was göttlich ist auf Erden, schafft sich frei
Die eignen Götter und den eignen Mai!

Südlands-Frühling.

An Arnold Böcklin.

Da nun ich dieses Frühlings Prangen schaue,
Der Myrte Dunst, der Mandel Hauch genieße
Und meine Augen lechzend von der Wiese
Heb' in das unermeßlich schöne Blaue,
Und an dem Leuchten spüre, wie ich darbe,
So ich durch's Graue meinen Pfad will winden,
In stumpfem Alltag Heil und Trost will finden,
So ich nicht Wesen achten mag und Farbe —
    Da lieg' ich in dem Sonnenschein,
    Nun bin ich, großer Meister, dein!

Nun bin ich dein mit meinem wärmsten Fühlen,
Das mich durch alle Blüten hin will tragen,
Um ihnen von dem jungen Glanz zu sagen,

Zu predigen von neuen Märchenspielen
Den stillen Quellen und den lauten Bächen,
Den rauschenden Zypressen und den Pinien,
Den Bergesschatten, düster wie Erinnyen,
Die jeden Lichtmord an den Nächten rächen;
Was mir so lang verständig war,
Nun wird's mir groß und stark und klar.

Ein frohes Göttertum ist auferstanden
Nach deines Pinsels Wunderthaten wieder,
Und wieder schauern die geheimen Lieder,
Wo Wälder rauschen und wo Wogen branden.
Und die Gestalten drängen sich in's Leben,
Die uns vorher als Traum und Schatten mahnten,
Was nur mit Künstlerkindersinn wir ahnten,
Nun schau' ich's mich mit heiterm Glanz umschweben,
Und Glocken hör' ich, die vorher
Nie klangen über Land und Meer.

Da schau' ich in dem bunten Spiel der Welle
Gewoben streng des Meeres Leidenschaften
Und an den wirrverschwemmten Kräutern haften
Den scheuen Kuß verscheuchter Mondeshelle.
Und was im Grund der Klüfte, was in Strudeln
Verborg'ner Ströme rang nach Harmonieen,
Wie Götterdrang will's nun mich zu sich ziehen,
Dämonisch Klagen wird der Hirten Dudeln,
Der Halme Weben unter'm Strauch
Verrät mir holder Wesen Hauch.

Und wie der Halm mir wächst und wie das Blühen
Der Waldesmatte mich olympisch rühret,
Scheint mir zu hohem Weltbrand aufgeschüret
Ein jeder Strahl im großen Sonnenglühen.
Der zahme Tag, der Pfleger der Kulturen,
Der Schul' und Weisheit, Frohn und Amt bemündelt,
Der harter Arbeit träge Lampen zündelt —
Wie leer wird er vor solchen Urkraftspuren!
Nun schafft das Licht sein eigen' Reich
Und Werk und Wille wird's zugleich.

Und so dann auf den warmen Felsen schlafen
Die Hirten und des Abends Lichter alle,
Mit leisem Spiel auf glänzender Koralle
Das Meer sich wiegt und nach dem dunkeln Hafen
Die Barken ziehn mit dumpfem Ruderschlage;
Die schlaffen Segel rauschen an den Masten,
Da, wie die Wellen, Lüft' und Winde rasten,
Kein Tropfen Schaum spritzt auf an Bord und Stage —
O, dieser stillen Nächte Pracht
Wie sie mich so erschauern macht!

Und wenn der Morgen leuchtet durch der Grotte
Geklüft' und aus den Wassern blauer Schimmer

Aufblitzt und rings buntfarbiges Geflimmer
Den Fels bestrahlt, als müßt' es einem Gotte
Für eine süße Stunde Reizung spenden,
Und wenn die Büsche neuen Hauch verschütten,
Im Sonnendunst die niedern Köhlerhütten
Wie Märchen stehn, die schier die Augen blenden:
Ein jeglich Glanz auf Stumpf und Stein
Spinnt mich in goldne Träume ein.

Wie seltsam doch die feuchten Augen glänzen
Der schlanken Frauen, die im Oelwald sicheln;
Der zott'ge Bursche, den sie lästernd sticheln,
Hüpft über's Gras mit seinen geilsten Tänzen.
Und drüben dort, wo breite Rebenblätter
Beschatten eines Kellers moos'ge Stufen,
Ein alter Bauer lehnt an vollen Kufen —
Den wirbelt's toll — den führen wackre Götter!
Und zög' ein Waldfaun durch den Grund,
Mir schien's kein Fabelspiel zur Stund'.

Sind einem sel'gen Haine nicht entsprungen
Die Knaben, die dort an der Quelle baden?
Da schwärmen sie gleich tobenden Mänaden,
Mit Epheukränzen Haupt und Brust umschlungen,
Hell singend durch die warme Föhrendichtung;
Die Rosenglieder glänzen in der Sonne,
Die Feueraugen funkeln klar vor Wonne,
Nun tanzen sie dort auf der Waldeslichtung —
Wie schön und hold es sich bewegt,
Was wie sein Glück der Wald umhegt!

Und erst das fromme, milde Mondgesilber!
Des Feuers Purpur in der Nächte Grauen!
Des Bach's Gespiegel auf den blüh'nden Auen!
Die Herbstespracht, erst rot, dann gelb und gilber!
Und in dem Glanz die große Weltenseele,
Die nur in Lichtern lebt und in Gedanken,
Die von den Stirnen brennt das müde Kranken
Und unser Sein bleibt sonder Druck und Fehle:
Wer dieser Seele Schwung uns lehrt,
Hat uns das Heil der Welt beschert!

So rast' ich froh an diesem Myrtenhange.
Ein leichter Wind stäubt von des Heidkrauts Kerzen.
Hier gilt kein Wert von Centims und Sesterzen —
Hier gilt nur Licht und Holdheit! Und die Schlange,
Die aus dem Busch das Haupt streckt, fühlt sich schaudern,
Daß nicht ihr Zahn noch ihre Wut gebietet,
Im Sprüh'n der Sonne liegt sie sanftgemütet,
Und litt' sie Not, im Licht hier würd' sie zaudern!
O, Wurm, und fühlst die Seele nicht —
Und ich bin Mensch und ich bin Licht!

Und bin ein Mensch der neuen Seligkeiten
Und bin ein Mensch der neuen schönen Wunder!
Nicht, weil das Alte mir ein schnöder Plunder,
Nicht, weil ich über Särge möchte schreiten,
Nein, weil die Sonne, die so reich gestrahlet
Den Meistern, die vor mir dahingeschritten,
Den Helden, die für ihre Welt gestritten,
Mir wieder ihre neuen Märchen malet!
Drum bin ich jung aus alter Kraft
Und frisch in alter Leidenschaft.

Drum weiten sich die Wälder und die Triften,
Drum öffnen sich die Herzen und der Kinder
Gemüt erschließt sich mir; ich kenn' nicht minder
Des Mond's Geheimnis und in sanften Lüften
Der Blumen Auferstehung und der Sänger
Des Waldes keckes Trillern giebt mir Weisung,
Wo unter Halmen knospet die Verheißung,
Auch komm' ich nicht als Mahner und Bedränger —
Ich bin ein Kind der neuen Welt,
Ich bin ein Halm im sonnigen Feld.

Und da ich weiß, wie ich das Kleine fühle,
Empfind' ich stark der großen Welt Geschicke;
Da ich gefolgt dem losen Tanz der Mücke,
Tret' ich hinaus in's Licht der Sonnenspiele.
Und aus den Schatten lösen sich die Geister,
Und zu den Höhen schwingen sich die Sinne —
Und ob mein Traum besteh', ob er zerrinne
Vor'm Sonnenwerk der kühnen großen Meister:
Die Sonne, die sie stark geführt,
Hat mir so tief mein Herz berührt.



Robert Mielke.

Geboren 1863 in Berlin, lebt in Charlottenburg.

Schriften: Volkskunst. — Der Einzelne und seine Kunst. — Das märkische Bauernhaus.



Waldkunst.

Bestimmte Voraussetzungen haben zusammengewirkt, in der Kunst das zum Ausdruck zu bringen, was man als das „besondere Deutsche" empfindet, Voraussetzungen, die man eher auffinden und umgrenzen kann als diese „deutsche Seele" in dem Kunstwerk selbst. Vielleicht liegt der Zauber echt deutscher Kunst in diesen geheimnisvollen Fäden, die uns mit dem Kunstwerk verbinden, und die man nicht mit tastender Hand bloßlegen kann, ohne diesen Zauber zu verscheuchen. Man kann also dieses „Deutsche" in der Kunst wohl empfinden, nicht aber im einzelnen aufsuchen. Dagegen lassen sich die

Linien, die zu dem Stimmungsvollen in unserer Kunst hinleiten, erkennen; sie lassen sich auffinden, weil sie heimatlich, echt und deutsch sind wie jene Kunst selbst.

Eine dieser Linien — und nicht die schwächste! — führt unmittelbar zurück zu dem deutschen Wald. Den romanischen Ländern fehlt der Wald, der für deutsches Land gerade bezeichnend ist, fast ganz. Dort haben sich auch die Künste anders entwickelt als bei uns. Nur vereinzelt wie bei Fontainebleau, das darum auch für die neuere französische Kunst so bedeutungsvoll geworden ist, am Fuße der Pyrenäen, in Unteritalien finden sich größere Wälder. Man hat einmal berechnet, daß in allen romanischen Ländern zusammen nicht soviel Waldboden ist wie bei uns allein, bei denen Geschichte, Volkseigenart und Kunst sich mehr oder minder im Schatten des Waldes entwickelten. Die deutsche Kunst ist eine Waldkunst! Was wäre aus den Anfängen unserer Kunst geworden, die sich zu der machtvollen romanischen Blüte entfaltete, wenn sich bei dem Eindringen der nachklassischen Einflüsse nicht ein schützender Waldgürtel um unser altes Volksland mit seinen urwüchsigen Kunstanfängen gelegt hätte! Durch diese Filter mußten alle Elemente der fremden Art hindurch, und was sich dabei in lebensfähigeren kräftigeren Formen entwickelte, ist deutsche Kunst innerhalb des romanischen Zeitalters geworden. Die tiefsinnigen, traumhaften Züge dieser sich zum ersten Male im kunstgeschichtlichen Sinne als „deutsch" bezeugenden Kunst wuchsen in den Waldeinsamkeiten des Wasgenwaldes, der oberbayerischen, tiroler und schweizerischen Bergwälder auf, die so viele Mönchsklöster und Einsiedeleien im frühen Mittelalter an solchen stillen Punkten entstehen sahen. Und in den Bergen des herzynischen Waldes, der Heimat der sächsischen Kaiser, die in unserer Frühzeit am tiefsten den Gedanken eines reindeutschen Volksstaates erfaßt hatten, wuchsen jene Dome, Stifte, Klöster und Siedelungen auf, die die Keime dieser Kunst dem übrigen Deutschland vermittelten.

Das Holz ist der Stoff unserer ältesten Kunst, der in einem Bericht des Priskus rühmend hervorgehoben wird, den dieser — im Gefolge einer 448 an Attila geschickten byzantinischen Gesandtschaft sich befindend — nachmals geschrieben hatte, und den wir auf deutsche Stämme beziehen können. In den Urkunden und in den unmittelbar auf den Stein übertragenen Formen späterer Zeiten erkennen wir das Holz wieder, in dem noch 1163 die Marienkirche in Lübeck errichtet werden konnte.

Während Papst Hadrian von Karl dem Großen „Zimmerleute" begehrte und einer seiner Nachfolger, dem man deutsche Abkunft zusprach — der für Deutschland selbst so unheilvoll wirkende Gregor VII. — der Sohn eines nach Italien gezogenen Zimmermanns gewesen sein soll, während selbst das gotische „timbar" = Bauholz und „timrjan" = bauen in unserem Zimmer und Zimmermann weiterleben, lassen sich die fremden, nicht dem Walde entsprossenen Bestandteile der alten Kunst in ihren Bezeichnungen wiedererkennen. Tegula = Ziegel, κάλιξ = cala = Kalk, mortarium = Mörtel sind die ersten Anzeichen fremden Einflusses. Eine bedeutungsvolle Beobachtung ist es für uns, daß da, wo das alte Material durch den Stein gänzlich ersetzt wurde,

was sehr wahrscheinlich mit der Verminderung des Waldreichtums zusammenhing, auch zuerst die volkszersetzenden Einwirkungen des Fremdtums hervortreten: in Lothringen, der Pfalz und den westlichen Teilen der Rheinprovinz. Aus dem Ardennenwald — einst ein hochberühmter Waldbezirk im alten Deutschen Reiche — ist der Friede des Waldes durch Fabriken und Industrieen aller Art verscheucht — die Bevölkerung der Ardennengegend ist dem Deutschtum verloren. England, in dessen Wäldern Robin Hood, der Mönch Tuck hausten und wundervolle Waldmärchen und Balladen entstanden, hat seinen besten Schmuck längst dem schrankenlosen Erwerbssinn geopfert; es entfernt sich, wie der südafrikanische Mordbrennerfeldzug beweist, auch immer mehr von den Erinnerungen, die es mit uns gemein hat[1]).

Philipp II. hatte eine Ahnung von dem volksstärkenden Einfluß des Waldes auf die Angelsachsen, als er 1588 an die Armada den besonderen Befehl ergehen ließ, alle Waldungen in England niederzubrennen, wenngleich er damit zunächst nur die Eisenindustrie vernichten wollte. Jetzt, da sich an Stelle des einst hochberühmten und von den Dichtern besungenen Ardenwaldes nur rauchende Fabrikschlote erheben, hat England selbst diese Vernichtung vollendet, die Philipp anstrebte. Aus einem Bauernvolk ist das englische ein Schachervolk geworden, aus seiner waldgeborenen Volkskunst, die unter den Stuarts und Tudors blühte, die man noch in den Dramen Shakespeares verfolgen kann, ist eine Weltkunst geworden, eine käufliche Kunst, welche nahezu Industrie ist.

Schattenlos liegen heute die klassischen Länder den versengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt; ins Grab sind aber auch jene kernfesten Bauerngeschlechter gesunken, die dem Altertum Staaten und Kulturen gaben. Verwischt sind die Unterschiede zwischen Städtern und Bauern, weil der Bauer mit dem Walde seinen erfrischenden Rückhalt verloren hatte. Wenn in Italien schon im Altertum jeder freie Landbauer zugleich Bürger einer beherrschenden Stadt sein mußte, so war durch diese Anordnung vorausbestimmt, daß die keusche und naturwüchsige Derbheit germanischer Waldbewohner hier nicht aufkommen konnte, weder im Leben des Volkes noch in der Kunst. Mit dem Lorbeer-, Cypressen- und Olivenhainen, fest umpanzert mit steingefügten Mauern, konnte man wohl Kunsterzeugnisse wie der Park der Villa Borghese, die Kaskadenbauten von Terni und Tivoli entstehen lassen, nicht aber Waldduft und Waldeinsamkeit unserer Heimat.

In die deutschen Wälder haben sich die Schatten der alten Heldengötter zurückgezogen, als sie vor dem Lichte von Nazareth weichen mußten; von hier aus befruchten sie noch immer die Phantasie wie dereinst, bevor die heiligen Bäume Hessens, Westfalens, Pommerns und Preußens dahinsanken. Noch zieht Wodan als „wilder Jäger“ durch die Wälder und waltet die holde Friga unter dem Namen

[1]) Mit welcher Gleichgültigkeit die Engländer einst die Wälder ihres Landes zu Grunde gehen ließen, läßt sich daraus ermessen, daß im 18. Jahrhundert eine einzige Eisenschmelzhütte zu Lamberhurst, obgleich sie nicht mehr als 5 Tonnen Eisen in der Woche hervorbrachte, jährlich um 200 000 Klafter Holz verwüstete, das zum größten Teil von prachtvollen Eichenwaldungen herrührte.

„Frau Gode" in den märkischen Forsten, die einst den heiligen Hain der Semnonen umschlossen. Hat auch die Axt so manche Lücke in den Zusammenhang des grünen Waldmantels gerissen, noch immer bleibt er unser bestes Kleinod. Nicht Zufall ist es, wenn in den Ortschaftsnamen die vielen -hain, -reut, -roda, -hagen, -grün, -walde und -loh uns seine Volksgewalt in sichtbarer Ausdehnung offenbaren, nicht eine eigenmächtige Phantasie, wenn die Stammsage der Sachsen das Volk und seinen König aus einem Walde erwachsen läßt und sich bei den alten Barden das ganze Weltgebäude in dem Bilde einer Esche verdeutlicht oder die Irminsäule, Eichen und Buchen eine große Rolle in der deutschen Mythologie spielen.

Gleichsam als erstes Symbol seiner Volkszugehörigkeit flammt vor den Augen des Kindes der strahlende Tannenbaum auf, dessen Erinnerung weiterlebt, wenn die Kindeslocke zum Greisenhaar ergraut ist, um den Deutschen auch in fremden Zonen ein Bild seines heimatlichen Waldes vor die Seele zu zaubern. Noch jetzt werden unsere Volksfeste in seinem Schatten gefeiert, noch sehnt sich der Städter aus seinen dumpfen Mauern hinaus in das grüne Geäst, und wer die Laubenkolonieen, mit denen sich die Großstädte mehr und mehr umgürten, mit sinnendem Auge betrachtet, der wird die Gewißheit haben, daß die Macht des Waldes in Deutschland nicht vor den Mauern der Fabriken erlahmt.

Dieser Wald ist nicht ohne Einwirkung auf unser Volksgemüt, auf unsere Kunst geblieben; er klingt aus den Poesieen unserer Dichter wieder, er weht uns aus den Schilderungen unserer Maler entgegen, er durchdringt inhaltlich und stofflich unsere Bauernkunst. Man nehme Deutschland den Wald, und unser Volk wird sich wandeln, wird verkommen wie die Angelsachsen auf Englands Boden. In Rußland keimt nur da eine Volkskunst, wo sich größere Waldgebiete zwischen die Ansiedlungen schieben; dafür wuchert in den Steppengegenden jene schwermütige Volkspoesie empor, die in Tolstoi eine so merkwürdige Abkehr von den natürlichen Verhältnissen gefunden und in fanatischen zelotischen Sekten zu dem weitesten Pessimismus gelangt ist.

Die deutsche Bildnerei wird neuerdings sehr gerühmt. Werden ihre Werke auch nur entfernt einen solchen Eindruck auf das Volksgemüt ausüben wie jene hölzernen Altäre der gotischen Zeit? Diese schlichten Schnitzereien, deren figurenreiche Darstellungen anmuten wie die Waldmärchen ihrer Herkunft, sind in der Zeit der höchsten Blüte der deutschen Kunst entstanden; ein Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Ulm, Köln ist mit ihnen untrennbar verbunden, und ein Dürer steht in ihrem Schatten. Das war eine Kunst, stark und tief, weil sie aus dem Walde emporgekeimt war; sie war Volkskunst wie ihre nordische Schwester, die noch heute in den Bauernhäusern Skandinaviens den Zusammenhang zwischen Volk und Wald vermittelt.

Ist's nicht sonderbar, daß der gewaltigste Tondichter, den Deutschland im letzten Jahrhundert hervorgebracht hat, Richard Wagner, die Stimmung des deutschen Waldes durch jenes wundervolle „Waldweben" im Siegfried zum Ausdruck gebracht hat? Und jener andere große Künstler, dem sie im letzten Jahre die Augen zudrückten, bannte er

nicht auch den ganzen Zauber des Waldes in seinem Gemälde. „Das Schweigen im Walde" auf die Leinwand? Beide, der eine ein leidenschaftlicher Deutscher, der andere ein sinnender Poet, der sehnsuchtsvoll nur die Schönheit schaute, beide empfanden tief den heiligen Frieden des Waldes. Sie fanden die Mittel, ihr Empfinden dem deutschen Volke als unveräußerliches Künstlergut zu vermachen und dieses Volk, das in dem Eichendorffschen

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut dort droben"

seine dankbare Verehrung immer wieder in den Frühling hinausjubelt, wird diese Vermächtnisse seiner Künstler dauernd bewahren.

Vor fast 400 Jahren rettete sich der größte der Zeitgenossen vor den Nachstellungen seiner Feinde in den Schutz des Waldes: Martin Luther! Wenn er oben in seiner Wartburg-Zelle saß und die rauschenden Wipfel des deutschen Waldes im Thale unten heraufgrüßten, da konnte er wohl auf dem Höhepunkt seiner Kraft sich geloben, sein Werk zu vollenden. In Erinnerung vielleicht der Tage, da er als Mönch durch Italien zog, mußte er hier inmitten des schönsten deutschen Waldes sein Volk vergleichen mit jenem alten Kulturvolke, das auf dem Erbe seiner Väter verdorrte. Was ihm der Wald zuraunte, gab er künstlerisch-gestaltend seinem Volke wieder: er gab ihm die deutsche Bibel, die deutsche Sprache. Er legte den Grund, auf dem ein anderer Großer einst weiter bauen sollte.

Wir wenden den Blick nach Norden, dahin, wo sich Bauernhäuser erheben gleich denen, die Plinius einst geschaut hatte. Meilenweiter Wald umfängt uns, aber es ist niederdeutscher Boden, und würzige Nadelbäume wachsen auf ihm, fest und gerade wie der, der unter ihrem kärglichen Schatten ausruht von den Stürmen des Lebens. Tausende zogen noch jüngstens durch den Wald, um ihrem alten Kanzler zu huldigen, ihm, für den das Volk in seiner künstlerischen Größe keinen besseren Ausdruck fand als das schlichte „der Alte im Sachsenwald".

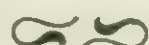
Und willst du, der du von Beruf nicht Künstler bist, in die Künstlerstimmung deines Volkes dich versenken, dann gehe in den Wald, laß dir im Waldweben zuraunen, was die Bäume einst unseren Voreltern erzählten. Vielleicht ergeht es dir wie dem Mönch von Heisterbach, von dem die Sage erzählt. Auch er ging in den Wald, um dem lieblichen Gesange eines Vogels zu lauschen und zurückkehrend mußte er erfahren, daß so viel Jahrhunderte waren vorübergeeilt, wie er Stunden zählte. Dann wirst du ahnen, daß das Rauschen des Waldes nicht dem Augenblicke gehört, daß die Poesie des Waldwebens, die einem Siegfried, einem Hermann, einem Luther, einem Bismarck gleich heilig war, auch eine Quelle unserer Volkskunst gewesen. Unsere Kunst und unser Wald und als Dritter unser Volk selber: sie gehören zusammen.



Börries Freiherr von Münchhausen.

Geboren 1874 in Hildesheim, lebt auf Schloss Windischleuba bei Altenburg, Thüringen.

Schriften: Juda. — Balladen.



Die tote Mutter.

(Dänische Volksballade.)

Jung Dyring ritt ins Land hinein, —
(Ach, war ich selber einst jung!)
Er freite ein schönes Jungfräulein
(Liebeswort freuet das Herz!)

Wohl sieben Jahre gingen ins Land,
Die Wiege niemals stille stand.
Da trat zu Dyrings Weib der Tod, —
Sieben Kinder weinten die Aeuglein rot.

Und Dyring ritt ins Land hinein,
(Ach, war ich selber einst jung!)
Er freite ein stolzes Jungfräulein,
(Liebeswort freuet das Herz!)

Wie Sterne schien ihrer Augen Licht, —
Den Kindern aber schien es nicht,
Den Kindern galt nur karger Gruß,
Sie stieß nach ihnen mit dem Fuß,
Sie gab ihnen weder Bier noch Brot,
Kein weiches Wort sie ihnen bot, —
Und Liebeswort freuet das Herz!

Und als sie weinten und klagten laut,
Ihre tote Mutter hat aufgeschaut
Und hat sich mühsam aufgericht
Und geht zu Gott und weint und spricht:
„Ich muß zu meinen Kindern gehn!
Du hörst doch, wie sie nach mir flehn!"
Spricht Gott: „Der Hahn am Morgen ruft,
Dann bist du wieder in deiner Gruft!

Und als bei Nacht durchs Dorf sie schlich
Die Hunde heulten so schauerlich,
Und als sie kam ans dunkle Thor
Ihre ältste Tochter stand davor:
„Was stehst du hier, mein zartes Kind,
Komm mit und leg dich schlafen geschwind!"
„„Du bist meine liebste Mutter nicht,
Meine Mutter hatte ein hold Gesicht!""
„Wie kann ich denn sein weiß und rot,
Ich bin doch nun so lange tot!"

Und als sie trat in die Stube herein,
Da standen sieben Bettchen klein.
Das ältste führt sie an der Hand,
Den zweit und dritten sies Hemdchen band,

Das vierte sie kämmt, das fünfte sie flicht,
Das sechste sie herzt und zu allen sie spricht
Ach, Liebeswort freuet das Herz!

Den Kleinsten nahm sie auf voll Lust
Und wollt ihn tränken aus ihrer Brust,
Da weinte das Kind. Die Mutter sprach:
„Ich lag zu lange tot und brach! —
Jetzt kräht der Hahn, der Hahn ist rot,
Jetzt muß ich fort, ich bin ja tot!
Jetzt kräht der Hahn, der Hahn ist grau,
Gottvater mißt meine Zeit genau,
Jetzt kräht der Hahn, der Hahn ist weiß
Eine Rasendecke hebt sich leis . . . .!"

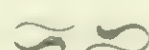
Die Mutter ging, doch jede Nacht
Die Hunde im Dorfe sind aufgewacht
Und Dyring sprang zur jungen Frau:
(Ach war ich selber einst jung!)
„Was bellen die Hunde so schauerlich rauh?" —
. . . .
(Liebeswort freuet das Herz!)



O. Schwindrazheim.

Geboren 1865 in Hamburg, lebt daselbst.

Schriften: Beiträge zu einer Volkskunst. — Studien aus Deutschhausen.



Bauern und Kunst?

Bauern und Kunst! hahaha! Großartiger Witz! — Bauern und Kunst! — Kümmt all Dag wat Nees up, sä de Jung, as he an'n Wochendag sik waschen schull! — —

'S ist noch nicht so arg lange her, da war das ungefähr die Wirkung, wenn man das Wort Bauernkunst einmal fallen ließ. Etwas besser ist's heut schon geworden, es ist doch schon allerlei bekannt geworden, insbesondere durch unsere großen Museen und die vielen neuentstandenen kleineren, was das Wort Bauernkunst nicht mehr als eine Aeußerung offenbaren Blödsinns erscheinen läßt. Auch unsere Moderne hat, indem sie ausgesprochenermaßen hie und da aus der Bauernkunst einen Gedanken entnahm — teils wirklich in löblicher Absicht, teils auch weil's ihrer Sucht, aufzufallen, dienlich schien —, viel dazu beigetragen, dem verehrten Publikum eine etwas bessere Ansicht von diesem bis da verachtetsten Zweige der deutschen Kunst einzuflößen.

Aber immer noch klingen die höhnend zweifelnden Worte: Bauern und Kunst!? in dem Sinne: Wir geben zu, daß die Bauernkunst allerlei Nettes geleistet hat, aber sie ist doch im Grunde nichts als eine Kopie städtischer Art in ländlichem Dialekt, obendrein noch eine oft mißlungene — von selbständigem Eigenleben und damit von größerem Eigenwert kann keine Rede sein. Bauern und selbständige Kunst!?

Gewiß, überall in der Bauernkunst stoßen wir auf Formen, die wir in der Stadtkunst auch finden, Ornamente aller Art, Möbel- und Gerätformen — von der Volkstracht ganz zu schweigen.

Aber ist das alles aus der Stadt auf's Land gekommen?

Gewiß, die bäuerliche Ornamentik hat all die Renaissance- und Rokoko-Ornamente von der Stadt bekommen — gewiß, viele Möbelformen sind städtischer Import — gewiß, der Bauernschmuck ist kleinstädtische Arbeit.

Aber sollte nicht umgekehrt auch vieles aus dem Dorf in die Stadt gekommen sein? Hatten wir zuerst Dörfer oder Städte in Deutschland? Waren unsere Vorfahren, die germanischen Stämme, Bauern oder Städter?

Ich denke, sie waren doch wohl eine Art Bauern, von denen wir wissen, daß sie Häuser hatten, die zur Zeit der Entstehung von Städten von den primitivsten unter den heute noch vorhandenen Bauernhäusern garnicht so arg verschieden mehr waren, Blockhäuser oder Häuser aus Holz und Lehm, (vielleicht gar mit Steinverwendung, Schiefer- oder Bretterbekleidung?) mit Stroh, Schilf, Brettern oder Schiefer gedeckt, bemalt, beschnitzt, mit in den Bewurf eingekratzten Mustern geziert, mit einem Zaun versehen usw.

War denn das alles so fürchterlich schwer zu erfinden? Ergab es sich nicht alles bei einem einigermaßen geweckten Volke — und das tiefststehende aller Völker werden unsere Vorfahren doch nicht gerad gewesen sein! — aus der Notwendigkeit des Wetterschutzes im Verein mit dem vorhandenen Material und angeborener Schmuckliebe ganz von selbst? Bei wildfremden Völkern suchen wir doch auch garnicht in aller Welt umher nach einer Anregung, die ihnen dies oder das beibrachte, wir finden ihren Hausbau mit seinem Schmuck, ihre Mattenflechtereien, ihre Töpfereien, Schnitzereien ganz selbstverständlich.

Das fränkische Haus soll auf das Vorbild des römischen Meierhofes zurückgehen — lassen wir dahingestellt sein, ob der einfache Gedanke, die einzelnen Gebäude zu trennen, so fabelhaft fern lag, daß ein Naturvolk ihn ohne fremde Hilfe absolut nicht finden konnte, ob's nicht einfach eine Aehnlichkeit des Grundrisses ist. — Ist das fränkische wirklich unselbständig, nun, so sind aber gerade darum die andern deutschen Bauernhäuser um so sicherer selbständige deutsche Bauernerfindung, denn sie sind ja ganz anders — das friesische, das niedersächsische, das allemannische usw.!

Schön — da der ursprüngliche Stadttypus doch nichts anders war als eine Art enger zusammengebauten Dorfes — können also die Stadthäuser, die ja gewissermaßen bis tief noch ins späte Mittelalter hinein vorwiegend aus Holz waren, doch wohl nichts anders gewesen sein, als Abkömmlinge unserer Bauernhäuser, wie das Hamburger Kaufherrenhäuser noch des 18. Jahrhunderts im Grundriß deutlich zeigen, wie das hessische Kleinstädte mit Ackerbaubevölkerung noch heute zeigen.

Also die deutsche Stadtarchitektur fußt auf dem deutschen Bauernhause. Die veränderte Lebens- und Betriebsart, der große Einfluß der Kirchensteinbaukunst haben das Stadthaus mit der Zeit verändert

und weiter (durchaus nicht höher) entwickelt, aber erst recht spät, zum teil erst heute kehrt sich die Sachlage um, wirkt das Stadthaus stark umbildend auf das Bauernhaus.

Nun der Hausrat! Die Bank, die Truhe, der Hocker, der Brettstuhl, der Schrein, das Bort — sollte man ihre Erfindung nicht Leuten zutrauen, die die Sense, den Pflug, das Spinnrad erfanden (oder irre ich mich, ist der Pflug vielleicht die Weiterentwickelung irgend eines städtischen Geräts?)? Der Kerbschnitt, die Schnitzerei, die Weberei, die Malerei, die Töpferei, die wir bei allen möglichen Wilden als eigene Erfindung treffen, sollten die just unsere bäuerlichen Vorfahren nicht auch selbst erfunden haben? Die geometrische Ornamentik unserer altgermanischen Aschenurnen, die spätere harmlos naive Naturornamentik mit ihren Blumen, Tieren und Darstellungen aus dem bäuerlichen Leben — so gut wir den Höhlenmenschen die Mammut- und Rentierdarstellungen auf ihren Knochenzeichnungen zutrauen, dürfen wir sie doch auch wohl unseren Bauern zutrauen!

Und dieser Hausrat ist doch offenbar mit den ersten Städtern in die Stadt gewandert! Das städtische Mobiliar und Gerät gehen also zum großen Teil doch auch auf die alte bäuerliche Kunst zurück, nicht nur in der Form, sondern auch in der Ziertechnik und den Motiven. Ich vermute, daß all das, was wir als besonders deutsch in unserer Ornamentik empfinden, die Naturliebe, die Tierdarstellungen, der Humor, die Lust an Verschlingungen, an Fülle und Derbheit auf uralte Bauernkunst zurückgehen. Worauf denn sonst? Auch hier hat sich die Stadt naturgemäß schneller und weiter entwickelt und mit der Zeit den Spieß umgedreht und ihrerseits die Bauernkunst beeinflußt.

Wäre das nicht schon hinreichend, um die selbstzufriedenen Worte Bauern und Kunst! etwas abzuschwächen? Zumal heut, wo wir wieder eingesehen haben, daß nicht das Schmuckübermaß den Kunst- und Schönheitswert ausmacht, sondern die gute Zweckerfüllung! Und letztere ist doch ganz sicher bäuerliche Eigenart jederzeit gewesen!

Aber die bäuerliche Kunst hat auch allen städtischen Einflüssen zum Trotz jederzeit ihre Eigenart zu bewahren gewußt. Von bloßer Kopie ist sie himmelweit entfernt — genau so weit, wie die deutsche Renaissance der Stadtkunst z. B. von bloßer Kopie der italienischen entfernt ist! Und so wenig man ihr ob ihrer Anleihen Eigenart abspricht, so wenig darf man's bei der Bauernkunst thun, der man auch nichts anders vorwerfen kann.

In durchaus selbständiger Weise ist der Bauer umgesprungen mit den städtischen Einflüssen, die nichts geblieben sind, als ein äußerlicher Firniß. Man suche doch die städtischen Vorbilder unserer vielen deutschen Bauernstühle, unserer originellen Truhen und Schränke, z. B. des nordfriesischen Hörnschapp, vieler bäuerlicher Textilarbeiten mit ihren originellen Motiven, wie ich deren neulich eins auf einem Mustertuch entdeckte, einen betenden Pastor vor dem Altare darstellend, offenbar für ein Abendmahlstaschentuch bestimmt! U. a. m. Gewiß reden wir z. B. von der Aehnlichkeit der Vierländer Truhen mit gotischen städtischen Truhen — damit ist aber durchaus nicht bewiesen, daß letztere das Ursprüngliche sind, es ist kein Grund vorhanden, der da-

gegen spräche, daß sie nicht ursprünglich aus der Kiste des Bauernhauses herstammen. Und mit andern Sachen steht's gerade so.

Gewiß giebt's andererseits auch z. B. Rokokomöbel auf dem Lande, die städtischen nachgeahmt sind, gewiß lehnt sich z. B. die Wilstermarschornamentik stark an städtisches Barock an, aber einmal sind beide Beispiele trotzdem völlig eigenartig geblieben, und zum andern spricht doch, wie gesagt, kein Mensch der Stadtkunst wegen ihrer Anleihen bei den bäuerlichen oder bei fremden Künsten Eigenart und Eigenwert ab!

Die Selbständigkeit der deutschen Bauernkunst zeigt sich insbesondere ja auch in der auffallenden Thatsache, daß wir eine Menge verschiedener Bauernstile haben, weit mehr als verschiedene Stadtstile, und daß die Grenzen dieser Stilarten bis auf den heutigen Tag auffallend mit Stammesgrenzen zusammenfallen!

Wir kennen unsere Bauernkunst ja noch garnicht! Wir haben heut ein wenig hineingeschaut in dieses bisher so mißachtete Gebiet unserer deutschen Kunst. Kennten wir sie genau, wäre unser Vaterland einmal gründlich durchwandert und wäre einmal festgelegt, was der deutsche Bauer geleistet — wie's beim Bauernhause dank dem Vorgehen unserer Architekten gottlob der Fall ist, obschon erst in großen Zügen — man würde sicherlich nicht mehr höhnisch fragen: Bauer und Kunst!?

Heute freilich sieht's trüb aus mit seinen Kunstleistungen, aber ist's in der Stadt so gar herrlich? Strotzen unsere Städte von edlem Schönheitssinn auf der Straße und im Hause, sind unsere Handwerker so mustergültig geschmackvoll, ist Kunstverständnis Allgemeingut?

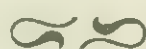
Wer trägt mit die Hauptschuld am Verfall der Bauernkunst? Doch just die Stadt, die da meint, die Bauernkunst sei nichts als eine Kopie der ihrigen gewesen! Heute, ja, da kopiert der Bauer wirklich die Stadt! Ob sie aber Grund hat, sich dieser Vorbildlichkeit zu rühmen?



Hans von Wolzogen.

Geboren 1848 in Potsdam, lebt in Bayreuth.

Schriften: Religion des Mitleidens. — Idealisirung des Theaters. — Erinnerungen an R. Wagner. — Großmeister deutscher Musik. — Wagneriana.



Kunst und Volk.

Nach den Bayreuther Festspielen.

(Ein Spruch beim Abschiedsfest für Chor und Orchester in Bayreuth.)

Walhall die Burg — das Heiligtum vom Gral,
Die Höh'n verbindet hold ein buntes Thal:
Lachende Wiese, Strom und Sonnenglanz;
Da ruht die Stadt im alten Mauerkranz,
Voll Menschen-Lust und Leben, Wahn und Werk:
Der Meistersinger liebes Nüremberg.

Aus diesem Thale sah'n wir allvereint
Empor zu dem, was von den Höhen scheint:
Der Helden Glanz — das Licht vom höchsten Heil;
Und immer ward uns frische Kraft zu teil,
Wie sie der Heimat Frieden nur verleiht:
In Kunst und Volkes heitrer Einigkeit.

Ihr selbst, ihr Treuen, seid im Thal daheim,
Ein Volk auch ihr, des Schönen Quell und Keim:
So thatet ihr auf freiem, deutschem Grund
Der weiten Welt die Kunst der Höhen kund,
Und aus den Seelen, die nach Kunst begehrt,
Schuft helfend ihr das Volk, das ihrer wert.

Und dieses Volk, es hat euch froh gedankt,
Weil tief es fühlte, was ihr sangt und klangt:
Ob sie von fernen kamen oder Näh'n,
Hier war's Ein Volk, das lernte Deutsch versteh'n!
Die so mitsamt bewundert wie gelauscht:
Sie kehrten heim, bereichert, nicht berauscht.

Heil sei dem Volke, trägt's den echten Hort
— Nicht totes Gold — lebend'gen Samen fort!
Das wachse nun, am reinen Quell gespeist,
Die Welt durchdring's mit deutschem Meistergeist —
Ein Heldenvolk getreu dem heil'gen Kreuz:
Dem Volk der Zukunft gilt der Gruß Bayreuths! —



Das deutsche Theater der Zukunft.

Vom Herausgeber.

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Es ist eine alte Meinung der Kenner, daß die deutsche dramatische Kunst in unserm Theaterwesen nicht das geeignete Mittel für ihre Bestrebungen besitzt. Stets wieder hat man über seinen Verfall, seinen Tiefstand geklagt, weil es das Seichte und Schlechte befördere auf Kosten des Edlen, ohne daß man in seiner Entstehung und Entwickelung die Ursachen seiner Gewöhnlichkeit erkannte. Aber ist ist es nicht unbillig, von geschäftlichen Unternehmungen die erhabnen Festspiele eines Aischylos oder Calderon zu verlangen?

Das vernichtende Urteil über unser Theater, das in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von Richard Wagner und dem Grafen Schack gefällt ist und das von unsern bedeutendsten kritischen Köpfen, wie Richard von Kralik in Wien, Carl Spitteler in Luzern und Adolf Bartels in Weimar, erneuert ward, will ich keineswegs entkräften. Dies Theater ist, innerlich wie äußerlich, nicht würdig der Nation. Daß es einen Gegenstand des Gewerbebetriebs bildet, empörte weniger, wenn nicht die Macht eines fremden Spekulantentums zu einer höchst gefährlichen Bevormundung unsres gesamten Volkes geführt hätte: ein Ring großstädtischer Bühnen zwingt heut

den Provinzen, die ihre geistige Selbständigkeit einbüßen, seinen undeutschen und verdorbenen Geschmack auf. Der Spielplan ist wahl- und stillos, beherrscht vom Zweck leerer Unterhaltung, dem denn am besten die Fabrikware der Macher dient. Die wenigen Bühnen, die nicht an erster Stelle geschäftliche Ziele verfolgen, sind beengt durch höfische Rücksichten. Dazu kommen dramaturgische Mißstände. — Den inneren Verhältnissen entsprechen die äußern. Befriedigen unsre prunkvollen Theaterbauten etwa die Bedürfnisse der Kunst? Befriedigt sie unsre kostspielige Ausstattungsbühne, wo die unwesentlichen Aeußerlichkeiten, die theatralischen Hilfsmittel der Dekorationen, Requisiten und Kostüme die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenken, und der Maschinenmeister den Ausschlag giebt statt des Dichters? Was sind die engen und heißen Stadttheater mit ihren teuren Eintrittspreisen unserm Volke?

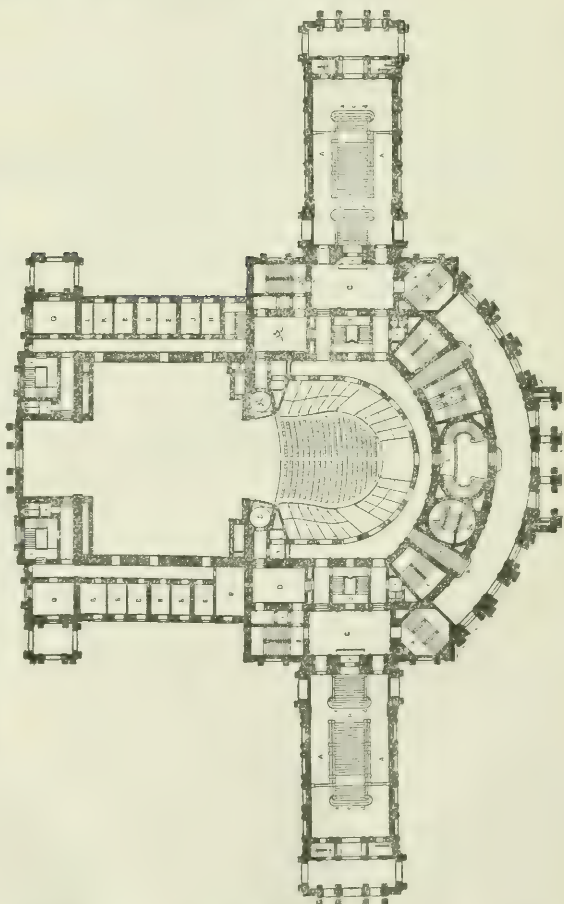


Fig. 1. Das Wiener Burgtheater (nach E. O. Sachs).
Grundriß, Saal.

Das Verlangen, die deutschen Bühnenzustände zu verbessern, ist heut um so lebhafter, da man ihre gegenwärtige Entwickelung immer mehr den Aufgaben unsrer nationalen Bildung widerstreiten sieht.

Welche Vorschläge sind nun zur Theater-Reform gemacht worden?

Solche, die eine Reform von oben, und solche, die eine Reform von unten anstreben.

Einmal der Vorschlag, das Theater zu verstaatlichen (Ferd. Avenarius in Dresden[1]). Die Hoftheater sollen in Staatstheater umgewandelt und, wie die Museen, ausschließlich durch Fachmänner geleitet werden. Falls die Umwandlung auf Schwierigkeiten stößt, so seien Staatstheater neben den Hoftheatern zu schaffen.

Davon abgesehen, daß Richard Wagners Plan, das Dresdner Hoftheater in ein Nationaltheater für das Königreich Sachsen umzuwandeln, 1849 gescheitert ist, entstehen bei diesem Vorschlag nicht geringe Bedenken. Würden staatliche Anstalten nicht akademisch geleitet werden und wohl der historischen Kunst, nicht aber dem Fortschritt dienen? Würden sie — was billig bezweifelt werden darf — der dichterischen Freiheit Spielraum gewähren?

Zweitens der Vorschlag: die Theater sind, soweit dies noch nicht der Fall ist, von den Stadt- oder Landgemeinden zu übernehmen (Raphael Loewenfeld in Berlin). Als Entgelt für Zuschüsse sollte sich der Gemeindevorstand gewisse Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht, durch einen Ausschuß von Sachverständigen auf die Gestaltung des Spielplans einzuwirken. Dieser Vorschlag scheint mir dem ersten bei weitem vorzuziehen.

Drittens der Vorschlag, durch Musteraufführungen vorbildlich zu wirken. So fordert Adolf Bartels[2] für Weimar zur

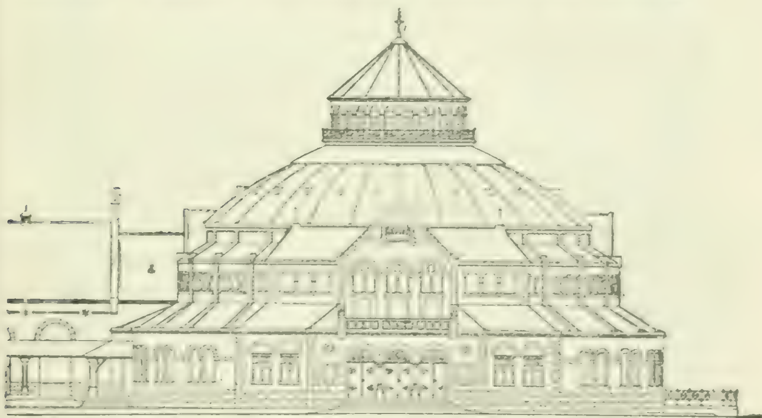


Fig. 2. Das Volkstheater zu Worms. (Frontansicht nach E. O. Sachs).

Sommerzeit „deutsche Dionysien", bei denen der Schatz deutscher Dramatik planmäßig zur Darstellung kommen müsse. So wünscht Georg Fuchs in Darmstadt[3] regelmäßige Festspiele am Rhein an vater-

[1] Kunstwart 18[illegible], Nr. 11.
[2] Deutsche Welt 1[illegible], Nr. 4[illegible].
[3] Wiener Rundschau III, 2[illegible].

ländischen Ehrentagen. So verlangt Eugen Holzner in Prag[1]) cyklische Bühnenaufführungen, wobei sich der Cyklus entweder auf die Werke eines einzelnen oder auf die Vorführung ganzer Epochen beziehen könnte.

Diese sämtlichen Vorschläge berühren die beiden wichtigsten Fragen nicht: wie wird die Guckkasten-Bühne beseitigt? und wie lassen sich Werkzeuge schaffen für eine nationale Entwickelung unserer dramatischen Kunst?

Wenden wir uns also zu den Vorschlägen, welche eine Reform von unten anstreben. Sie lassen sich zusammenfassen in Richard Wagners Forderung: das Theater ist nicht zu verstaatlichen, wohl aber zu nationalisieren[2]).

Die Verlegung des Schwergewichts von wenigen Mittelpunkten nach den verschiedenen deutschen Gauen ist auf eine doppelte Weise denkbar: durch Wandertruppen und durch die künstlerische Ausbildung der hergebrachten landschaftlichen Festspiele. Ein Erfolg wäre natürlich nur bei außergewöhnlichen Leistungen zu erwarten.

„Wenn ein Nationaltheater", so schreibt uns der Schauspieler Franz Peschel vom Straßburger Stadttheater, „pekuniär prosperieren soll, so muß es unbedingt gastieren und nicht stabil sein." In fünf Städten könne man etwa je fünf Vorstellungen geben.

Der andre Plan, die Reform unsres Theaters an die landschaftlichen Festspiele anzuknüpfen, erfreut sich mehrerer trefflicher Anwälte. Zwar Richard Wagner selbst scheint nicht gerade an diese Verbindung gedacht zu haben, wenn er den Künstlern empfiehlt, für Aufführungen sich mit den Gemeinden ins Einvernehmen zu setzen[3]) aber sein Jünger Hans von Wolzogen in Bayreuth tritt mit Wärme für diesen Gedanken ein. „Charakteristisch für das neue Drama würde die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Bühnen oder besser der Aufführungsgelegenheiten sein. Selbst von der stehenden Bühne wird man los zu kommen suchen müssen. Die Aufführungen neuer Werke sind nicht als litterarische Experimente, nach Art der Freien Bühnen, zu verstehen, sondern die Dichter haben vielmehr für poetisch-veredelndes Material zur Verwendung bei den schon natürlich erwachsenen Volksspielen in Stadt und Land zu sorgen." Zu ähnlichen Anschauungen bekennen sich die Wiener Adam Müller-Guttenbrunn und Richard von Kralik, der in seinem ausgezeichneten Kunstbüchlein auf Raimund hinweist als den Ausgangspunkt für eine neue Entwicklung unsrer Kunst.

Die Vorteile landschaftlicher Spiele liegen auf der Hand. Der Gau, die Heimat, die Stammeseigenart kommt zur Geltung gegen die Großstadt, gegen das Verschliffne und Fremde; das Volkstum gegen die Ueberbildung und Entartung, die Einfachheit gegen den Prunk, die Natur gegen die Unnatur. Wie armselig die unstete Neuerungssucht im Vergleich zur altehrwürdigen Sitte, wie nichtig der Alltag neben der festlichen Stimmung! —

---

[1]) Allgemeine Zeitung 1900, Beilage 137.

[2]) Gesammelte Schriften, Leipzig 1887, X 15.

[3]) A. a. O., II 258 f., III 39 f., 162, 166 f, V 43.

Kein Zweifel, daß sich all jene Pläne zur Reform unsres Theaterwesens verwirklichen ließen. Wenn mir der letzte am meisten zu versprechen scheint, so bestimmen mich dabei zwei Erwägungen: er geht von einer natürlichen Grundlage aus und er ist einer unbegrenzten Ausdehnung fähig. Haben solche Spiele in noch so bescheidener Form einmal Erfolg, so wird man sie wahrscheinlich wiederholen und nach andern Gegenden verpflanzen. Dann erst kann bei fortwährender Nachfrage nach neuen Stücken jener Wettstreit der Dichter entstehn, den Graf Schack mit Recht als den Grund der Blüte des spanischen und englischen Dramas bezeichnet hat. Wenn ein Netz solcher Festspiele ganz Deutschland umspannt und eine eigne volkstümliche Kunst überall entstanden ist, wird man von einem nationalen Theater der Deutschen reden können, — eher nicht.

Ich will nun versuchen, die Aufgaben solcher Spiele genauer zu bestimmen.

Neben der herkömmlichen kleinen und prunkvollen Guckkasten-Bühne bestehen in Mittel-Europa bereits große und einfache Theater im Freien, bei denen nicht bloß der Hof oder die obere städtische Gesellschaftsschicht, sondern das gesamte Volk den Zuschauer abgiebt; Theater, deren künstlerische Bedürfnisse von denen unsrer Tagesbühnen völlig abweichen. Nicht darum also handelt es sich, etwas völlig neues zu finden, sondern eine künstlerische Richtung rein auszubilden.

Man wird zunächst nach dem Inhalt und der Form der Spiele fragen.

Was ist aufzuführen? Wieviel Stücke? Welcher Art und von wem?

Bei den meisten Festspielen ist es üblich, nur ein Werk aufzuführen. Es wird sich indes für unsern Zweck nicht empfehlen, sein Glück auf eine Karte zu setzen. Man kann mit einem Werke seine Absichten nicht genügend erklären, kann eine litterarische Reform nicht anbahnen; auch müssen mehrere Gattungen vertreten sein. In Beyreuth und Orange bietet man stets eine Reihe verschiedener Werke: dort kamen 1899 der Ring des Nibelungen, die Meistersinger von Nürnberg und Parsifal an zwanzig Spieltagen (vom 22. Juli bis 20. August zur Darstellung; hier 1900 die Komödie Pseudolus nach Plautus, die Tragödie Alkestis nach Euripides, Iphigenie in Tauris von Gluck und König Oedipus nach Sophokles an drei Abenden. Andrerseits würde man über 6 Stücke kaum hinausgehen können, die in je drei Aufführungen eine Festzeit von vier Wochen bequem ausfüllten.

Der Spielplan sollte ein geschlossenes Bild geben; seine einzelnen Teile müßten einander ergänzen und erläutern.

Das Gepräge der auszuwählenden Stücke hätte ein rein künstlerisches zu sein. Scheint der Wert des Festspiels, des Volksschauspiels durch wohlgemeinte aber dilettantische Aufführungen und Erzeugnisse herabgesetzt? — Desto mehr Grund, ihn wieder herzustellen. Hier ist die Stätte für höchste Poesie, wofern sie aus dem Geist unsres Volkes, unsrer Vorzeit, unsrer Heimat geboren ist. Hier ist der Raum für die Helden unsrer Sage und Geschichte wie für die

volkstümlichen Gestalten des Schelmenspiels und des Märchens; für einen Faust und Wallenstein nicht minder wie für einen Eulenspiegel oder Hans im Glück. Der Klassizismus, die Romantik, die Neueren können der volkstümlichen Bühne wenig bieten; und eine Dichtung der Volksgesamtheit in Herders Sinne zu schaffen, bleibt die große Aufgabe der künftigen Geschlechter.

Die Auswahl der Stücke sollte sich zunächst auf einheimische Dichter beschränken. Hier liegt es einem gelehrtenhaften Zeitalter nahe, seine alten berühmten Werke zu spielen und die lebenden Künstler, wenn nicht auszuschließen, so doch zurückzustellen. Hellenen, Spanier und Briten handelten umgekehrt. Kunst entwickelt sich nicht, wenn man den toten Meistern huldigt und ihren lebenden Jüngern die Bethätigung verwehrt. Man sollte daher an das vorhandene Erbgut nur anknüpfen und, wie Richard Wagner es verlangt[1]) ausschließlich neue Werke von Zeitgenossen zur Aufführung bringen, deren Namen man ja, um allen Vorurteilen zu begegnen, erst nach dem Erfolg bekannt zu geben brauchte.

Soviel über Inhalt und Geist der Darbietungen. Wie ist nun die äußere Form zu gestalten? — Die Antwort kann, wie vorher, nur lauten: eigenartig deutsch oder volkstümlich.

Die Frage nach der Art und Weise der Aufführungen zerfällt in die Fragen nach Ort und Zeit und dem Schauplatz der Spiele.

Von dem Festort verlangt das einhellige Urteil der Sachverständigen, daß er in einer anziehenden Gegend gelegen sei, die der Fremdenverkehr berühre, und eine nationale Bedeutung besitze. Diesen Bedingungen werden am meisten altberühmte Punkte in unsern Berglandschaften entsprechen, wie der Kyffhäuser und die Wartburg in Thüringen, Goslar am Harz, der Niederwald am Rhein, Heidelberg, der Kynast in Schlesien, Meran in Tirol.

Die Jahreszeit, wo sich am leichtesten Vertreter aller Stände versammeln lassen, so daß ein Abbild der Nation im Kleinen entsteht, sind wohl die Sommerferien. Insbesondere bringt der August in Deutschland meist beständige Witterung mit sich. Das Spiel denke ich mir des Nachmittags, von der Vesper bis Sonnenuntergang.

Der Zutritt zu den Aufführungen soll der Mehrzahl der Besucher zu dem niedrigsten Preis ermöglicht werden; es ist daher eine sehr große Zuschauerzahl erforderlich. Schon dieser Umstand nötigt dazu, von der hergebrachten städtischen Theater-Anlage gänzlich abzusehen.

Vielmehr verlangt das nationale Drama eine ihm eigentümliche Bühne.

Man wird diese Bühne, bei dem Abbruch aller Ueberlieferung, nicht der altdeutschen nachbilden können. Aber es sind doch Vorarbeiten für sie da, theoretisch wie auch praktisch.

Ich meine die Bestrebungen, unsre Ausstattungsbühne zu vereinfachen; ferner die neueren Reformbühnen und die Volkstheater.

„Dem Kenner", so urteilt schon Ludwig Tieck in seinen Drama-

---

[1]) A. a. O. V 45 f.

turgischen Blättern¹), „wäre es ohne Zweifel am liebsten, diese (Shakespeares) Werke auf einem vollständig eingerichteten Theater ohne alle Dekorationen zu sehen." Aehnlich äußert sich A. W. v. Schlegel²) Schinkel beschäftigte sich³) 1817 mit dem Plan, die Bühne nach folgenden Grundsätzen umzugestalten: Das Proszenium ist tief in den Zuschauerraum vorzuschieben, so daß der Schauspieler von allen

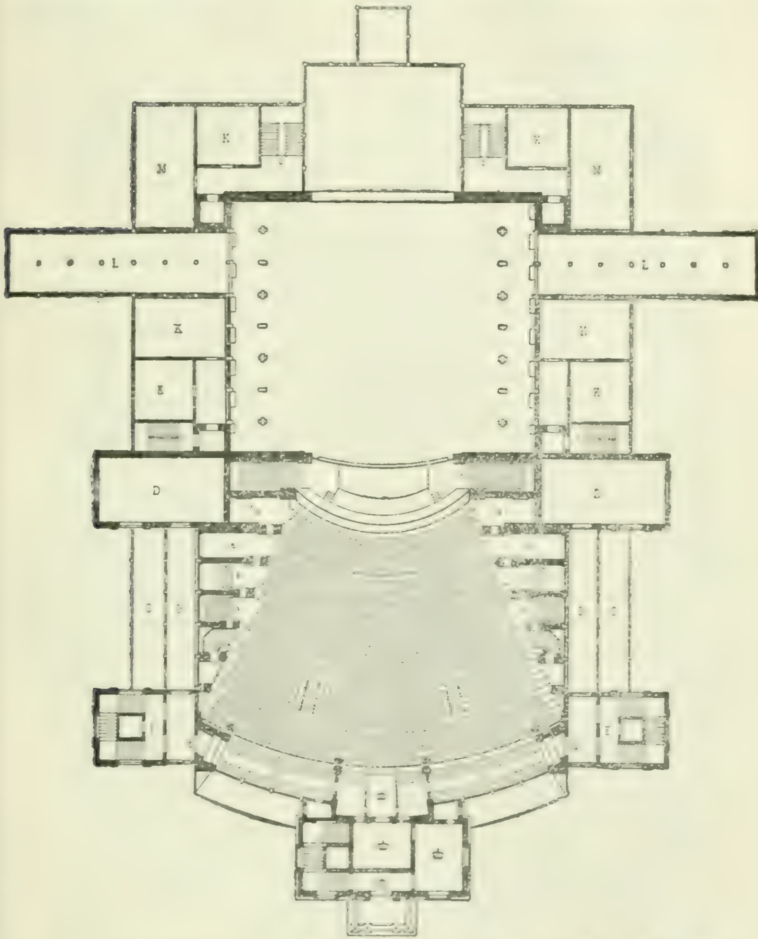


Fig. 5. Richard Wagner-Festspielhaus in Bayreuth (nach E. O. Sachs).
Grundriß, Saal.

Seiten sichtbar ist, wodurch die Natürlichkeit des Spiels befördert wird. Statt der wechselnden Seitenkulissen werden unveränderliche Seiten-Gardinen angebracht. Die Ausstattung beschränkt sich auf eine veränderliche Dekoration, die die Bühne im Hintergrund abschließt.

¹) I 238 II 51, 247.

²) In den Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur VI 318, 320.

³) Nach den Bayreuther Blättern 1887, 3. Stück.

Diesen Plänen folgten schließlich zwei reformatorische Thaten: Richard Wagners Festspielhaus zu Bayreuth, 1876, und die Münchner Reformbühne, 1889.

Das Bayreuther Festspielhaus kennt keine Seitenlogen und Ränge. Das Orchester ist versenkt. Auf der Szene selbst ist die Pracht der Ausstattung, die Illusion, die maschinelle Technik — wie sonst nur von den Meiningern — bis zum Aeußersten gesteigert, worin übrigens das musikalische Drama nur dem Geschmack der alten Oper treu blieb.

Die Münchner Reform- oder Shakespearebühne verfolgte das entgegengesetzte Ziel, die Ausstattung möglichst einzuschränken. Ihre Szene kennzeichnet sich durch vier Merkmale: die Bühne kann mittels Vorhangs in einen vordern und einen hintern, etwas erhöten Teil zerlegt werden. Das Proszenium ist vorgeschoben. Der Schauplatz der Handlung ist nur angedeutet durch eine veränderliche Hintergrund-Gardine. Statt der Seitenkulissen hat man Seitenvorhänge. Diese Szene, deren Beschreibung durch Oberregisseur Savits man nebst Grundriß im Neuen Theater-Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger für 1890 findet, gewährt den Vorteil raschester Verwandlungsfähigkeit und beseitigt damit einen Hauptübelstand des herrschenden Systems. „Denn", so führt Genée aus[1]) „wenn auf der altenglischen Bühne der Shakespeareschen Zeit das Drama mit all seinen schnell wechselnden Szenen ohne Veränderung der Dekoration und ohne jedes dadurch erzeugte Hemmnis dahinrollte und die Einbildungskraft der Zuschauer dem kühnen Flug der dichterischen Phantasie willig folgte, so muß gegenwärtig der ganze schwerfällige Dekorationsapparat der Phantasie des Dichters mühselig nachzukommen suchen und bildet überall nur ein Hemmnis."

Während bei diesen für wohlhabende Städter bestimmten Reformbühnen die Zahl der Besucher auf etwa 2000 beschränkt bleibt, bildet die große Zuschauermasse gerade das Kennzeichen des *Volkstheaters*. Daher finden wir hier eine amphitheatralische Anlage in freier Landschaft. Der Zuschauerraum steigt im Halbkreis an. Ein tieferes Orchester befindet sich unmittelbar vor der Bühne. Diese selbst ist ein offnes Naturtheater, ohne Vorhang, nach hinten zu durch Wald und Berge geschlossen; darin ist ein Brettergerüst aufgeschlagen.

Die *Oberammergauer Passionsbühne* hat auf wenig erhöhtem Podium statt eines Brettergerüstes drei: ein mittleres und zwei seitliche (den Palast des Pilatus und den des Hohenpriesters Annas), die sämtlich für Innenszenen benutzt werden. Diese Innen- oder Mittelbühnen mit geteiltem Vorhang entsprechen genau dem zurückliegenden Teil der Münchner Reformbühne. Die Bühnenbreite beträgt 42 Meter — im Münchener Hoftheater 29 Meter —, die des mittleren Bühnenhauses, des Mittelbaues, 10 Meter, seine Höhe 6,5 Meter. Der Zuschauerraum umfaßt 4200 Personen. Er ist mittels einer Eisenkonstruktion überdacht. (Seine Baukosten betrugen 180000 Mark.) Das Grundstück umfaßt 3300 Quadratmeter, wovon die eine Hälfte auf die Bühne, die andere auf das Amphitheater entfällt.

---

[1]) In der Allg. Ztg. [illegible].

Ueber das antike Theater in Orange führe ich den Bericht von Paul Ehlers an (in Bühne und Welt 1900, S. 1049): „Das Theater liegt am Fuße eines mäßigen Hügels, der zugleich als Schallfänger dient. Eine Mauer von kolossalen Dimensionen (103 Meter Länge, 36 Meter Höhe, 4 Meter Dicke) schließt es, dem Hügel gegenüber, nach Norden ab; an ihr entspringen zwei kulissenartige Seitenmauern, die sie mit dem Amphitheater verbinden. Vor der Mauer ist die aus Brettern gezimmerte Bühne aufgeschlagen, auf der sich ein hohes, durch einen bunten Vorhang geschlossenes Portal in der Mauermitte öffnet. Hier spielen sich unterm freien Sternenhimmel die Aufführungen ab; die Dekorationen fehlen ganz, und an Requisiten wird nur das Allernotwendigste aufgestellt. Der Auftritt der Schauspieler ist, soweit er nicht durch das Portal erfolgt, durch

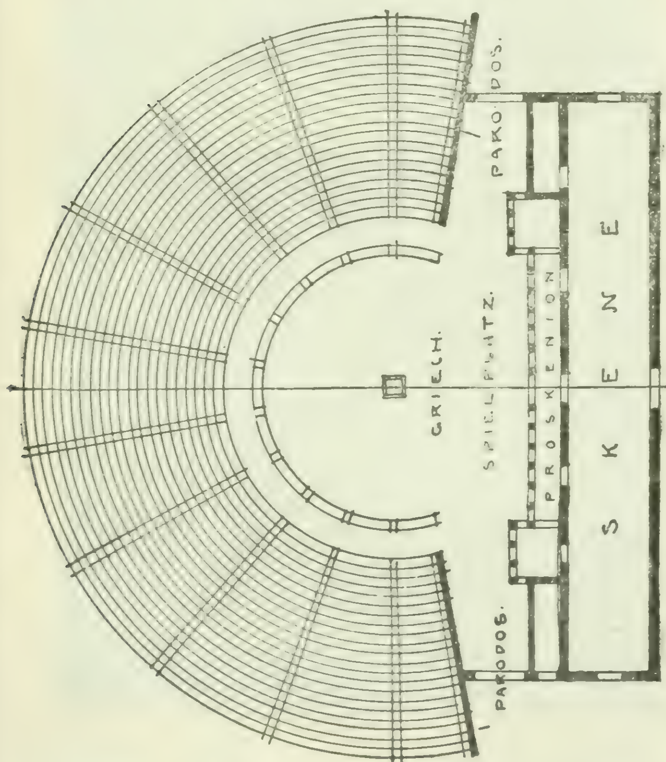


Fig. 4. Typus des Grundrisses des griechischen Theaters im Perikleischen Zeitalter (nach Dörpfeld u. Reisch).

grüne Büsche gedeckt. Das Orchester liegt, tiefer als die Bühne, unmittelbar davor. Man sieht, das Ganze ist eine Shakespeare-Bühne, die die Münchner an Einfachheit übertrifft. Und doch ist die Wirkung der Werke ganz ergreifend, erschütternd, und die unzählige Menge der Hörer, zum größten Teile Bürger und Bauern der Provence, lauscht mit größter Spannung!“ . . . In dem weiten Bau erklang jedes Wort deutlich, „ohne daß sich Schauspieler und Sänger mehr anstrengen mußten als in einem unserer Theater, eher noch weniger. Auch er

schienen sie nicht auf dem Kothurn, sondern als natürliche Menschen und waren doch für jeden in guter Proportion sichtbar. Alles in allem war es eine Kunstoffenbarung." — Der Zuschauerraum faßt 10 000 Personen. Eine eingehende Beschreibung lieferte L. Bräutigam in seiner Schrift Das französische Bayreuth[1]), die auch drei Ansichten des Theaters enthält.

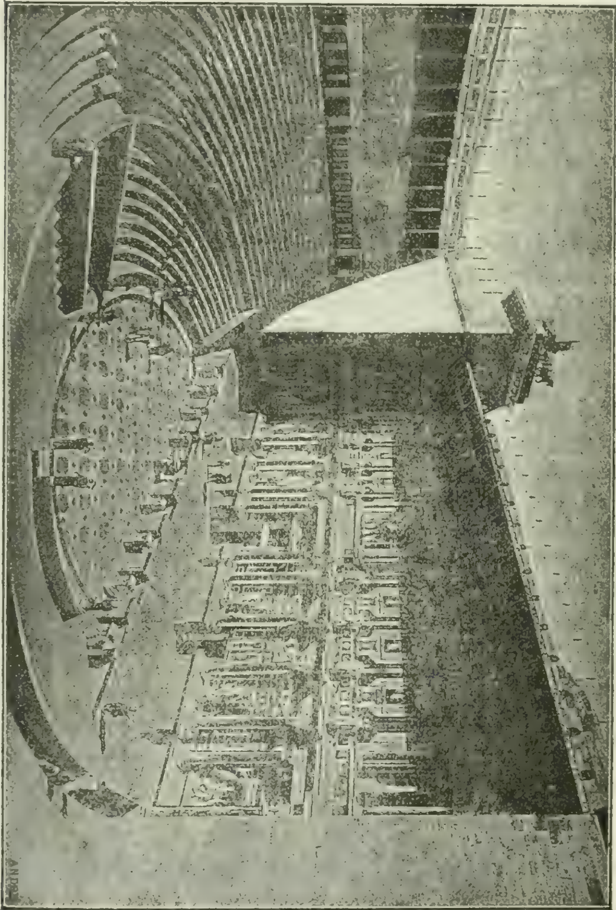


Fig. 5. Das griechisch-römische Theater zu Ostia (restauriert nach P. André).

Das antike Theater zu Arles an der Rhone faßt 16 000 Personen. Tony Kellen hat in seiner Studie Die Entwickelung der Volksschauspiele[2]) darüber einiges mitgeteilt.

Worin hätten nun neue Anlagen in Deutschland ihre Eigenart zu setzen? — Darin, daß sie sich in freier Landschaft unter möglichster Benutzung des Geländes erhöben, in einer Mulde oder an einen Berghang gelehnt. Zuschauerraum und Bühne müßten beide nach hinten

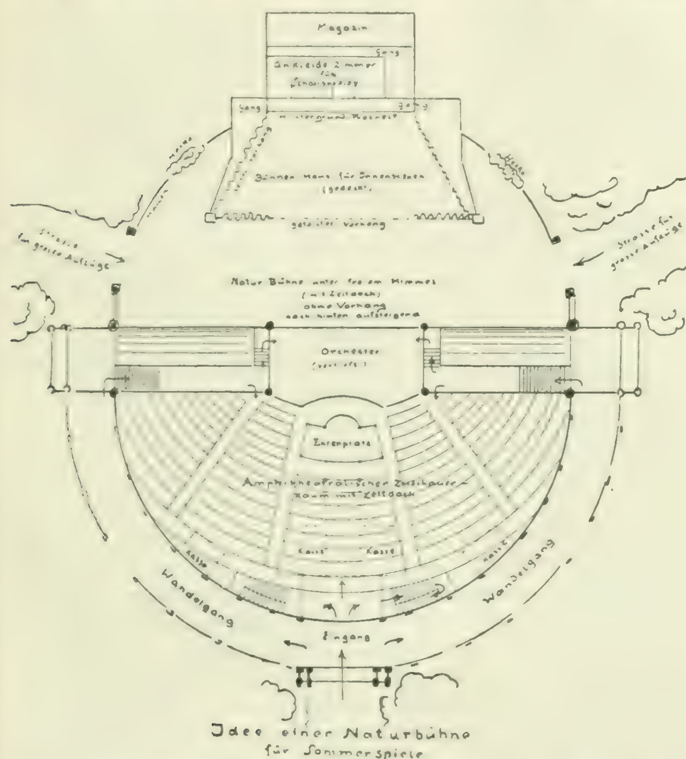
---

[1]) Goslar 1900.

[2]) In der Deutschen Zeitschrift 1900 1. Okt.-Nr., S. 84.

zu anzeigen. In ein Naturtheater — und hierin liegt das Bedeutsame — wäre ein Bühnengerüst für Innenszenen einzubauen, das durch einen Hintergrund-Prospekt raschester Verwandlung fähig ist; so daß die Vorteile der städtischen und der natürlichen Bühne vereinigt werden.

Alle künstlichen **Ausstattungsmittel** fallen bis auf die schließende Dekoration der Innenbühne weg, womit jene alte Forderung der wahren Kunstfreunde verwirklicht würde, die der Maler



Idee einer Naturbühne für Sommerspiele

Anselm Feuerbach in die zornigen Worte kleidet: „Ich hasse das moderne Theater, weil ich scharfe Augen habe und über Pappendeckel und Schminke nicht hinaus komme. Ich hasse den Dekorationsunfug mit allem, was dazu gehört, von Grund meiner Seele. Er verdirbt das Publikum, verscheucht den letzten Rest von Kunstgefühl und erzeugt den Barbarismus des Geschmacks, von dem die Kunst sich abwendet. Das wahrhaftige Kunstwerk hat stets innerliche Kraft genug, um Situationen zu vergegenwärtigen, auch ohne unwürdige, der Kunst zuwiderlaufende Mittel. Es bedarf bescheidner Andeutungen, nicht aber sinnverwirrender Effekte."

Die **Requisiten** wären auf das Notwendigste zu beschränken. — Man überschlage die Kostenersparnis, die durch diese Maßnahmen bewirkt wird und die dem Schauspiel selbst und der schauspielerischen Darstellung zu Gute käme!

Die Skizze einer Naturbühne für Sommerspiele, die diesem Aufsatz beigegeben ist, erklärt dem geneigten Leser unsere Absichten am deutlichsten.

Statt eines festen Proszeniums genügen zwei Flaggenmasten links und rechts. Bühne und Zuschauerraum sollten gegen Unbill unserer Witterung mit einem Zeltdach zu überspannen sein.

Der Vordergrund der Bühne, etwa einer Waldlichtung ähnlich gehalten, offen, ohne Vorhang, dient für die Szenen im Freien, insbesondere die Massenszenen.

Die hintere Bühne (Bühnenhaus, Mittelbau), etwas höher gelegen, dient für die Innenszenen, wie Zimmer, Schloß, Tempel u. dgl. Ihr geteilter Vorhang, den man, wie in Oberammergau, am besten der Umgebung gemäß übermalt, bleibt so lange geschlossen, wie vorn gespielt wird; so daß die hintere Bühne völlig verborgen ist. Er öffnet sich erst, wenn man den innern Raum bedarf. Damit ist eine Veränderung des Schauplatzes im Augenblick ermöglicht, selbst dann, wenn zwei unmittelbar auf einander folgende Innenszenen den Wechsel des Hintergrund-Prospektes erheischen, wobei die Dazwischenkunft eines Chores die verschiedenen Eindrücke trennen kann.

Der Zuschauer übersieht von jedem Platze des Amphitheaters aus die ganze Bühne. Die freie Landschaft, die ihm fortwährend vor Augen bleibt, giebt dem Bühnenbild erst den künstlerischen Abschluß. Kein Zweifel, daß alle Teilnehmer der Festspiele sich in einer ganz anders empfänglichen und gehobenen Stimmung befänden, als dies in unseren städtischen Luxustheatern der Fall sein kann.

Die Eigenart einer solchen Bühne würde für unsere dramatische Kunst von den weittragendsten Folgen sein, ein Gegenstand, über den ich mich diesmal auf Andeutungen beschränken muß. Das von Paris eingeschleppte Sittenstück mit seiner platten Fabel, seinem witzigen Dialog reizt nur in unseren verschlossenen Bühnenhöhlen; auf einem nationalen Theater unter freiem Himmel erscheint es abgeschmackt und unwürdig. Hier drängt alles, der Ort, die Zeit, die Umstände, zum Großen und Bedeutenden, zum Gesunden und Volkstümlichen in Stoff, Form und Stil. Hier ist dem Schwung, der Erfindungskraft, der Leidenschaft und Laune des Künstlers der weiteste Spielraum gegeben. Hier mag er den Reichtum seiner Versmaße entfalten und sich des Chors bedienen, wenn anders er dessen zu bedürfen glaubt. Denn in der That wird eine bescheidene Musik nicht fehlen können; und ein Chor, mag er aus Kriegern oder Frauen, aus Zwergen oder Elfen bestehen, bringt das Festliche hinzu; er kann die Handlung erläutern und die Stelle der Zwischenaktsmusik ausfüllen.

Der räumlichen Verhältnisse wegen sind geübte Sprecher notwendig, also Berufsschauspieler, wie dies in Bayreuth und Orange der Fall ist. Mit Dilettanten zu spielen, würde mir als ein Mißgriff und Rückschritt erscheinen.

Soviel über die landschaftlichen Festspiele. Durch ihren Ausbau könnte wohl am ehesten das Gewicht der städtischen Geschäftsbühnen beseitigt und eine uns eigne Kunst neu geboren werden.

Anmerkung. Der Ausbau landschaftlicher Festspiele wäre durch folgende Maßnahmen einzuleiten:

1. Errichtung eines Fonds für die erste Abhaltung der Spiele. Seine Höhe hätte sich nach den Unkosten des etwaigen Gelände-Erwerbs, der Anlagen und Baulichkeiten sowie der Spiele zu bemessen. Er wäre aufzubringen durch die Zeichnungen von Privatpersonen, durch Gemeinde-Zuschüsse und durch die Jahresbeiträge einer Gesellschaft, deren Mitglieder damit das Recht freien Zutritts zu den Spielen erwürben.

2. Aufruf an die Gemeinden, sich um die Spiele zu bewerben. Die betreffenden Kreise und Gemeinden wären zur freien Hergabe von Grund und Boden sowie zur finanziellen Beteiligung heranzuziehen.

3. Aufruf an die Autoren zur Erlangung künstlerischer Arbeiten, nach Richard Wagners Vorschlag[1]).

Anhang: Ueber Wartburgspiele.

Thüringen, im Herzen Deutschlands gelegen und zumal Eisenach mit der Wartburg scheint durch seine landschaftliche Schönheit wie durch seine ehrwürdigen Ueberlieferungen in Sage und Geschichte besonders geeignet, den Ausgang für eine Reform unseres Theaters zu bilden. Dazu kommt, daß hier eine gewisse Vorarbeit vorhanden ist sowie Hof- und städtisches Interesse. Die Anlehnung an den Ort, seine Bedeutung und seine Vergangenheit wäre nur naturgemäß, wie denn von diesen heimischen, allen gegenwärtigen Quellen das Drama Indiens und Griechenlands, Spaniens und Alt-Englands völlig durchtränkt ist und eben deshalb sich rein national und volkstümlich ausnimmt.

Der Plan des Rigaer Theaterdirektors Max Martersteig, mit dem Prof. Schreyer-Schulpforta in Verbindung trat, bestand darin, ein Theater-Gebäude in Eisenach zu errichten, wofür eine Million Mark verlangt wurde, und in ihm in den Monaten Mai bis Juli 60 Musteraufführungen teils klassischer teils moderner Stücke (Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann, Halbe u. a.) mit aller Maschinentechnik und Ausstattungskunst der Neuzeit zu geben. Ich halte diesen Plan für äußerlich und verfehlt; mit welchem Recht eine solche herkömmliche Veranstaltung den Titel Nationaltheater in Anspruch nähme, ist mir nicht deutlich.

Der Plan könnte daher von uns nur in gänzlich veränderter Gestalt, wie vorher dargethan, wieder aufgenommen werden. Die wichtigste Umbildung besteht in dem Grundsatz, daß dies Theater dem lebenden Künstlergeschlecht für eine national-volkstümliche Kunst zu dienen habe und daß eine solche Kunst ihre eigene Szene erheische.

[1]) A. a. O. V 45 f.



Anhang.



Gruppierung der Autoren nach Landschaften.

Nieder-Deutschland.

Dithmarschen	Adolf Bartels.
Niedersachsen	Heinrich Sohnrey, Gustav Falke, Börries Freiherr v. Münchhausen, O. Schwindrazheim.

Mittel-Deutschland.

Rheinland	Hermann Friedrichs.
Franken	Albrecht Wirth, Hans von Wolzogen.
Thuringen	J. H. Löffler.
Meißner Oberland	Max Geißler.
Böhmen	Alois John, Johann Peter.
Schlesien	Philo vom Walde, Ernst Wachler.
Baltische Ostsee-Provinzen	Maurice Reinhold von Stern.

Ober-Deutschland.

Elsaß	Fritz Lienhard.
Schwaben	Christian Wagner.
Tirol	Franz Lechleitner, Arthur von Wallpach.
Oesterreich	Richard von Kralik, Alexander von Peez.

Liste unserer Organe.

Deutsche Zeitschrift, Weimar. Verlag: Hermann Costenoble, Berlin und Jena. Preis vierteljährlich für 3 Hefte 3 Mk.

Blätter für deutsche Erziehung, Friedrichshagen bei Berlin. Herausgeber: Arthur Schulz, Friedrichshagen bei Berlin, See-Straße 8. Preis vierteljährlich für 3 Hefte 1 Mk.

Der Spielmann, Almanach. Verlag: Fischer & Franke, Berlin W. 30. Preis vierteljährlich für 3 Lieferungen mit Vollbildern und Buchschmuck 2 Mk.

Auswahl deutscher Grundschriften.

Tacitus, Germania, von 20 Pf. an.

Luther, Streitschriften.

Hutten, Streitschriften.

Friedrich der Große, Briefe. Auswahl bei Reclam. Mk. 1,50.

Fichte, Reden an die deutsche Nation, 40 Pf.

Arndt, Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von Stein, 1 Mk.

—, Geist der Zeit.

—, Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze, 20 Pf.

Jahn, Deutsches Volkstum, 60 Pf.

Jacob Grimm, Kleinere Schriften.

Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 5 Bände 34 Mk.

W. H. Riehl, Naturgeschichte des deutschen Volkes. (Familie, bürgerliche Gesellschaft, Wanderbuch, Land und Leute. Je 5 Mk.)

Jentsch, Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft. 3 Mk.

Lagarde, Deutsche Schriften. 5 Mk.
Treitschke, Deutsche Geschichte, zumal Bd. I, je 10 Mk.
—, Politik, 2 Bde. je 10 Mk.
Bismarck, Reden. (Reclam, der Band 1 Mk.)
—, Gedanken und Erinnerungen. 20 Mk.
Albrecht Wirth, Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. Mk. 4,50.
Gobineau, Rassenbuch.
Hans Meyer, Deutsches Volkstum. 16 Mk.
v. Peez, Haine und Heiligtümer. Mk. 1,80.
Ratzel, Deutschland. Mk. 2,50.
E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, 4 Mk.
Der Kampf um das Deutschtum, herausgegeben vom Alldeutschen Verbande. 19 Hefte, die alle Siedlungen von Deutschen auf der Erde behandeln, nebst Karten, je 80 Pf. bis Mk. 1,40.
Paul Langhans, Deutsch-volkliche Kartenwerke: Staatsbürger-Atlas, Kleiner Handels-Atlas, je 2 Mk.; Marine-Atlas, Armee-Atlas, Alldeutscher Atlas je 1 Mk., Kolonial-Atlas 28 Mk.

Herders ästhetische Schriften. — Goethe, Gespräche mit Eckermann. Mk. 1,75 u. a. — Graf Schacks ästhetische Schriften. — Kraliks Kunstbüchlein, Mk. 2,40. — Goedeckes Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung (erste Auflage die handlichste; gediegenste Auffassung). —

Verzeichnis der nationalen Verbände.

Alldeutscher Verband, Berlin W. 35, Lützowstraße 85 b.
Allgemeiner deutscher Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7.
Orden der Hermanns-Söhne, Neu-York.
Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin, Potsdamerstraße 22a.
Deutscher Flottenverein, Berlin NW., Schiffbauerdamm 23.
Ostmarkenverein, Berlin W. 62, Kleiststraße 5.
Deutsch-nationaler Handlungsgehilfenverband, Hamburg, Große Reichenstraße 30.
Deutscher Volksbund, Berlin C. 22, Rosenthalerstraße 65.
Bund der Germanen, Obmann W. Ph. Hauck, Wien, Kettenbrückengasse 20.
Südmark, Graz, Herrengasse 3.
Nordmark, Troppau, Oest.-Schlesien, Pfründergasse 3.
Bund der Deutschen in Böhmen, Prag II, Krakauerstraße 11.

Verzeichnis der nationalen Tagespresse.

Leipziger Neueste Nachrichten.
Rheinisch-Westfälische Zeitung, Essen.
Hamburger Nachrichten.
Deutsche Zeitung, Berlin.
Ostdeutsche Rundschau, Wien.
Grazer Tagblatt, Graz.
Groß Kikindaer Zeitung, Banat.
Deutsches Tagblatt für Ungarn, Temesvar.

Siebenbürgisch-deutsches Tageblatt, Hermannstadt.
Kronstädter Zeitung, Kronstadt.
Düna-Zeitung, Riga.

Verzeichnis der nationalen Zeitschriften.

Deutsche Zeitschrift, Berlin, Jena, Weimar.
Scherer, Innsbruck.
Hammer, Leipzig.
Alldeutsche Blätter, Berlin. (Organ des Alldeutschen Verbandes.)
Deutschtum im Auslande, Berlin. (Organ des Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande.)
Germania, Brüssel. (Organ der Vlamen.)
Deutsche Wochenschrift in den Niederlanden, Amsterdam.
Baltische Monatsschrift, Riga.
Jungdeutschland, Berlin. (Organ der Jugendbund-Bewegung.)
Heimdall, Berlin.
Neue Bahnen, Wien. (Ottokar Stauf von der March.)
Heimat, Berlin.
Spielmann, Berlin.

Uebersicht der Presse.

a) Zeitungen.

Konservativ.

Kreuz-Zeitung, Berlin. (Preußisch, hochkirchlich und agrarisch.)
Reichsbote, Berlin. (Organ der evangelischen Orthodoxie.)
Deutsche Tages-Zeitung, Berlin. (Agrarisch, Organ des Bundes der Landwirte.)
Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Berlin, } (Organe der deutschen bez.
Reichs- und Staats-Anzeiger, Berlin. } preußischen Regierung.)
Schlesische Zeitung, Breslau. (Agrarisch, dem nationalen Standpunkt nahestehend.)
Leipziger Zeitung.
Dresdner Journal.
Ostpreußische Zeitung, Königsberg.
Posener Tagblatt.

Freikonservativ.
(Reichspartei.)

Die Post, Berlin.

Nationalliberal.

Kölnische Zeitung. (Organ des Großkapitals.)
National-Zeitung, Berlin. (Organ des Großkapitals.)
Berliner Neueste Nachrichten. (Großindustrie.)
Börsen-Zeitung, Berlin.
Frankfurter Journal, Frankfurt am Main.
Hannöverscher Kourier.
Magdeburgische Zeitung.
Allgemeine Zeitung, München. (Der bayrischen Regierung nahestehend.)
Münchner Neueste Nachrichten (dem streng nationalen Standpunkt sich nähernd.)

Augsburger Abendzeitung.
Schwäbischer Merkur, Stuttgart.
Badische Landeszeitung, Karlsruhe.
Straßburger Post.
Hamburgischer Correspondent.
Königsberger Allgemeine Zeitung.

Freisinnig.

Frankfurter Zeitung, Frankfurt am Main (Organ des Großkapitals, jüdische Interessen.)
Berliner Tagblatt. (Jüdische Interessen.)
Börsenkourier. (Jüdische Interessen.)
Vossische Zeitung, Berlin.
Freisinnige Zeitung, Berlin. (Organ Eugen Richters.)
Volkszeitung, Berlin. (Demokratisch.)
Weser-Zeitung, Bremen.
Saalezeitung, Halle.
Fränkischer Kourier, Nürnberg.
Beobachter, Stuttgart.
Breslauer Zeitung, Breslau.
Neue Freie Presse, Wien. (Großkapitalistisches Börsenblatt, jüdische Interessen.)
Neues Wiener Tagblatt, Wien. (Jüdisch-liberal.)
Der Bund, Bern.
Bohemia, Prag. (Liberal.)
Hamburger Fremdenblatt.
Königsberger Hartungsche Zeitung.
Pester Lloyd. (Jüdisch-liberal.)

Ultramontan.

Germania, Berlin.
Kölnische Volkszeitung.
Schlesische Volkszeitung, Breslau.
Bayrischer Kourier, München.
Vaterland, Wien. (Feudal-klerikal.)

National-Sozial.

Die Hilfe, Berlin. (Fr. Naumann.)
Tägliche Rundschau, Berlin. (Dem Evangelischen Bunde nahestehend.

Christlich-Sozial.

Staatsbürgerzeitung, Berlin.
Deutsche Zeitung, Wien.

Partikularistisch.

Bayrisches Vaterland, München.

Bayrischer Bauernbund.

Neue Bayrische Landeszeitung, Würzburg.

Sozialdemokratisch.

Vorwärts, Berlin. (Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie.)

Die General-Anzeiger-Presse in den Großstädten, wie Frankfurt am Main, Mannheim usw., deren Vorbild Scherls Berliner Lokal-Anzeiger (Tag) ist, ist durchweg opportunistisch, in Breslau z. B. katholisierend, und politisch neben den Partei-Organen meist bedeutungslos.

b) Zeitschriften.

Reine Unterhaltungs-, Familien- und Witzblätter sind nicht berücksichtigt.

Akademische Monatsblätter.
Alemannia, Freiburg im Breisgau. (Südwestdeutsche Volkskunde.)
Aus fremden Zungen, Stuttgart. (Bringt ausländische Romane.)
Bayerland, München. (Bayerische Landeskunde.)
Bayreuther Blätter, Bayreuth. (Organ der Richard Wagner-Vereine.)
Bühne und Welt, Berlin. (Theaterwesen.)
Christliche Welt, Marburg an der Lahn. (Protestantische Mittelpartei der Ritschlianer, Harnack.)
Das freie Wort, Frankfurt a. M. (Demokratisch, antiklerikal.)
Das Neue Jahrhundert, Köln a. Rh. (Unterhaltende Wochenschrift.)
Dekorative Kunst, München.
Der Freidenker, Berlin-Friedrichshagen. (Bruno Wille.)
Der Kunstwart, Dresden und München. (Ferdinand Avenarius. Das beste Organ für künstlerische Bestrebungen in Deutschland.)
Der Osten, Breslau. (Organ des Vereins Breslauer Dichterschule, jüdisch-modern.)
Die Frau, Berlin. (Helene Lange, Frauenbewegung.)
Die Gegenwart, Berlin. (Richard Nordhausen, politische Wochenschrift, rechtsstehend.)
Die Gesellschaft, München. (Ursprünglich Organ der jungen litterarischen Generation von 1886.)
Die Insel, Berlin. (O. J. Bierbaum, vertritt den litterarischen Sezessionismus, Artistik.)
Die Kultur, Wien. (Organ der Leo-Gesellschaft, ultramontan.)
Die Kunst, München.
Die Nation, Berlin. (Organ des Alba Barth, jüdisch-freisinnig.)
Die redenden Künste, Leipzig. (Musikalische Wochenschrift, Wagnerianisch.)
Die Reichslande, Straßburg im Elsaß. (Elsässische Revue.)
Die Rheinlande, Düsseldorf. (Wesentlich für bildende Kunst.)
Die Waage, Wien. (Demokratisch, jüdisch-liberal.)
Die Woche, Berlin. (Aktuelles Illustrationsblatt.)
Die Zeit, Berlin-Schöneberg. (Friedrich Naumann, national-soziale Wochenschrift.)
Die Zeit, Wien. (Demokratisch, jüdisch-liberal.)
Die Zukunft, Berlin. (Organ Maximilian Hardens.)
Deutsche Arbeit, Prag. (Deutsch-böhmische Interessen.)
Deutsche Bühnengenossenschaft, Berlin. (Organ der Deutschen Bühnengenossenschaft.)
Deutsche Dichtung, Berlin. (K. E. Franzos, Litteraturzeitschrift altmodischen Stils.)
Deutsche Kunst und Dekoration, Darmstadt.

Deutsche Litteraturzeitung, Berlin. (Prof. Hinneberg, wissenschaftlich.)
Deutsche Mundarten, Wien. (Prof. Nagl, Dialektforschung.)
Deutsche Romanbibliothek, Stuttgart. (Enthält Romanstoff.)
Deutsche Revue, Stuttgart. (Richard Fleischer, Material zur Zeitgeschichte.)
Deutsche Rundschau, Berlin. (Julius Rodenberg, Familienrevue.)
Deutsche Volksstimme, Berlin. (Adolf Damaschke, Bodenreformbewegung, vertritt die Lehren Henry Georges.)
Deutschland, Berlin. (Organ des Grafen Hoensbroech, antiklerikal.)
Deutsch-soziale Blätter, Berlin. (Liebermann von Sonnenberg, Organ der deutsch-sozialen Partei.)
Deutsche Stimmen, Köln und Berlin. (Nationalliberal.)
Deutsches Adelsblatt, Berlin. (Hochkonservativ und klerikalisierend.)
Echo, Berlin. (Enthält Zeitungsstimmen aus allen Gebieten, parteilos.)
Eekbom, Berlin. (Plattdeutsche Sprache und Art.)
Ernstes Wollen, Berlin. (H. Driesmans, Bestrebungen M. v. Egidys.)
Ethische Kultur, Charlottenburg.
Freideutsche Blätter, Augsburg. (Katholische Wochenschrift.)
Freie Jugend, Friedrichshagen bei Berlin. (Freireligiöse Jugendschrift.)
Grenzboten, Leipzig. (Christlich-konservativ, letzthin offiziös für die deutsche Reichsregierung.)
Heimgarten, Graz. (Organ Peter Roseggers, belletristisches Familienblatt.)
Hessenland, Marburg i. H. (Dr. W. Schoof, hessische Geschichte und Litteratur.)
Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland, München. (Ultramontan.)
Historische Zeitschrift, Berlin. (Dr. Meinecke, wissenschaftlich.)
Jugend, München.
Illustrierte Zeitung, Leipzig. (Bestes deutsches illustriertes Organ für die Zeitgeschichte.)
Katholische Revue, Stuttgart.
Kladderadatsch, Berlin. (J. Trojan, gemäßigt konservatives Witzblatt.)
Litterarisches Centralblatt, Leipzig. (Prof. Zarncke, wissenschaftlich.)
Litterarisches Echo, Berlin. (Dr. J. Ettlinger, encyklopädistisch.)
Litterarische Warte, München. (Katholische Belletristik.)
Lohmeyers Deutsche Monatsschrift, Berlin. (Patriotisch, von der deutschen Reichsregierung beeinflußt, in Kultur- und kirchlichen Fragen herkömmlich.)
Magazin für Litteratur, Berlin. (Links stehend.)
Moderne Kunst, Berlin. (Unterhaltungsblatt.)
Monatsblätter für deutsche Litteratur, Braunschweig. (Pastor Warneke, evangelisch.)
Monatsschrift für Stadt und Land, Berlin. (Christlich-konservativ.)
Neue deutsche Rundschau (Freie Bühne), Berlin. (Ursprünglich Organ des Naturalismus, vereinigt jetzt die sog. Moderne.)
Neue Zeit, Berlin. (Sozialdemokratisch.)

Niedersachsen, Bremen. (Provinzialorgan für Nordwest-Deutschland.)
Nord und Süd, Breslau. (Paul Lindau, Familienrevue.)
Preußische Jahrbücher, Berlin. (Prof. Hans Delbrück, Revue, etwa nationalliberal.)
Renaissance, München. (Josef Müller. Organ des Reformkatholizismus.)
Roland, Berlin. (Brandenburgische Landeskunde.)
Romanzeitung, Berlin (O. v. Leixner).
Rübezahl, Unterpolaun, Böhmen. (Schlesisch-böhmisches Dialektorgan.)
Schweizerische Rundschau, Luzern. (Prof. Giesler, Chur.)
Simplicissimus, München. (Demokratische Satire.)
Sozialistische Monatshefte, Berlin. (Sozialdemokratisch.)
Stimmen aus Maria Laach, Luxemburg. (Ultramontane Revue.)
Südwestdeutsche Rundschau, Frankfurt a. M. (In der bildenden Kunst sezessionistisch, begünstigt die Heimatkunst.)
Thürmer, Berlin. (Christlich.)
Umschau, Frankfurt a. M. (Wissenschaft und Technik.)
Universum, Leipzig. (Familienrevue.)
Velhagen und Klasings Monatshefte, Berlin. (Familienrevue.)
Vom Fels zum Meer-Die weite Welt, Berlin. (Familienrevuen.)
Westermanns Monatshefte, Braunschweig. (Familienrevue.)
Wochenrundschau für dramatische Kunst, Frankfurt a. M. (A. Bing, Sichardstraße 41.)

Portotaxen.

Deutsches Reich

A. Ortsverkehr.

Briefe 5 Pf. Postkarte 2 Pf. Postkarten mit Antwort 4 Pf. Drucksachen 1—50 Gr. 2 Pf.; 50—100 Gr. 5 Pf.; 250—500 Gr. 10 Pf.; 500 Gr. bis 1 Klgr. 15 Pf.

B. Innerer Verkehr.

(Die Portosätze gelten für das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn.)

Gewöhnliche Briefe. Porto frankiert bis 20 Gr. einschl. 10 Pf. 20—250 Gr. einschl. 20 Pf.; unfrankiert je 10 Pf. Zuschlag. — Postkarten nur frankiert 5 Pf., mit Antwortkarte 10 Pf. — Drucksachen nur frankiert. Zulässiges Gewicht bis 1 Klgr. Porto: bis 50 Gr. einschl. 3 Pf.; 50—100 Gr. 5 Pf.; 100 bis 250 Gr. 10 Pf.; 250—500 Gr. 20 Pf.; 500—1000 Gr. 30 Pf. Unfrankierte Sendungen werden nicht befördert. — Warenproben ohne Kaufwert nur frankiert. Zulässiges Gewicht bis 350 Gr.; Porto 20 Pf. Bezeichnung „Proben" (Muster). — Einschreibsendungen, als Briefe, Postkarten, Drucksachen, Warenproben, Postnachnahmesendungen, Briefe mit Behändigungsschein, Pakete ohne Wertangabe, mit der Bezeichnung „Einschreiben" unterliegen außer dem Porto einer Gebühr von 20 Pf., desgleichen 20 Pf. Vorausbezahlung für verlangten „Rückschein". Wertangabe ist unzulässig. — Postanweisungen zulässig bis 800 M. Gebühr bis 5 M.

10 Pf., über 5—100 M. 20 Pf., über 100—200 M. 30 Pf., über 200 bis 400 M. 40 Pf., über 400—600 M. 50 Pf., über 600—800 M. 60 Pf. Telegraphische Postanweisung zulässig. — Postnachnahme-Sendungen. Für Nachnahmesendungen kommen an Porto und Gebühr zur Erhebung: 1) Porto für Briefe und Pakete, 2) eine Vorzeigegebühr von 10 Pf., 3) Gebühren für Uebermittlung über 5—100 M. 20 Pf., über 100—200 M. 30 Pf., über 200—400 M. 40 Pf., über 400—600 M. 50 Pf., über 600—800 M. 60 Pf. — Gewöhnliche Pakete. Zulässiges Gewicht 50 Klgr. Porto bis 5 Klgr. auf 10 geograph. Meilen 25 Pf., auf alle weiteren Entfernungen 50 Pf. Ueber 5 Klgr. für die ersten 5 Klgr. wie vorstehend, für jedes weitere Kilogramm bis 10 geograph. Meilen 5 Pf., 10—20 Meilen 10 Pf., 20—50 Meilen 20 Pf., 50—100 Meilen 30 Pf., 100—150 Meilen 40 Pf., über 150 Meilen 50 Pf. Für unfrankierte Pakete bis 5 Klgr. inkl. 10 Pf. Zuschlag. Sperrgut (Sendungen, die in irgend einer Dimension 1½ Meter, oder in einer Dimension 1 Meter, in der andern ½ Meter überschreiten, und weniger als 10 Klgr. wiegen) kostet um die Hälfte mehr. — Briefe mit Wertangabe. Porto auf 10 geograph. Meilen 20 Pf., weiterhin 40 Pf., unfrankiert 10 Pf. Zuschlag, ohne Rücksicht auf Gewicht bis 250 Gr. Versicherungsgebühr 5 Pf. pro 300 M., mindestens jedoch 10 Pf. — Pakete mit Wertangabe. Außer dem betreffenden Porto die obige Versicherungsgebühr. — Durch Eilboten zu bestellende Sendungen mit dem zu unterstreichenden Vermerk „Durch Eilboten" oder „Sofort zu bestellen". Bestellgebühr für gewöhnliche oder eingeschriebene Briefe 25 Pf., für Pakete 40 Pf. Der Eilbotenlohn für das Abtragen nach Landorten beträgt ohne Unterschied der Entfernung für Briefe und Postanweisungen 60 Pf., für Pakete 90 Pf. — Gebühr für Bestellung von Postsendungen in die Wohnung des Empfängers für ein gewöhnliches Paket bis 5 Klgr. 5 Pf., über 5 Klgr. 10 Pf., bei Postämtern I. Klasse 10 resp. 15 Pf., für eine Postanweisung bis 800 M. 5 Pf., für einen Brief mit Wertangabe bis 1500 M. 5 Pf., über 1500—3000 M. 10 Pf.

C. Verkehr im Weltpostverein.

Briefe im Weltpostverkehr dürfen Gold, Juwelen, Goldstücke, kostbare Gegenstände und zollpflichtige Sachen nicht enthalten. Portosatz für Briefe, je 15 Gr. Gewicht, 20 Pf.; ausgenommen Schweiz, je 20 Gr. 20 Pf. Für eingeschriebene Briefe außer dem Porto 20 Pf. Einschreibegebühren. — Postkarten 10 Pf. — Postkarten mit bezahlter Antwort 20 Pf. — Drucksachen dürfen weder einen Brief, noch einen schriftlichen Vermerk enthalten, der die Eigenschaft einer persönlichen Mitteilung hat. Für je 50 Gr. werden 5 Pf. Porto erhoben. — Warenproben für je 50 Gr. 5 Pf., mindestens aber 10 Pf. Höchstgewicht 350 Gr.

D. Gebühren für Telegramme.

Als Mindestbetrag für ein Telegramm werden im inneren, allgemeinen Verkehr 50 Pf. erhoben; für Stadt-Telegramme 30 Pf.

Unterscheidungszeichen, Bindestriche, Apostrophe werden nicht gezählt. Die nähere Bezeichnung des Bestimmungsortes, z. B. „Frankfurt — Main", „Köln—Rhein", „Gera—Reuß" wird nur als ein Wort gerechnet. Die Wortlänge ist auf 15 Buchstaben oder auf 5 Ziffern im Verkehr mit nachstehenden europäischen Staaten festgesetzt:

	Worttaxe ℳ	Worttaxe ₰		Worttaxe ℳ	Worttaxe ₰
Deutschland	—	5	Niederlande	—	10
do. (Stadt-Verkehr)	—	3	Norwegen	—	15
Belgien	—	10	Oesterreich-Ungarn .	—	5
Frankreich	—	12	Rußland	—	20
Großbritannien u. Irland Mindestbetrag 80 Pf.	—	15	Schweden	—	15
Italien	—	15	Schweiz	—	10

Zulässig sind: 1) Dringende Telegramme. 2) Telegr. mit bezahlter Antwort. 3) Antworts-Telegr. mit dringender Antwort. 4) Offene Telegr. oder eigenhändig zu bestellende Telegramme. 5) Zu vergleichende Telegr. 6) Aufzuhaltende Telegr. Ein Telegr., welches nicht bestellt werden soll, kann zurückgezogen werden. Gebühr wird zurückerstattet nach Abzug von 20 Pf. 7) Telegraphische Postanweisungen bis 800 M. Gebühr unbestimmt, richtet sich nach der Wortzahl des Telegramms.

Oesterreich-Ungarn.

A. Innerer Verkehr (inkl. Bosnien, Herzegowina und Deutschland).

Briefe. Bis 20 Gr. 10 H., unfrankiert 20 H.; über 20 bis 250 Gr. 20 H., unfrankiert 30 H. — **Korrespondenzkarten.** Einfache 5 H.; mit Antwort 10 H. — **Drucksachen.** Bis 50 Gr. 3 H.; über 100—250 Gr. 10 H.; über 250—500 Gr. 20 H.; über 500—1000 Gr. 30 H. — **Warenproben.** Bis 250 Gr. 10 H., über 250—350 Gr. 20 H. **Rekommandationsgebühr** 25 H. **Rückscheingebühr** 25 H.

Pakete ohne Wertangabe.

Gewicht in Kilogramm	I. Zone bis 10 geogr. Meilen Kr.	I. Zone H.	II. Zone über 10—20 geogr. Meilen Kr.	II. Zone H.	III. Zone über 20—50 geogr. Meilen Kr.	III. Zone H.	IV. Zone über 50—100 geogr. Meilen Kr.	IV. Zone H.	V. Zone über 100—150 geogr. Meilen Kr.	V. Zone H.	VI. Zone über 150 geogr. Meilen Kr.	VI. Zone H.
Für Sendungen bis 5 kg	—	30	—	60	—	60	—	60	—	60	—	60
über 5 bis 6 kg	—	36	—	72	—	84	—	96	1	08	1	20
„ 6 „ 7 „	—	42	—	84	1	08	1	32	1	56	1	80
„ 7 „ 8 „	—	48	—	96	1	32	1	68	2	04	2	40
„ 8 „ 9 „	—	54	1	08	1	56	2	04	2	52	3	—
„ 9 „ 10 „	—	60	1	20	1	80	2	40	3	—	3	60
für jedes weitere kg	—	6	—	12	—	24	—	36	—	48	—	60

Für unfrankierte Pakete bis einschließlich 5 Klgr. wird ein Zuschlag von 12 H. erhoben. — Postanweisungen. Höchstbetrag 1000 Kr. Oesterreichisch-Ungarische Monarchie: bis einschließlich 20 Kr. 10 H., über 20 Kr. bis einschließlich 100 Kr. 20 H., über 100 Kr. bis einschließlich 300 Kr. 40 H., über 300 Kr. bis einschließlich 600 Kr. 60 H., über 600 Kr. bis einschließlich 1000 Kr. 1 Kr. Okkupationsgebiet Bosnien-Herzegowina und Feldpostanstalten Plevlje, Priboj und Priebolje im Sandschak Novi-Bazar, bis einschließlich 40 Kr. 20 H., über 40 Kr. bis einschließlich 100 Kr. 40 H. über 100 Kr. bis einschließlich 300 Kr. 80 H., über 300 Kr. bis einschließlich 600 Kr. 1 Kr. 20 H., über 600 Kr. bis einschließlich 1000 Kr. 2 Kr. Deutschland (Umrechnung in Markwährung): bis einschließlich 40 Kr. 20 H., für jede weiteren 20 Kr. 10 H.

B. Weltpostverein.

Briefe. Je 15 Gr. 25 H. — Korrespondenzkarten. Einfache 10 H., mit Antwort 20 H. — Drucksachen. Für je 50 Gr. 5 H. — Warenproben. Für je 50 Gr. 5 H., mindestens aber 10 H. — Geschäftspapiere. Für je 50 Gr. 5 H., mindestens aber 25 H. Rekommandationsgebühr 25 H. Rückscheingebühr 25 H.

C. Telegramm-Gebühren.

Im Verkehr innerhalb Oesterreich-Ungarns, im Okkupationsgebiet und mit Deutschland. Einfache Depesche bis zu 10 Worten (1 Wort = 15 Buchstaben = 5 Ziffern) 60 H., jedes weitere Wort 6 H. Im Lokalverkehr per Wort 2 H., mindestens zusammen 40 H. — Im internationalen Verkehr. Neben einer Grundtaxe von 60 H. eine Worttaxe von 21 H. nach Belgien, Dänemark, Luxemburg; 16 H. nach Bulgarien, Frankreich, Italien, Monaco; 26 H. nach Großbritannien und Irland; 9 H. nach Montenegro, Rumänien, Schweiz, Serbien; 19 H. nach den Niederlanden; 32 H. nach Norwegen; 24 H. nach Schweden, Rußland (europäisches Festland); 28 H. nach Spanien, europäische Türkei.

Schweiz.

A. Lokalrayon (10 km in gerader Linie).

Briefe, Schriftpakete, Geschäftspapiere, kleinere Pakete bis 250 Gr. 5 Ct.

Briefe, Schriftpakete, Geschäftspapiere, verschlossene und unverschlossene kleine Pakete, sofern letztere nicht als Warenmuster oder Drucksachen zu betrachten sind, bis zum Gewicht von 250 Gr. frankiert 10 Ct., unfrankiert das Doppelte der Frankotaxe, ungenügend frankiert der Betrag der fehlenden Frankatur. — Postkarten. Einfache 5 Ct., doppelte (mit bezahlter Antwort) 10 Ct. — Drucksachen. Bis 50 Gr. 2 Ct., über 50—250 Gr. 5 Ct., über 250—500 Gr. 10 Ct. — Geldanweisungen. Bis 20 Fr. 15 Ct., über 20—100 Fr. 20 Ct., über 100 Fr. für je weitere 100 Fr. 10 Ct. mehr. — Briefpost-Nachnahmen sind zulässig bis zum Betrage von 50 Fr. auf gewöhnlichen Briefen, Postkarten, Drucksachen und Warenmustern. Provisionen

(nebst der ordentlichen Taxe) 10 Ct. für je 10 Fr. Rekommandationsgebühr 10 Ct. Die rekommandierten Sendungen unterliegen dem Frankozwang. Entschädigung im Falle des Verlustes 50 Fr.; für Verspätungen von mehr als 24 Stunden 15 Fr. Reklamationsfrist ein Jahr. Rückschein 20 Ct. Zulässig für rekommandierte Sendungen. Expreßbestellgebühr (nebst der ordentlichen Taxe) für je 2 Kilometer Entfernung 30 Ct. Die Expreßgebühr muß wenigstens mit 30 Ct. vom Aufgeber bezahlt werden. — Fahrpost, enthaltend die Taxen bis zum Gewicht von 20 Klgr., ohne Unterschied der Entfernung:

Gewichtstaxe.

	frankiert	unfrank.
bis 1/2 kg	—.15	—.30
über 1/2 „ 2 1/2 „	—.25	—.40
„ 2 1/2 „ 5 „	—.40	—.60
„ 5 „ 10 „	—.70	1.—
„ 10 „ 15 „	1 —	1.50
„ 15 „ 20 „	1.50	2.—

Werttaxe,
der Gewichtstaxe beizufügen.

100 Fr. . . . 05	
300 „ . . . 10	
500 „ . . . 15	
600 „ . . . 20	
800 „ . . . 25	
1000 „ . . . 30	

Ueber 1000 Fr., für je weitere 1000 Fr. oder Bruchteil v. 1000 Fr., 6 Ct. mehr, unter Aufrundung auf 5 Ct.

Die Gewichtstaxe für Stücke über 20 Klgr. wird nach der Entfernung berechnet und beträgt für je 5 Klgr. oder Bruchteil:

auf eine Entfernung von 100 km (I. Stufe) . . . 30 Ct.
„ „ „ über 100—200 km (II. Stufe) . 60 „
„ „ „ „ 200—300 km (III. Stufe) . 90 „
„ „ „ „ 300 km (IV. Stufe) 1 Fr. 20 „

mit Zuschlag von 50 Ct. für jede nicht frankierte Sendung. — Nachnahmen sind zulässig bis zum Betrage von 300 Fr.

C. Verkehr im Weltpostverein.

Zollpflichtige Gegenstände dürfen nur den Wertschachteln beigeschlossen werden. — Frankatur. Mit Ausnahme der Briefe und Postkarten müssen alle Gegenstände wenigstens teilweise frankiert sein. Unfrankierte Drucksachen, Warenmuster u. Geschäftspapiere werden nicht befördert. — Ungenügend frankierte Gegenstände unterliegen einer Nachtaxe im doppelten Betrage der fehlenden Frankatur. — Briefe: a) Im Verkehr mit Deutschland (ohne die Kolonien und Schutzgebiete, sowie die Postanstalten im Auslande), Oesterreich (ohne die Postanstalten im Auslande), Ungarn und Bosnien-Herzegowina für je 20 Gr. frankiert 25 Ct., unfrankiert 50 Ct. Im Grenzrayon für je 20 Gr. frankiert 10 Ct., unfrankiert 20 Ct. b) Im Verkehr mit den übrigen Ländern für je 15 Gr. frankiert 25 Ct., unfrankiert 50 Ct. Im Verkehr mit Frankreich für je 15 Gr. frankiert

15 Ct., unfrankiert 30 Ct. — Postkarten, einfache, frankiert 10 Ct., unfrankiert 20 Ct., doppelte (mit bezahlter Antwort) 20 Ct. — Warenmuster. Bis 100 Gr. 10 Ct., über 100 Gr. für je 50 Gr. 5 Ct. Gewichtsgrenze 350 Gr. — Drucksachen (bis 2 Klgr. zulässig) für je 50 Gr. 5 Ct.

D. Telegramm-Gebühren.

Innerer Verkehr. Grundtaxe von 30 Ct. und eine Worttaxe von 2½ Ct. mit Abrundung nach oben auf 5 Ct. Also: 1 bis 2 Worte 35 Ct., 3—4 Worte 40 Ct., 5—6 Worte 45 Ct. usw. — Internationaler Verkehr. Innerhalb Europas eine Grundtaxe von 50 Ct. und des weiteren für jedes Wort a) nach Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn 10 Ct. (nach Lichtenstein, Vorarlberg, Tirol jedoch nur 7 Ct.), b) nach Belgien, Dänemark, Niederlande, Rumänien, Serbien, Bosnien, Montenegro 19 Ct., c) nach Großbritannien 29 Ct., d) nach Rußland 44 Ct.

Münztabelle.

		M	₰
Belgien . . .	1 Frank à 100 Centimes	—	80
China	1 Tael à 1000 Cash	2	80
Dänemark . . .	1 Krone à 100 Oere	1	12
Deutschland . .	1 Mark à 100 Pfennige	1	—
Finland. . . .	1 Markka à 10 Penniä	—	80
Frankreich . . .	1 Frank à 100 Centimes	—	80
Griechenland . .	1 Drachme à 100 Lepta	—	80
Groß-Britannien	1 Pfd. Sterl. à 20 sh. à 12 d.	20	43
Japan, Inland .	1 Gold-Yen à 100 Sen	2	06
„ mit Europa	1 Yen (Silber) à 100 Sen = dem amerikanischen Handelsdollar	1	90
Italien	1 Lire à 100 Centesimi	—	80
Luxemburg . .	1 Mark à 100 Centesimi	1	—
Marokko . . .	1 Piaster à 10 Unzen	4	70
Mexiko	1 Peso à 100 Centavos	4	33
Niederlande . .	1 Gulden à 100 Cents	1	69
Norwegen . . .	1 Krone à 100 Oere	1	12
Oesterreich . .	1 Krone à 100 Heller	—	85
Ostindien (Britisch)	1 Rupie à 16 Annas à 12 Pies . . .	1	36
Portugal . . .	1 Milreïs à 100 Reis	4	53
Rumänien . . .	1 Lëu à 100 Bani	—	80
Rußland . . .	1 Goldrub. (1 Silberrub. à 100 Kop. M. 2 16)	3	20
Schweden . . .	1 Krone à 100 Oere	1	12
Schweiz	1 Frank à 100 Rappen	—	80
Serbien	1 Dinar à 100 Para	—	80
Spanien . . .	1 Peseta à 100 Centesimos	—	80
Tripolis . . .	1 Piaster à 40 Para à 3 Asper . . .	—	18
Tunis	1 Tunesischer Piaster à 16 Karuben . .	—	48
Türkei	1 Piaster à 40 Para à 3 Asper . . .	—	19
Ver. St. v. Amerika	1 Dollar à 100 Cents	4	20

Das Jahr 1903

ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen.

Das Jahr 1903 ist das 5616te der Julianischen Periode; seit dem Zuge der Kimberer und Teutonen das 2016te; seit der Hermannsschlacht im Teutoburger Walde das 1894te; seit der Einnahme Roms durch die Westgoten unter ihrem Könige Alarich das 1493te; seit der Zertrümmerung des Römerreiches durch die Germanen das 1427te; seit der Besiegung der Ungarn durch Kaiser Otto I. auf dem Lechfelde das 948ste; seit der Gründung der Ostmark (nicht Oesterreich im heutigen Sinne) das 926te; seit der Niederwerfung Napoleons I. bei Leipzig das 90te; seit der Geburt Bismarcks das 88ste; seit der Gründung des neuen deutschen Reiches das 32te.

Die vier Jahreszeiten.

Frühlings-Anfang: 21. Lenzmonds 8 Uhr 20 Minuten abends. — Sommer-Anfang: 22. Brachmonds 4 Uhr 2 Minuten mittags. — Herbst-Anfang: 24. Herbstmonds 6 Uhr 49 Minuten früh. — Winter-Anfang: 23. Julmonds 1 Uhr 26 Minuten morgens.

Finsternisse.

Im Jahre 1903 werden zwei Sonnen-Finsternisse und zwei Mondes-Finsternisse stattfinden, von denen in unseren Gegenden die beiden Mondes-Finsternisse sichbar sein werden.

1. Ringförmige Sonnen-Finsternis am 29. Lenzmonds. Beginn der Finsternis überhaupt um 0 Uhr 15 Minuten morgens, Beginn der ringförmigen Finsternis um 1 Uhr 39 Minuten morgens, Beginn der centralen Finsternis um 1 Uhr 41 Minuten morgens, Ende der ringförmigen Finsternis um 3 Uhr 42 Minuten morgens, Ende der Finsternis überhaupt um 5 Uhr 7 Minuten morgens.

2. Teilweise Mondesfinsternis am 11. und 12. Ostermonds. Anfang der Finsternis am 11. um 11 Uhr 40 Minuten abends, Mitte der Finsternis am 12. um 1 Uhr 18 Minuten morgens, Ende der Finsternis um 2 Uhr 57 Minuten morgens. Größe der Verfinsterung in Teilen des Monddurchmessers = 0.97.

3. Vollständige Sonnen-Finsternis am 21. Herbstmonds. Beginn der Finsternis überhaupt um 3 Uhr 33 Minuten morgens, Beginn der vollständigen Finsternis um 4 Uhr 58 Minuten morgens, Ende der vollständigen Finsternis um 6 Uhr 33 Minuten morgens, Ende der Finsternis überhaupt um 7 Uhr 57 Minuten morgens.

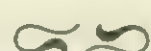
4. Teilweise Mondes-Finsternis am 6. Weinmonds. Anfang der Finsternis um 2 Uhr 46 Minuten nachmittags, Mitte der Finsternis um 4 Uhr 23 Minuten nachmittags, Ende der Finsternis um 6 Uhr 0 Minuten abends. Größe der Verfinsterung in Teilen des Monddurchmessers = 0.87.

Deutsche Festtage.

Wintersonnenwende.
Die heiligen Zwölften (zwölf Nächte): Weihnachten bis Dreikönigstag.
Fasnacht: 24. des Hornungs.
Ostern: 12. und 13. des Ostermonats.
Walpurgis: 1. des Maien.
Maifest (Pfingsten): 31. des Maien.
Sonnenwende, Johannisfest, Mitsommer: 24. des Brachmonats.
Erntefest, Kirmeß, Herbstfest.



Zeitweiser.



31 Tage. **Schneemonat.** Januar.

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen.
D	1	Osmund	Ludberga	
F	2	Dietmar	Guntrada	
S	3	Sigmund	Genovefa	
S	4	Rigowart	Farhilda	
M	5	Edward	Gerwisa	
D	6	Fridrich	Wiltraut (trud)	
M	7	Reinhold	Hermelinde	
D	8	Erhard	Adelheid	
F	9	Eilfried	Eilfrida	
S	10	Adalrich	Ehrentraut	
S	11	Ergwin	Egwina	
M	12	Othard	Engelberga	
D	13	Hildemar	Ilse	
M	14	Engelmar	Ida	
D	15	Alfred	Rosamunde	
F	16	Roland	Rolanda	
S	17	Witekind	Hadwiga	
S	18	Leonhard (Lien)	Wolfrida	
M	19	Dagobert	Dagoberta	
D	20	Theodorich	Hadwina	
M	21	Weinrad	Lamberta	
D	22	Hadmar	Dietlinde	
F	23	Bernhard	Radegunde	
S	24	Reinald	Reinalda	
S	25	Wilhelm	Wilhelma	
M	26	Gotbert	Balthilde	
D	27	Amalbert	Amalberta	
M	28	Manfred	Manfreda	
D	29	Arnulf	Irmtraut	
F	30	Adelhelm	Adelgund	
S	31	Adolf	Wolfa	

28 Tage. **Hornung.** Februar.

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen
S	1	Sigbert	Sigberta	
M	2	Bodo	Alwina	
D	3	Uthard	Werburga	
M	4	Raban	Amalia	
D	5	Alboin	Bertrada	
F	6	Rodebald	Gilberta	
S	7	Richard	Wilhelma	
S	8	Hermanfrid	Elfleda	
M	9	Irmfried	Gertrud	
D	10	Gotwin	Baldegunde	
M	11	Starkhand	Kunigunde	
D	12	Raimund	Humberta	
F	13	Folkram	Ermenhilde	
S	14	Diethelm	Edelfrida	
S	15	Erich	Filiberta	
M	16	Heimo	Oda	
D	17	Folkrad	Gerlinde	
M	18	Hildebert	Hildeberta	
D	19	Konrad	Siglinde	
F	20	Ulrich	Ulrike	
S	21	Gundobert	Gunthilde	
S	22	Robert	Roberta	
M	23	Reinhard	Wilburga	
D	24	Edelbert	Edelberta	
M	25	Rupert	Walburga	
D	26	Edulf	Lamberta	
F	27	Baldomar	Leodeburg	
S	28	Oswald	Ermina	

31 Tage. **Lenzmonat.** März.

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen
S	1	Rüdeger	Bertranda	
M	2	Herfrid	Herfrida	
D	3	Fridrich	Kunigund	
M	4	Oswin	Oswina	
D	5	Ingomar	Ruperta	
F	6	Fridolin	Kuniburga	
S	7	Volker	Odilie	
S	8	Lutfried	Warmunda	
M	9	Reinhard	Franka	
D	10	Klodwig	Klodwiga	
M	11	Wolfram	Bernharde	
D	12	Walther	Engelharde	
F	13	Ernst	Erneste	
S	14	Hildebert	Mathilde	
S	15	Aldebert	Alberta	
M	16	Heribert	Heriberta	
D	17	Iring (Iro)	Gertrudis	
M	18	Edward	Anselma	
D	19	Hartwig	Frideburg	
F	20	Eberhard	Gotberta	
S	21	Tankred	Ratmunda	
S	22	Halmar	Herlinde	
M	23	Farald	Bertha	
D	24	Adelmar	Friderike	
M	25	Humbert	Richarda	
D	26	Leodegar	Uda	
F	27	Rupert	Frowine	
S	28	Guntram	Eilberta	
S	29	Berthold	Frideburg	
M	30	Guido (Wito)	Karlinde	
D	31	Lantwin	Ludwiga	

30 Tage. **Ostermond.** April.

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen
M	1	Hugo	Gilberta	
D	2	Gilbert	Bernharda	
F	3	Richard	Flodoberte	
S	4	Eberhard	Engelburga	
S	5	Albert	Alberada	
M	6	Notker	Rothilde	
D	7	Hermann	Ermentrude	
M	8	Malbert	Sachsburga	
D	9	Karlmann	Waltrude	
F	10	Engelbert	Hulda	
S	11	Hildebrand	Gotberta	
S	12	Balduin	Ingeburg	
M	13	Hadward	Hermengild	
D	14	Lambert	Hadwiga	
M	15	Gotwin	Gotwine	
D	16	Herwig	Lamberte	
F	17	Rudolf	Rudolfa	
S	18	Fridebald	Lutwina	
S	19	Wernher	Emma	
M	20	Hartwin	Hildegund	
D	21	Reinmar	Anselma	
M	22	Albrecht	Richtraut	
D	23	Fulbert	Adalberta	
F	24	Egbert	Heriberte	
S	25	Erwin	Franka (Fkhilde)	
S	26	Wilhelm	Othilde	
M	27	Tassilo	Lanthilde	
D	28	Theobald	Gerfride	
M	29	Wilfrid	Ermentraut	
D	30	Ludwig	Walpurgis	

31 Tage. **Mai.**

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen
F	1	Theodulf	Waldeburg	
S	2	Ruthard	Gerhild	
S	3	Ansfrid	Ansfrida	
M	4	Sigismund	Ida	
D	5	Gothard	Waltrada	
M	6	Dietrich	Otberta	
D	7	Otomar	Gisela	
F	8	Ewald	Wolfhilde	
S	9	Roderich	Idaberga	
S	10	Alberich	Fridemunda	
M	11	Fridemund	Berthilia	
D	12	Waldebert	Inulda	
M	13	Alawig	Franka (-kberta)	
D	14	Heinrich	Erkentrud	
F	15	Ruprecht	Richtrud	
S	16	Adalbert	Ubalde	
S	17	Giselbert	Framhild	
M	18	Einhard	Idaberga	
D	19	Iwo	Fastrada	
M	20	Gismund	Rolande	
D	21	Oswin	Richenza	
F	22	Atto (Hatto)	Isentrud	
S	23	Fredegar	Guta	
S	24	Gerwald	Hildeberta	
M	25	Gerbert	Gilberte	
D	26	Berengar	Lamberta	
M	27	Reinulf	Reinolfa	
D	28	Richmar	Wilhelmine	
F	29	Markward	Geralda	
S	30	Ferdinand	Ferdinanda	
S	31	Sigwin	Helmtrudis	

30 Tage. **Brachmonat.** Juni.

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen
M	1	Meinhard	Leodegarde	
D	2	Ulrich	Ratdrude	
M	3	Leopold	Hildeburg	
D	4	Irmfrid	Hilda	
F	5	Winfrid	Winfride	
S	6	Norbert	Norberta	
S	7	Gotlieb	Klothilde	
M	8	Ertfrid	Medarda	
D	9	Gotschalk	Ermengard	
M	10	Ebermund	Hilde	
D	11	Hilderich	Lutberta	
F	12	Gerbald	Gerbalda	
S	13	Reinbrecht	Otwine	
S	14	Hartwig	Richarda	
M	15	Bernhard	Edburg	
D	16	Gebhard	Wibranda	
M	17	Volkmar	Adolfine	
D	18	Humfrid	Humfride	
F	19	Ratho	Alruna	
S	20	Berthold	Adelgund	
S	21	Lutfrid	Agfride	
M	22	Eberhard	Sighilde	
D	23	Leodegar	Edeltraut	
M	24	Theodulf	Reingard	
D	25	Gunthard	Bertha	
F	26	Rudolf	Rudolfa	
S	27	Luitprand	Adelheid	
S	28	Heimrad	Diethild	
M	29	Alfred	Hermine	
D	30	Arnulf	Klodsinde	

31 Tage. Heumonat. Juli.

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen
M	1	Theoderich	Reinfrida	
D	2	Ottokar	Wonegund	
F	3	Meinhard	Richa(henza)	
S	4	Otto	Bernhilde	
S	5	Wilhelm	Wilhelmine	
M	6	Eberhard	Gismunda	
D	7	Willibald	Edelburga	
M	8	Edgar	Burgunda	
D	9	Gotfrid	Eberhilde	
F	10	Ulrich	Amalia	
S	11	Sigbert	Sigberta	
S	12	Heinrich	Heinrike	
M	13	Ernest	Mildreda	
D	14	Gilbert	Reinolfa	
M	15	Hartwig	Reinswinde	
D	16	Walter	Reinhilde	
F	17	Herwig	Edburga	
S	18	Fridrich	Friderike	
S	19	Alfred	Stillfrida	
M	10	Ansegis	Irmberta	
D	21	Arbogast	Gundoberga	
M	22	Baltfrid	Baltfrida	
D	23	Arnulf	Maralda	
F	24	Wolfbert	Siglinde	
S	25	Dietfrid	Klodside	
S	26	Fridebert	Fridberta	
M	27	Berthold	Herrada	
D	28	Raimund	Botwina	
M	29	Adelmar	Ingunde	
D	30	Hadebrand	Wiltrude	
F	31	Batho, Hildebad	Ernesta	

31 Tage. **Erntemonat.** August.

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen.
S	1	Richbert	Richberta	
S	2	Gundacker	Elfrida	
M	3	Bruno	Erchentrud	
D	4	Rainer	Sigrada	
M	5	Oswald	Oswalda	
D	6	Hermann	Hertha	
F	7	Leodebald	Hildtraut	
S	8	Altmann	Hedwig	
S	9	Hadumar	Rolanda	
M	10	Eberhard	Erlwine	
D	11	Gerhard	Eilberta	
M	12	Ingwald	Engelberta	
D	13	Wigbert	Reinilda	
F	14	Wernfrid	Radegunde	
S	15	Arnulf	Reinlinde	
S	16	Frambald	Hugolina	
M	17	Karl(mann)	Guda	
D	18	Reinald	Wendelgard	
M	19	Ludwig	Ludwiga	
D	20	Franko(mar)	Armgard	
F	21	Volkmar	Irmgard	
S	22	Alfons	Richhilde	
S	23	Witmar	Theodolinde	
M	24	Theoderich	Oswalda	
D	25	Klodwig	Ermina	
M	26	Erlwin	Kuniburga	
D	27	Warnefrid	Kunegunde	
F	28	Ekkeward	Adelinde	
S	29	Willeram	Amaltrud	
S	30	Heribert	Ingoberga	
M	31	Raimund	Gotburga	

30 Tage. **Herbstmonat.** September.

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen
D	1	Aribald	Hedwig	
M	2	Degenhard	Hermine	
D	3	Hermann	Ehrentraut	
F	4	Fridewald	Ida	
S	5	Gerwald	Roswitha	
S	6	Hubert	Huberta	
M	7	Hildeward	Madalberta	
D	8	Berthelm	Thusnelda	
M	9	Tankred	Wilfrida	
D	10	Theodard	Kunigund	
F	11	Warbod	Wilberta	
S	12	Guido (Wito)	Teutoburga	
S	13	Franko	Sigmunde	
M	14	Leoderich	Notburga	
D	15	Ekhard	Gotlinde	
M	16	Giselmar	Roswinda	
D	17	Lambert	Gebtrud	
F	18	Reinfrid	Richarda	
S	19	Arnulf	Lamberta	
S	20	Rathar	Friderike	
M	21	Gerulf	Luitrud (-traut)	
D	22	Emmeram	Gunthild	
M	23	Sighard	Siglinde	
D	24	Giselher	Emma	
F	25	Hermanfrid	Eilrada	
S	26	Meinhard	Gerharda	
S	27	Ratmund, Adolf	Hildtrud	
M	28	Wetzel (Watzel)	Ernfride	
D	29	Alarich	Lutwina	
M	30	Gerhard	Ansberta	

31 Tage. Weinmonat. Oktober.

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen
D	1	Wolfgis	Gilberte	
F	2	Leodegar	Agiltrud	
S	3	Ewald	Hermengard	
S	4	Roger	Edelburg	
M	5	Meinulf	Theodorado	
D	6	Bruno	Brunhilde	
M	7	Gerold	Richhilde	
D	8	Hugo	Reinfrida	
F	9	Günther	Ermelinde	
S	10	Fridemann	Tanka	
S	11	Roderich	Edelburg	
M	12	Edwin	Herlinde	
D	13	Gerbrand	Hugolinde	
M	14	Dietmar	Meinhild	
D	15	Richwin	Hildegard	
F	16	Meinbod	Herburga	
S	17	Rudolf	Hedwig	
S	18	Luitprant	Berthild	
M	19	Dietfrid	Witburg	
D	20	Wendelin	Imma	
M	21	Wulfo	Ottilie	
D	22	Wighard	Irmtraut	
F	23	Herfrid	Oda	
S	24	Fromund	Richmunda	
S	25	Ruthard	Sigwalda	
M	26	Alboin	Gebtrud	
D	27	Rathbert	Witbuga	
M	28	Alfred	Ermelinde	
D	29	Engelhard	Hedwig	
F	30	Hildefuns	Alwine	
S	31	Wolfgang	Notburga	

30 Tage. **Nebelmonat.** November.

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen
S	1	Harald	Wolfhilde	
M	2	Ratbold	Raghilde	
D	3	Hubert	Anselma	
M	4	Karl	Karla	
D	5	Emerich	Reinberta	
F	6	Leonhard	Winfrida	
S	7	Ernest	Bertrada	
S	8	Gotfrid	Gebtrud	
M	9	Reinulf	Reinmunda	
D	10	Hadmund	Ermengard	
M	11	Bertwin	Erkentrud	
D	12	Kunibert	Rudolfa	
F	13	Leodegar	Otburga	
S	14	Alberich	Gismunde	
S	15	Leopold	Leopolda	
M	16	Otomar	Othild	
D	17	Hugo	Hilda	
M	18	Otto	Gertrud	
D	19	Theobald	Mechtild	
F	20	Volker	Humberta	
S	21	Mutolf	Amalia	
S	22	Sighard	Adele (Ada)	
M	23	Trudo	Wolftrud (-traut)	
D	24	Lebrecht	Reinberta	
M	25	Bernold	Gotfrida	
D	26	Konrad	Anselma	
F	27	Sigfrid	Oda	
S	28	Gerold	Hadumoda	
S	29	Karl	Gislinde	
M	30	Ratbod	Hildeberga	

31 Tage. Julmonat. Dezember.

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen
D	1	Arnold	Otwina	
M	2	Sigram	Ratfride	
D	3	Franko (kbert)	Sigtrude	
F	4	Arno	Ada	
S	5	Reinhard	Gotfride	
S	6	Gotfrid	Gertrud	
M	7	Gerbald	Sistrud	
D	8	Egbert	Gunthilde	
M	9	Witmar	Balda	
D	10	Meinrad	Wolfhilde	
F	11	Waldemar	Ida	
S	12	Waldefrid, Franko	Willeburga	
S	13	Tassilo	Otilie	
M	14	Folkwin	Edburga	
D	15	Reinald	Reinalda	
M	16	Humbert	Adelheid (Ada)	
D	17	Notger	Wolftrudis	
F	18	Hildebert	Giselheid	
S	19	Wilhelm	Frideberta	
S	20	Hermann	Hermine	
M	21	Bertho	Fridemunde	
D	22	Eberhard	Bertheida	
M	23	Dagobert	Hildegard	
D	24	Einhard	Adelberta	
F	25	Irmbert	Flothilde	
S	26	Adelhard	Richlinde	
S	27	Winebald	Leodegard	
M	28	Hugbald	Hubalda	
D	29	Otwald	Ludberga	
M	30	Dankward	Alfreda	
D	31	Gunther	Lutfride	

Gedruckt bei Hermann Costenoble, Berlin und Jena.

31 Tage. **Julmonat.** Dezember.

Tage		Männliche german. Namen	Weibliche german. Namen	Notizen
D	1	Arnold	Otwina	
M	2	Sigram	Ratfride	
D	3	Franko (Kbert)	Sigtrude	
F	4	Arno	Ada	
S	5	Reinhard	Gotfride	
S	6	Gotfrid	Gertrud	
M	7	Gerbald	Sistrud	
D	8	Egbert	Gunthilde	
M	9	Witmar	Balda	
D	10	Meinrad	Wolfhilde	
F	11	Waldemar	Ida	
S	12	Waldefrid, Franko	Willeburga	
S	13	Tassilo	Otilie	
M	14	Folkwin	Edburga	
D	15	Reinald	Reinalda	
M	16	Humbert	Adelheid (Ada)	
D	17	Notger	Wolftrudis	
F	18	Hildebert	Giselheid	
S	19	Wilhelm	Frideberta	
S	20	Hermann	Hermine	
M	21	Bertho	Fridemunde	
D	22	Eberhard	Bertheida	
M	23	Dagobert	Hildegard	
D	24	Einhard	Adelberta	
F	25	Irmbert	Flothilde	
S	26	Adelhard	Richlinde	
S	27	Winebald	Leodegard	
M	28	Hugbald	Hubalda	
D	29	Otwald	Ludberga	
M	30	Dankward	Alfreda	
D	31	Gunther	Lutfride	

Gedruckt bei Hermann Costenoble, Berlin und Jena.

